HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

99
8821

Thus. HW S. 124

Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur

Herausgegeben

von

Franz Saran
Professor an der Universität Halle

VII

Fritz Wüstling
Tiecks William Lovell

Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1912

Tiecks William Lovell

Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts

von

Fritz Wüstling

15-5-936
2/9/20

Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1912

Frau Agnes Dümmler

in Dankbarkeit und Freundschaft
gewidmet.

Inhaltsübersicht.

Seite

Literatur IX

I. Kapitel. Ergebnisse der Forschung über Entstehungszeit, Charaktere und Gehalt des „William Lovell“ 1

II. Kapitel. Analyse des Romans.

§ 1. Vorbemerkung 12

a) Die Egoisten und Freigeister.

§ 2. Der alte Burton 13

§ 3. Rosa 19

§ 4. Andrea 24

b) Die Schwärmer.

§ 5. Balder 30

§ 6. Emilie Burton 35

§ 7. William Lovell 37

c) Die ausgeglichenen Charaktere.

§ 8. Eduard Burton 56

§ 9. Amalie Wilmont 60

§ 10. Walther Lovell 62

§ 11. Karl Wilmont 65

§ 12. Mortimer 67

d) Gehalt 71

I. Die abgelehnte Denkart 74

II. Positive Anschauung 76

III. Kapitel. Quellen des Romans.

§ 13. Persönliche Motive 80

§ 14. Literarische Einflüsse.

Geist der Zeit 94

A. Verstandestum.

α) Materialismus und Machtmoral 96

1. Restif de la Bretonne 96

2. Wielands Agathon 104

3. Voltaire über Cromwell 109

Seite

β) Mechanismus und Determinismus.
Schillers Geisterseher 110
γ) Begriffliche Moral, enge Gebundenheit.
1. Richardsons Clarissa 115
2. Ben Jonsons The new Inn 120
3. Nicolais Sebaldus Nothanker 122

B. Reaktion des Gefühls.
α) Schwärmerisch-sympathetische Empfindungen.
Der junge Wieland 126
β) Leidenschaft, Naturgefühl.
1. Rousseau 137
2. Shakespeare 140
γ) Verstand zersetzt, Gefühl vereinigt und ist sittlicher Instinkt.
1. Klinger 141
2. Schiller 147
δ) Grübeln, das Gefühl menschlicher Begrenzung im Erkennen als Zwang empfunden.
1. Goethe (Werther, Faust) 151
2. Karl Philipp Moritz 157
3. Heinse 159
4. Schillers Juliusbriefe 165

C. Kant 167

D. Jacobi 171

IV. Kapitel. Romantische Elemente 179

Literatur.

1. Allgemeine Literaturzeitung. 1795 u. 1797. Bd. IV.
2. Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich v. Raumer. I. Bd. Leipzig 1826.
3. Karl Rosenkranz, Ludwig Tieck und die romantische Schule. Studien. Berlin 1839.
4. R. Kausler, Tieck und die deutsche Romantik. Mundts Freihafen. 1839. Heft 3/4.
5. J. v. Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847.
6. R. Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen. 2 Teile. Leipzig 1855.
7. Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. 4 Bde. Breslau 1864.
8. Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau usw. Leipzig 1867. Bd. I.
9. R. Haym, Die Romantische Schule. Berlin 1870.
10. H. Freiherr v. Friesen, Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825/42. 2 Bde. Wien 1871.
11. A. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Leipzig 1873[5]. Bd. 4.
12. G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Leipzig 1874[5]. Bd. 5.
13. E. Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe. Jena 1875.
14. W. Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1878. I. Bd.
15. E. Schmidt, Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit. Berlin 1878.

16. H. Petrich, Drei Kapitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878.
17. H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Braunschweig 1879 [3]. 3. Buch.
18. A. Biese, Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888.
19. J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1890. II. Bd.
20. C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774/78. Halle 1892.
21. K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 4/6. 1891 [2], 1893 [3], 1898 [2].
22. W. Bernhardi, Ludwig Tieck. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 38. S. 254 ff. 1894.
23. G. Klee, Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen 1793, mitgeteilt v. G. K. in Forschungen zur deutschen Philologie 1894. S. 183/86.
24. G. Klee, Tiecks Werke. Bibliogr. Institut. Bd. I.
25. K. Kohler, Das romantische Naturgefühl bei Tieck und Novalis. Dichterstimmen der Gegenwart 14, N. 1.
26. J. O. E. Donner, Richardson in der deutschen Romantik. Zeitschr. f. vgl. Litg. X, S. 1 ff.
27. J. Ranftl, Ludwig Tiecks Genovefa als romantische Dichtung betrachtet. Graz 1899.
28. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie. III. Leibniz. Heidelberg 1902 [4].
29. M. Dessoir, Geschichte der Neueren Psychologie. Berlin 1902 [2]. I. Bd.
30. D. Zelak, Tieck und Shakespeare. Programm Tarnopol 1902.
31. K. Haßler, Ludwig Tiecks Jugendroman William Lovell und der Paysan perverti des Restif de la Bretonne. Diss. Greifswald 1902.
32. Stanger, Zu den Romantikern. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Berlin. Bd. I/II.
33. E. Frey, Englische Studien. Bd. 32, S. 127.
34. O. F. Walzel, Görres' Stil und seine Ideenwelt. Euphorion X, S. 792/809.
35. E. A. Regener, Tieckstudien. Diss. Rostock 1903.
36. O. F. Walzel, Romantik, Neuromantik, Frauenfrage. Archiv für das Studium der neueren Sprachen 107, S. 253/76.

37. G. Witkowski, Ludwig Tiecks ausgewählte Werke. Hesses Verlag. Leipzig.
38. O. Külpe, Einleitung in die Philosophie. Leipz. 1903[3]. III. Kap.
39. E. Ederheimer, J. Boehmes Einfluß auf Ludwig Tieck. Diss. Heidelberg 1904.
40. R. Huch, Blütezeit der Romantik. Leipzig 1905[3].
41. W. Hans, Kant und die Romantik. Euphorion XIII, S. 502/14. 1906.
42. W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1906.
43. W. Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Tübingen 1907[4].
44. J. Minor, Goethes Mahomet. Jena 1907.
45. K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. 3. Abt., 3. Bd. Berlin 1907.
46. J. Budde, Zur romantischen Ironie bei Ludwig Tieck. Bonner Diss. 1907.
47. W. Herzog, Paris in Kleists Briefen und in Tiecks „William Lovell". Euphorion XV, S. 713/16. 1908.
48. O. F. Walzel, Deutsche Romantik. Teubner Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 232. Leipzig 1908.
49. F. A. Schmid, Friedrich Heinrich Jacobi. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems. Heidelb. 1908.
50. S. Krebs, Philipp Otto Runges Entwicklung unter dem Einfluß Ludwig Tiecks. Heidelberg 1909.
51. F. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. Jena 1909.
52. A. Döll, Goethes Mitschuldigen. Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, herausgegeben von F. Saran. Nr. 3. Halle 1909.
53. J. Kremer, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller. Berlin 1909.
54. O. Freise, Die drei Fassungen von Wielands Agathon. Diss. Göttingen 1910.
55. H. Schwartz, F. H. Jacobis „Allwill". Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, herausgegeben von F. Saran. Nr. 8. Halle 1911.

I. Kapitel.

Ergebnisse der Forschung über Entstehungszeit, Charaktere und Gehalt des William Lovell.

Über die Entstehungsgeschichte hat Haßler[1]) bereits eingehend gehandelt. Beim Nachprüfen bin ich zu den gleichen Resultaten gekommen. Die Konzeption des Romans begann im engen Zusammenhang mit durchlebten Seelenkämpfen Ende 1792, die erste Niederschrift Anfang 1793. Die gesamte Dichtung war 1795 beendet.[2]) Im gleichen Jahre erschien der erste Band anonym in drei Büchern unter dem Titel: „William Lovell. Erster Band. Berlin und Leipzig, bei Karl August Nicolai 1795". Der gleiche Verlag gab 1796 die beiden anderen Bände heraus, die ebenfalls aus je drei Büchern bestanden.

Die Forschung über Charaktere und Gehalt des Tieckschen Romans ist meist aus dem Grunde fehl gegangen, weil sie mit fertigen sittlichen Maßstäben an den Roman herantretend den Haupthelden schnell verwarf und zudem die andern Personen zu wenig berücksichtigte.

Kurz nachdem der erste Band des „William Lovell" erschienen war, wurde dieser Teil zum ersten Male in der „Allgemeinen Literaturzeitung" vom Jahre 1795[3]) gewürdigt. Jenem Rezen-

[1]) Karl Haßler, Ludwig Tiecks Jugendroman William Lovell und der Paysan perverti des Restif de la Bretonne. Diss. Greifswald 1902. S. 1—8.

[2]) Ich benutze die erste Ausgabe der Jahre 1795/96 und zitiere z. B. I, 25 = 1. Band S. 25. Die Rechtschreibung habe ich hier wie bei anderen Zitaten meist modernisiert.

[3]) Allgemeine Literaturzeitung Bd. IV, Sp. 244 f.

senten erscheint Lovell als „ein sonderbares Gemisch von Schwärmerey und Raisonnement, als ein Mensch, der sich selbst mit Empfindungen täuscht, die er nicht hat, als ein Leichtsinniger, der schnell von einer Verbindung zu der andern übergehen kann, weil er keine aus Grundsätzen und Überzeugung eingeht, der sich durch andere leiten läßt, ob er gleichwohl einsieht, daß sie ihn ins Verderben führen, der daher auch auf dem Sprunge steht, sich zum Jünger einer egoistischen und sinnlichen Philosophie machen zu lassen." Bei der Kritik des zweiten und dritten Bandes der Tieckschen Dichtung aus dem Jahre 1797[1]) kommt Lovell noch schlechter weg. Hier ist er nur noch der „verächtlichste" und „ekelhafteste Mensch." Durch den Einfluß seines Vaters und seiner Freunde bereue er auf Augenblicke seine Taten, aber er sei zu ohnmächtig, sich von den Fesseln des Lasters loszureißen, ein Tor, „der aus Eitelkeit und Nachahmungssucht mit seinen Ausschweifungen großprahlen und sie gar noch mit Vernünfteleyen entschuldigen will." „Schauderhaft für den Leser" sei es zu denken, daß es solche Bösewichte gäbe wie Andrea. Wahrscheinlich sei der Roman eine Übersetzung.

Lovell wird hier verurteilt,[2]) ohne daß der Kritiker die feine psychologische Begründung Tiecks erfaßt, die begreiflich macht, weshalb der Jüngling von einem Standpunkt zum andern geht, ja daß ein tiefes Bedürfnis nach Wahrheit William so oft seine Ansicht wechseln läßt. Der Kritiker wäre wohl nicht zu seiner verkehrten, weil vollkommen einseitigen Aburteilung gekommen, hätte er auch die anderen Personen in den Kreis seiner Betrachtung gezogen.

Als zweiter ergreift Tieck selbst das Wort in der Vorrede zur 2. Aufl. des Romans v. J. 1813.[3]) In den Jahren seiner Jugend sei der „Sinn für das Schöne, Hohe und Geheimnisvolle entschlummert" gewesen. „Eine seichte Aufklärungssucht hatte sich der Herrschaft bemächtigt und das Heilige als einen leeren Traum darzustellen versucht ... Ein krankhaftes Beobachten kränklicher Zustände, welches allen Zusammenhalt im Menschen vernichten wollte, pries man unter dem vornehmen Titel der Psychologie." „Im Kampf gegen diese

---

[1]) Allgemeine Literaturzeitung Bd. IV, Sp. 196 f.

[2]) Gegen diese ungünstige Rezension schrieb bald Wilh. Schlegel im Intell.-Bl. d. Allg. Litt.-Ztg. 1798, Nr. 14, Sp. 112. Vgl. auch Fr. Schlegels Kritik Athen.-Fragm. Nr. 418, wo William als absoluter Phantast im guten und schlechten Sinne des Worts aufgefaßt wird.

[3]) Ludwig Tiecks Schriften, 1828, Bd. VI, S. 3 ff.

herrschenden Ansichten suchte der Verfasser früh einen Ruheplatz zu gewinnen, wo Natur, Kunst und Glaube wieder einheimisch sein möchten ... in diesem Kriege mit sich selbst und anderen suchte er der Gegenpartei ein Gemälde ihrer eigenen Verwirrung und ihres Seelenübermutes hinzustellen, der seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte."

In einer zweiten Äußerung sucht Tieck aus weiterer Erinnerung tiefer in den Gehalt einzudringen.[1]) Er berichtet, wie es ihn in der Entstehungszeit des Romans trieb, über Lebensprobleme ernsthaft zu grübeln. „Durch wieviele Bestrebungen mußte ich mich kämpfend winden, weil Freunde und Lehrer so weit von mir getrennt waren, daß sie nicht einmal die Möglichkeit meiner Zweifel begriffen, die Einwendungen und Fragen, die aus meinem Innern hervorwuchsen, mit den trivialsten Antworten abwiesen, und mich auf Bücher und Überzeugungen vertrösteten, die ich schon kannte und eben von ihnen den Ungrund und die Nichtigkeit der Weisheit und Sicherheit einzusehen gelernt hatte, auf welchen jene Wissenden so sorglos wie auf unerschütterlichen Fundamenten wohnten." Er wurde unwillig (S. XIV ff.), „daß man mit Wahrheiten, die man die heiligen nannte, mit Moral, Tugend, Religion und den Geheimnissen des Gemütes eben nicht anders verfuhr (d. h. man sprach gedankenlos, ohne innere Teilnahme, dogmatisch nach, was andere vorgesagt hatten). Mein Zweifel verschmähte es, weil ich ihn für die Kraft der Seele hielt, den Glauben und die Gegend der Religiosität wieder aufzusuchen, die sich mir völlig entfernt und verdunkelt hatten, aber ich meinte den leeren Enthusiasmus oder die sophistisierende Leidenschaftlichkeit so vieler Gemüter zu verstehen, die für die kräftigen und erleuchteten galten." Es hatte sich bei der Literaturrevolution eine neue Sekte gebildet. „Diese, auf die rasche Erhitzung ihres Gemütes eitel, stolz auf den Wert des Herzens, im Aufschwung der Leidenschaft das Höchste suchend, führten das Wort Genie, Kraft, Originalität immer im Munde und konnten sophistisch mit scheinbaren Tugenden ihren Egoismus verkleiden ... das Kühne, Geniale, sich Erhebende schien sich immerdar mit Schein und Trug, das Wahre, Gute, mit dem Engherzigen verbinden zu müssen ... Wie ging es aber dem, der sich zu keiner von beiden Parteien entschließen konnte und wollte?

[1]) Ludwig Tiecks Schriften, 1828, Bd. VI, Vorbericht zur zweiten Lieferung S. XI ff.

Und in dieser Lage befand sich der Autor, als er den ‚Lovell' entwarf und ausführte ... Das Bestreben, in die Tiefe des menschlichen Gemütes hinabzusteigen, die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, ..., die Verachtung des Lebens, die Anklage der menschlichen Natur, diese Aufgaben und finstern Stimmungen, die nicht oberflächlich hingemalt sind, sondern mit Ernst aufgefaßt, waren wohl die Ursache, warum das Buch bei seinem Erscheinen nur wenige, späterhin aber viele Freunde und Leser fand".

An beiden Stellen erfaßt Tieck mit sicherem Blick die dreifachen Strömungen, die in dem Roman fließen. 1. Gegen den Rationalismus und Dogmatismus, gegen „jene Wissenden," 2. gegen Gefühlsüberschwang und genialisches Treiben, wie es der Sturm und Drang in seiner Literatur z. T. zeitigte. Das Resultat dieser beiden Negationen ist 3. ein Positives: in der harmonischen Vereinigung jener Geisteskräfte liegt der Weg zur wahren Menschlichkeit. Die Analyse wird klar machen, an welchen Charakteren Tieck die Synthese gelungen ist und welche Stellung des Dichters zu diesen Fundamentalproblemen des Lebens daraus sich ergibt. Wenn wir das Ganze übersehen, müssen wir zugestehen, es ist ihm gelungen, sich über diese Einseitigkeiten zu einer festen Weltanschauung hindurchzuringen.

Tiecks erster Biograph Köpke[1]) weist auf den Zusammenhang des im Roman dargestellten und wirklich Erlebten hin. „Ein Seelenleben und Leiden war geschildert, wie es jeder, der die Gegensätze der Geisteswelt nicht ganz oberflächlich ansah, an sich selbst erfahren konnte; Verhältnisse und Charaktere gehörten unmittelbar der Zeitgeschichte an. Die Folgen der prahlerischen Starkgeisterei und des falschen Tugendprunkes verfolgte er durch die ganze Reihe ihrer unheilvollen Wirkungen, ... Er wollte die Notwendigkeit einer nüchternen Selbstbeschränkung anschaulich machen, einer Resignation, ohne welche der Mensch nicht leben kann.

Niemals vielleicht hatte ein jugendlicher ... Dichter, der selbst von Enthusiasmus erfüllt war, an seinem Helden ein furchtbareres Gericht vollzogen ..."

Richtig ist die Hervorhebung der Resignation als letzter Weisheit aller Kämpfe. Auch stimmt es, daß Tieck an seinem Helden mit poetischer Gerechtigkeit Gericht übt. Nur ist der Ausdruck ‚furchtbar'

---

[1]) Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters. 2 Teile. 1885. 1. Teil S. 205 f.

ein wenig zu stark. Er wird auch der Grund sein, weshalb Haßler, seinerseits in das andere Extrem fallend, den Dichter mitten in den dargestellten Abgründen und Wirren bleiben läßt.

Rosenkranz[1]) schreibt über den „William Lovell": er ist „das Tiefste und Eigentümlichste, was Tieck hervorgebracht hat (S. 282)". „Die psychologische Tiefe, mit welcher die Charakterentwicklung Burtons und Waterloos, des Andrea, geschildert ist, muß die größte Bewunderung erregen. Der alte, am Christentum festhaltende Diener Lovells ist unübertrefflich, und Lovell selbst erscheint in der Folie des verständigen Mortimer, des formell geschmeidigen, eudämonistischen Rosa, des nordisch-zerrissenen, phantastischen, dämonischen Balder als der vielseitigste Anempfinder ohne allen Charakter. Lovell ist mit Werther verglichen ... Goethe rettete sich in seinem Werke so gut als Tieck in dem seinigen. In Lovell und Werther selbst dagegen findet nur die allgemeine Ähnlichkeit statt, daß beide mit melancholischer Skepsis kämpfen (S. 283)". Die beste Charakteristik von William gibt nach Rosenkranz' Ansicht Andrea: ‚Du bist immer noch derselbe Mensch, der du warst, du hast garnicht die Fähigkeit, dich zu verändern, ...'

„Eine geistreiche Genußsucht und Charakterlosigkeit Lovells und als Resultat der Zustand der Blasiertheit, sind das, wodurch dieser Charakter in unserer Literatur ganz neu dasteht ... Lovell ist der Charakter, durch welchen Tieck sich in den Besitz der Ironie brachte, mit dem Gehalte des Lebens, auch in den höchsten Beziehungen, ein selbstsüchtiges Spiel zu treiben (S. 285)".

In dieser Würdigung steckt manche feine, treffende Bemerkung. Ja mit dem Hinweis auf Lovells Charakterlosigkeit, seiner melancholischen Skepsis, die freilich z. T. andere Ursachen hat als die Werthers, seines sanguinischen Temperaments und der maßlosen Subjektivität ist die Eigenart des Helden richtig gefaßt, nur ist William nicht der gleiche haltlose, nachahmungssüchtige Jüngling geblieben, wie Rosenkranz mit Andrea annimmt. Die scheinbare Charakterschwäche entspringt einer tiefen Sehnsucht nach Erkenntnis: Lovell sollte nach Tiecks Willen alle Lebenslagen und Ansichten durchkosten, mußte sie auch durchmachen, weil sein dämonisches Gefühl ihn trieb, bis er erfahren hat, daß zur Erfassung transzendenter

---

[1]) Karl Rosenkranz, Ludwig Tieck und die romantische Schule, Studien 1. Teil, 1839, S. 277 ff.

Werte Sinne und Verstand nicht ausreichen. Bei dieser Einsicht verfällt er in jene qualvolle Skepsis. Und diese wird Motiv für ihn, mit der Kraft des Gefühles zu versuchen, in das Reich des Wunderbaren einzutreten, wo er Ruhe und die verlorene Unschuld wieder zu finden hofft.

Eichendorff[1]) hebt auch die skeptische Natur des Lovell hervor, „wo Weltverachtung, Haß und Egoismus sich als Genialität brüsten, ...“ und versäumt ebenso, den tieferen Gründen für diese Charakteräußerung nachzugehen.

Haym[2]) sieht sich gleich anfangs, wenig günstig für Tieck, bei der Kritik des Lovell genötigt zu fragen, „was die Entwicklung eines solchen Weichlings, der die Beute jedes flüchtigsten Gefühls ist, alsobald bereit, jede Erregung seiner Leidenschaftlichkeit mit klügelnden Reflexionen zu beschönigen ..., für ein sittliches oder poetisches Interesse haben kann?“ Daß Lovell zeitweise eine Marionette an der Hand des Andrea ist, fehlt grade noch, „um jeden Anteil an dem Menschen, dem handelnden Menschen Lovell vollends tot zu machen“. Sodann irrt nach seiner Auffassung Tieck, wenn er in dem Vorbericht zu den Schriften von 1828 behauptete, er habe in diesem Roman „die Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge zu enthüllen“ gesucht. Im Widerspruch mit des Dichters und Köpkes Anschauung stand nach Hayms Auffassung Tieck nicht über den Irrtümern seines Helden, über dem „Verbrecher“ wohl, aber nicht über seinen „lichtlosen Stimmungen“.

Nach dieser einseitigen Auffassung des Lovellcharakters möchte ich gegen Haym prinzipiell einwenden, daß seine literarhistorische Methode, die von moralisierenden Erwägungen ausgeht, dem Kunstwerk nicht gerecht werden kann. Auch er hat, wie Rosenkranz, nicht gesehen, daß die Erkenntnis von der Beschränkung im theoretischen Wissen ihn dem sittlichen Ruin zutreibt. Wäre er, eindringend in die Intentionen des Künstlers, der zeigt, wie Williams besseres Selbst niemals zugrunde geht, wie dieser sittliche Instinkt ihn immer wieder dem Sumpf entreißen will, von dem Geist der Dichtung ausgegangen, so würde er auch milder darüber geurteilt haben, daß William an Blumen seine Verirrungen büßen will, d. h. im Verkehr mit der guten Natur. Schließlich ereilt ihn ja auch die Hand der aus-

[1]) J. v. Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland, 1847, S. 111.

[2]) Rudolf Haym, Die romantische Schule, 1870, S. 43—50.

gleichenden Gerechtigkeit, und es liegt genug Sühne darin, daß er in dem Augenblick fällt, wo er in sich gefestigt ein neues Leben beginnen will.

Haym setzt seine Kritik fort: „Die Rätsel des Lebens führen ... den tiefer angelegten, schwermütigeren Balder ... in die Verzweiflung des Wahnsinns; und hier vollends ist von einem beabsichtigten Gericht, von einer höheren poetischen Gerechtigkeit keine Rede". Ist aber der Verfall in Irrsinn noch nicht Buße genug für einen, der nicht Maß zu halten weiß mit den Kräften seiner Natur, der glaubt, die Schranken menschlicher Erkenntnisbedingungen durchbrechen zu können?

Burton und Andrea werden von Haym richtig als absolute Bösewichter skizziert. Er fragt dann nach den positiven Figuren. Der Diener ist bei seiner Ruhe so einfältig, daß er nicht Tiecks Ideal sein kann. Die anderen schützten nicht „Grundsätze und Überzeugungen", sondern „ihr glückliches Naturell" vor ähnlicher Skepsis und Verbrechen. „Eben deshalb sind sie, wie billig, von einer ganz widerwärtigen Weichheit, Bescheidenheit und Duldsamkeit gegen die sittlichen Verirrungen anderer". Das sei „nur die Kehrseite der Verzweiflung, nur die dürftige Auskunft der ermüdenden Ratlosigkeit, die Resignation des Pessimismus". „Nicht überwunden, sondern nur halb beiseite gebracht ist der Geist der zweifelsüchtigen Schwermut. Eine höchst laxe, eine durchaus unfertige Weltansicht hat dieses Buch diktiert".

Die Frage, ob Tieck mit den hier behandelten Problemen innerlich fertig war, ist zu bejahen, wie die Analyse des Ganzen zeigen wird. Haym mußte zu seinen ablehnenden Urteilen kommen, weil ihm die Dreiheit der oben dargelegten Tendenzen, der Grundgedanke der Dichtung, entgangen ist. Somit blieb ihm auch die Seele des Romans verborgen: der Kampf um Aufklärung über die Lebensprobleme, die ein werdender großer Dichter selbst durchlebt hat, die Erkenntnis eines genialen Menschen, daß sie mit dem Verstande nicht zu lösen sind, und der hoffnungsfreudige Ausblick in die Zukunft bei den als positiv zu erweisenden Personen: Teilnahme an der Arbeit für das Wohl der Menschheit.

Gervinus[1]) bezeichnete den Helden als einen „von jenen Genies, die Leben und Seele verschwenden, aus Verderbnis in Verderbnis

[1]) G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 1874[5], Bd. V, S. 728.

rennen, um dem Außerordentlichen nachzugehen, die Menschenverachtung, Haß, Egoismus zum Prinzipe der Welt machen, Gut und Bös in der Natur und im Menschen in Eins werfen und sich an einem blinden Fatalismus trösten; doch ist die Geniezeit hier gleichsam ausgeläutet, denn diesem Helden gegenüber steht das Glück der mittleren Bescheidung in das beste Licht gerückt".

Mit der letzteren Bemerkung trifft er den Kern, versäumt aber die Motive zu jenem oben gerügten rücksichtslosen Großtun aufzudecken.

Hettner[1]) hat ein Gefühl für die Tragik, die in dem Roman lebt. Er ist für ihn „eine Dichtung, die, wenn ihr nicht die drastische Kraft innerlich folgerichtiger Charakterzeichnung und der feste Griff einheitlich fortschreitender Handlung fehlte, zu dem Gewaltigsten, aber auch Allerfurchtbarsten gehören würde, was die menschliche Phantasie an öder schreckhafter Herzensverzweiflung ersonnen hat. Der Held, eine an sich edle Natur, empfindsam, schwärmerisch, voll reinster Begeisterung für Natur und Menschheit, aber haltungslos und im Sinn der neuen Kraftmenschen in der leidenschaftlichen Erhitzung des Gemütes das Höchste suchend, stürzt sich in nichtswürdiger Sophistik von Orgie zu Orgie und in dieser von Verbrechen zu Verbrechen".

Leider berücksichtigt dieser Historiker, der sich einmal von dem Geist der Dichtung hat anwehen lassen, nicht die positiven Charaktere.

Bernhardi[2]) tadelt, nachdem er Tiecks eigne Worte über seine Dichtung referiert hat, das Vordringen der Reflexion vor anschaulicher Schilderung, wobei er übersieht, daß es dem Dichter im Grunde nur auf die Analyse eigentümlicher seelischer Zustände und die Erörterung philosophischer Fragen ankam.

Nach Witkowskis[3]) Ansicht reizte es Tieck, dem Vorbild von Jonsons Lustspiel ‚The New Inn' und Rétifs ‚Paysan perverti' folgend, „den verderblichen Einfluß des Temperaments und der schlechten Gesellschaft zu zeichnen". Indessen kommt Jonson, wie später nachzuweisen sein wird, kaum in Betracht. Richtiger aber fährt er fort: „Wie der ‚Wilhelm Meister' hat auch der ‚Lovell' erst seine

---

[1]) H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, 1879[3], III_3 S. 433.

[2]) W. Bernhardi, ADB Bd. 38, S. 254.

[3]) G. Witkowski, Ludwig Tiecks ausgewählte Werke. Hesses Verlag. S. XXVII ff.

endgültige Gestalt empfangen, als der Dichter bereits die darin geschilderten Seelenzustände überwunden hatte".

„Scheinbar stimmt die Tendenz mit der Aufklärung überein; denn die Genialität, die mit dem Leben spielt, das Übermaß an ungebändigter Kraft und die ausschweifende Phantasie werden als zerstörende Mächte dargestellt". In Rom „wird sein Freund und Lehrer ein ausgebrannter Wüstling, Balder, für den Freude und Genuß gleichgültig geworden sind, der im Wahnsinn das einzige Glück, zu dem er noch fähig ist, erlangt. Zuweilen scheint sich Lovell gewaltsam emporzurütteln und sich zu einer neuen Weltanschauung zu erheben, die schon den Einfluß der Philosophie Fichtes verrät". „Aus der Verzweiflung sucht er schließlich seine Zuflucht wieder wie Abdallah im Umgang mit der Natur". „Er wollte die Notwendigkeit einer nüchternen Selbstbeschränkung anschaulich machen, . . ."

W. scheint Balder mit Rosa zu verwechseln. Fichtes Einfluß scheint zweifelhaft. Mit Recht nimmt W. ein nur scheinbares Paktieren Tiecks mit der Aufklärung an. Welche Rolle und welche Berechtigung die Macht des Gefühls im Roman hat, darüber sagt er uns nichts. Somit kann er auch nichts über die Gründe angeben, die Balder zum Wahnsinn drängen.

Klee[1]) mißt dem Werke geringen Wert bei. „Nur noch wegen seines Verfassers" errege es Interesse. Der Held ist ein „elender Schwächling". „Dadurch wird das Buch zu einem der widerwärtigsten unserer Literatur, wenn wir auch den Fortschritt in der Kunst der Seelenanalyse und seine im Grunde sittliche Absicht nicht verkennen wollen".

Auch er hat den wechselseitigen Einfluß von Sittlichkeit und philosophischer Erkenntnis in diesem Roman falsch gefaßt. Es verhält sich umgekehrt als Klee meint: nicht ist Lovell erst bar jeden sittlichen Halts und scheitert infolgedessen an einer klaren Betrachtung der Welt, sondern, getrieben von edlen Gefühlen und Absichten, versucht er sich, wegen der scheinbaren Unmöglichkeit eine theoretisch gesicherte Stütze zu finden, in allen möglichen Überzeugungen, aber stets mit dem Glauben, hier den Sinn der Welt offenbart zu erhalten.

---

[1]) G. L. Klee, Tiecks Werke. Bibliograph. Institut. Einleitung Bd. I, S. 15 ff.

Haßler[1]) meint: „Sich selbst mit allen seinen inneren Nöten, ... stellt der Verfasser unter der Gestalt des Herrn William Lovell dar". „Tieck selbst hat sich zwanzig Jahre später hierüber getäuscht, wenn er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Romans, II, V, 1813 sagt, im Kampf gegen die herrschenden Ansichten habe er schon früh einen Ruheplatz zu gewinnen gesucht, ... die nüchternen, philiströsen Aufklärungs- und Verstandesmenschen der damaligen Zeit — sie hat er S. IV als jene Gegenpartei und herrschende Richtung geschildert — konnten sich unmöglich in dem Helden des Romans wiedererkennen. Dieser sentimentale, reizbare, enthusiastische, sich selbstüberschätzende Schwärmer, der sich in sittlicher Verderbnis immer mehr verstrickt und völlig grundsatzlos, schließlich zum gemeinen Verbrecher herabsinkt, könnte viel eher ein warnendes Abbild einzelner zum Libertinismus und Cynismus neigenden Romantiker sein ..."

Haßler übersieht, welche verhängnisvollen Anschauungen nach Tieck aus einem einseitigen Verstandestum folgen, das er immer gleich Egoismus und meist gleich Materialismus setzt, und daß noch einer zweiten Gegenpartei ihr Spiegelbild im Roman vorgehalten wird: den sentimentalen Schwärmern und den gefühlsstarken Enthusiasten.

Sodann wendet sich Haßler gegen Köpke, der, wie oben ausgeführt, von einem Strafgericht spricht, das der Verfasser an seinem Helden vollzogen habe, der als Grundstimmung des Romans die Resignation kennzeichnet. H. zitiert zur Stütze seiner Ansicht auch Haym, der ebenso leugnete, der Verfasser habe über den Zweifeln und Verirrungen gestanden. An meiner Anschauung aber, daß Tieck doch schon in der Lage war, kritisch zu den behandelten Problemen Stellung zu nehmen, wird Haßlers Nachweis auch nichts ändern, Haym habe übersehen, „daß jene Ausführungen Mortimers[2]) sich in der ersten Ausgabe des Romans III, 375 ff. garnicht finden, daß sie ein Zusatz sind, erst 17 Jahre später der zweiten Ausgabe 1813, II, 311 ff. (vergl. die dritte Ausgabe 1828, II, 275 ff.), eingefügt. Das allein schon genügt, die Grundlosigkeit der Köpkeschen Behauptung zu erweisen, daß der jugendliche Dichter von

[1]) K. Haßler a. a. O. S. 2 ff.

[2]) Schr. VII, 275: „Im Mäßigsein, im Resignieren liegt jenes, was die Enthusiasten nicht Glück nennen wollen, und dem ich doch keinen andern Namen zu geben weiß".

Anfang an die Notwendigkeit einer nüchternen Selbstbeschränkung ... habe anschaulich machen wollen."

Die Betrachtung aller Personen[1]) wird zeigen, daß eine Scheidung in negative und positive möglich ist, wobei die letzteren zu einer Weltanschauung sich durchringen, die Maßhalten mit Verstand und Gefühl fordert, sodaß als Resultat eine Resignation des Optimismus erscheint.[2])

---

[1]) Auch ich habe auf die selbständige Analyse einiger Charaktere des Romans mit Recht verzichten zu können geglaubt, weil sie nur ein Schattendasein im Ganzen der Dichtung führen. Es sind das die beiden alten Diener Thomas und Willy, Ralph und Betty Blackstone, die Italiener Adriano und Franzesko und die Hetären. Diese letzteren ausgenommen, ist einiges unten auf S. 128 über jene Nebenfiguren gesagt.

[2]) Die Arbeit ist auf Anregung und unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Saran entstanden. Er wies mich auf Wieland und auf Schillers philosophische Briefe hin. Seinen Seminarübungen verdanke ich die über Klinger entwickelten Ansichten.

II. Kapitel.

Analyse des Romans.

§ 1. Vorbemerkung.

Ich will kurz den wahren Gedankengehalt des Romans, wie er in Bemerkungen zu den früher aufgetretenen kritischen Ansichten des vorigen Kapitels schon flüchtig angedeutet ist, darlegen. Die Analyse wird den Beweis zu dem hier Behaupteten zu erbringen versuchen.

Der Dichter wendet sich im „William Lovell" erstens gegen die verstandestüchtige Aufklärung. Indem nach Tieck der Aufklärer glaubt, das Individuum auf eine Formel bringen, es berechnen zu können, erhebt er sich über seine Mitmenschen. Das gelingt, weil er sein Gefühl, das ihn in Liebe, Mitleid und Sehnsucht mit den andern vereinigen würde, ertötet hat. So muß er zum Egoisten, zum Verächter von Welt und Mensch werden. Um diesen Standpunkt theoretisch zu rechtfertigen, sucht er dann zu beweisen, daß der Materialismus oder Sensualismus die einzig mögliche Weltbetrachtung sei. Der Verstand als Alleinherrscher ist also nach Tiecks Auffassung ein zersetzendes Moment, das den Glauben an den sittlichen Menschen und Gott vernichtet.

Ebenso steht Tieck mit starker Skepsis dem optimistischen System des Rationalismus überhaupt gegenüber, wonach das 18. Jahrh. im Anschluß besonders an Leibniz in der Welt nur Ordnung, Harmonie, Vollkommenheit und in Gott den Allgütigen zu sehen pflegte. Hier hat Kant dem Dichter das Gewissen geschärft. Sinne und Verstand dürfen sich nun nur noch im Reiche der Erscheinungen betätigen, die Vernunft vermag die Ideen von Gott, moralischer Freiheit und Unsterblichkeit nicht mehr zu beweisen. Der Glaube an Tugend, wie sie die Vernunft durch Erhebung der dunklen Gefühle zu klaren

und deutlichen Vorstellungen sichern sollte, beginnt zu wanken. So ist also Tiecks zweite Front gegen „moralische Gedunsenheit", wie Köpke richtig sagt, und gegen Dogmatismus in Erkenntnistheorie und Metaphysik gerichtet.

Dann aber bekämpft Tieck auch die absolute Herrschaft des Gefühls: diese führt einmal in weichlichen Enthusiasmus, sie genügt auch nicht als moralischer Instinkt zur sittlichen Lebensführung; zum andern treibt sie den, der das Gefühl durch Ekstasen als intuitives Erkenntnismittel benutzt, zum Wahnsinn. Für einen solchen Menschen, der durch Kraft des Gefühls sich im Verkehr mit übermenschlichen Kräften glaubt, besteht nach Tieck die zweite Möglichkeit, daß er bei seinem schwärmerischen Enthusiasmus in sich einen genialischen Kraft- und Wundermann bestaunt und so auch wie der einseitige Verstandesmensch zur Verachtung des gewöhnlichen Daseins und der Menschen kommt.

Das wirksame Palliativ gegen solche Überhebung, Skepsis und Melancholie findet der Dichter in dem richtigen Maßhalten zwischen den Überlegungen des Kopfes und den Trieben des Herzens. Mit dieser gesunden Mischung kann der Mensch sein Glück in der Arbeit für die Familie und die Not und Gebrechen der Menschheit finden, nachdem er weise auf die Erkenntnis übermenschlicher Wahrheiten verzichtet hat.

a) Die Egoisten und Freigeister.

§ 2. Der alte Burton.

Wir werden bei der Analyse mit den Personen beginnen, bei denen der Verstand alle anderen seelischen Kräfte überwiegt, und prüfen, welche Lebensanschauungen sie von dieser Geistesverfassung aus entwickeln.

Als ihr einseitigster Vertreter erscheint der alte Burton. Nichts erfahren wir von Jugendeindrücken, denen er sich hingäbe mit offener Seele und warmen Gefühl, ziellos, wahllos, wie es begeisterungsfähige Kinder zu tun pflegen, vielmehr ist es charakteristisch, daß die ersten Nachrichten ihn höchst bewußt und selbständig zeigen. In tagebuchartigen Notizen sucht er sich über Gesehenes und Gedachtes Rechenschaft zu geben. Er ist der kühle, zielbewußte Rechner, der Rationalist im schlechten Sinne.

Als solcher ist er nach Tieck Egoist und sucht diesen Standpunkt sophistisch zu rechtfertigen. Jeder habe, wie Burton sich glaubhaft machen will, bei allen seinen Handlungen stets einen bestimmten Zweck im Auge, nämlich den, die anderen zu hintergehen. Daß dem so ist, bezeugt nach seiner Ansicht die Tatsache, daß von den Menschen im Leben Verstellung geübt werde. Was war im Altertum die Redefigur der captatio benevolentiae für Angeklagte und Verteidiger anderes als ein Mittel, damit wider besseres Recht für seinen Vorteil etwas zu erreichen? Weshalb soll er sie daher nicht seinen Absichten nutzbar machen? (II, 397). Weiter, ist nicht die Forderung seines Erziehers, Verse zu machen nur eine Anleitung, nach dem Vorbild anderer „Lügen zu bauen"? (II, 399). Ja die Dichter überhaupt, die „herzbrechende Verse niederschreiben konnten", sind nach seiner Ansicht nur „Lügner vor sich selber." (II, 400). Hat er nicht ferner einen Beweis von der heuchlerischen Gesinnung der Menschen? Kondolierten nicht beim Tode seines Vaters die Leute, nur um sich zu empfehlen und seine schwachen Seiten zu erkunden (II, 403)? Und schließlich, hielt es nicht der große Cromwell für sein gutes Recht, sich zu verstellen, um die Menge auf seiner Bahn mit sich fortzureißen? In des genialen Engländers Schatten stellt sich Burton, um dessen Taten sophistisch in seinem Sinne zu interpretieren und zu dem Ergebnis zu kommen, daß jeder, der die Macht hat, sich für seine Interessen über die bürgerlich moralischen Gesetze hinwegsetzen kann (II, 410—16).

Eine andere erklügelte Begründung sucht er seinen egoistischen Neigungen zu geben durch Hinweis darauf, daß schon in der Natur des Menschen die Notwendigkeit zur Heuchelei liege. Wie mangelhaft ist schon die Sprache! Nach seiner Ansicht wollen die „Wahrheitsfreunde" nicht einsehen, daß unsere Sprache „schon für die Begriffe und Dinge, die sie bezeichnen soll, äußerst unpassend ist, daß schon diese die Unwahrheit sagt." Daraus leitet Burton sogleich eine Verpflichtung für sich ab, „ihr nachzuhelfen"! Mit der Zunge verhält es sich ebenso. Daher glaubt er sich berechtigt zu fragen, warum „soll ich den kleinen Teil meines Körpers, die Zunge, der Wahrheit widmen? Und wenn ich es wollte, wie kann ich es?" (II, 403). „Jeder redet im Grunde eine Sprache, die von der des andern völlig verschieden ist" (II, 409). Der Mensch kann doch nichts über die Grenzen seiner Veranlagung hinaus unternehmen, zumal auch alle die Erkenntnis vermittelnden Funktionen,

die „Sinne", die „Phantasie", die „Vernunft", trügen (II, 403). „Inwiefern mein Nachbar wirkt, kann ich nur erraten und ich muß daher auf meine eigene Beschäftigung achtgeben" (II, 409). Somit hat der Mensch nur die Möglichkeit, sich und seinen Vorteil zur Norm für seine Handlungen zu machen.

Seinem sophistischen Subjektivismus sucht er neuen Halt im Materialismus zu geben. Es kann nach seiner Ansicht kein sittliches Handeln geben, da jeder tun muß, wozu ihn sein Blut mit Notwendigkeit treibt. „Scheint es nicht, als wenn es völlig etwas Physisches wäre, was wir im Menschen immer zum Geistigen erheben wollen, daß sich die Erscheinung durch eine einzige Umwälzung in einem einzigen Momente verlieren kann?" (II, 426). Denn etwas Seelisches müßte doch Konstanz zeigen. Wir aber sehen im täglichen Leben, wie schnell die Tugend z. B. zu Fall kommen kann, genau so wie ein materieller Gegenstand durch einen anderen Körper im Augenblick zerstört wird. Da Burton, alt geworden, sich krank fühlt, ergreift ihn „eine seltsame Wehmütigkeit." Er deutet diese Stimmung in seinem Sinne: „Der Mensch hängt mit allen seinen Empfindungen bloß von seinem Körper ab" (II, 427). Diese neue Umlagerung der Teile seines Leibes läßt ihn ständig an Walther Lovell denken, sodaß er fragt: „Warum richtet sich mein Gedanke so unaufhörlich nach dir hin, wie die Magnetnadel nach Norden?" (II, 427). Bei seiner zunehmenden physischen Entkräftung fühlt er sich „freundlicher nach seinem Sohne und nach allen Menschen hingezogen." Aber auch diese menschliche Rührung deutet er sogleich materialistisch: „Wer weiß, in welchem gesunderen Teile meines Körpers meine vorige Empfindung lag [die ihn mit Stolz und Verachtung auf die anderen sehen und nur seine Werkzeuge in ihnen erblicken ließ], wer weiß, aus welchem umgeänderten meine jetzige entspringt" (II, 427).

Als praktische Konsequenz jener Erfahrungen und dieser Theorie ergibt sich ihm die Forderung rücksichtsloser Machtmoral. Da die Menschen lügen und betrügen, da unsere natürliche Konstitution es so gebietet, folgert Burton: Kann ich nicht mit den Menschen gehen, darf ich daher ohne Rücksicht auf sie handeln, muß ich also nicht danach streben, über sie zu stehen zu kommen, wenn mir die Fähigkeiten dazu gegeben sind? Demnach ist es einfach eine Pflicht der Selbsterhaltung, wenn man die Gegenspieler in der Maskierung zu übertrumpfen sucht. Frivol bekennt er, daß das Leben dann erst sich am lustigsten lebt, wenn die Geistlichen

und Lehrer, die die „Maskenhändler“ sind, „von ihren eignen Larven hintergangen werden“ (II, 400). Man muß sich nur als „unbefangen und dumm gutmütig ankündigen und so ihre Aufmerksamkeit einschläfern“ (II, 399). Nur Narren reden wie sie denken (II, 402). Schwäche würde es nach seiner Meinung nur bedeuten, sich von der Gesellschaft in Fesseln schlagen zu lassen. Nur der Schwachköpfige übersieht seinen Nutzen, um andere zu schonen. „Für den Klügeren muß es keinen Zufall geben“ (II, 406). Der ist der rechte Mann, der unabhängig sich auf sich selbst zu stellen weiß.

Am besten vermag nun der über andere zu herrschen, der Gegner jeder Gefühlsregung ist. Der reine verstandesmäßige Rechner sucht daher zu seinen selbstsüchtigen Zielen alle sympathischen Empfindungen des Herzens zu unterdrücken. Es besteht also für Burton im Leben die Notwendigkeit sich keinem zu vertrauen, „weil er in demselben Augenblicke über mir steht“ (II, 408). „Freundschaft ist eines von den Worten, die im Leben am häufigsten genannt werden, und man muß eben sowohl Freunde als Kleider haben“ (II, 409), d. h. sie nur als Gebrauchsgegenstände, als Objekte betrachten. Nicht phantastisch legt er ihnen deshalb hohe innere Werte bei, die sie bei nüchterner Beurteilung nicht haben können oder die ihm schließlich nichts einbringen: „Ich fordre von den Menschen nicht mehr als sie mir leisten, und dies vorher zu wissen, ist der Kalkül meines Umgangs; je gewisser ich diesen rechne, je mehr kenne ich die Menschen, und das ganze übrige Wesen von Zuneigung und Wohlwollen, uneigennütziger Freundschaft und reiner Liebe, ist nichts als poetische Fiktion . . .“ (II, 409 f.). Höhere Gefühle, die über den Egoismus hinausweisen, will er nicht kennen. Seelische Erhebung durch die Dichtung erscheint ihm lächerlich. Eduard Burton klagt bitter über diesen Charakterzug seines Vaters: er „haßt die Begeisterung, mit der ich zuweilen von den Heroen des Altertums oder der Göttlichkeit eines Künstlers spreche, er sieht mit Verachtung auf diese kindischen Aufwallungen des Blutes hinab wie er jeden Enthusiasmus nennt. Er liebt Menschen, die sich nie aus den Gegenständen, von denen sie umgeben werden, verlieren können“ (I, 40). Als einen Vorzug betrachtet es der alte Burton, noch nie von einem Trauerspiel gerührt worden zu sein (II, 399). Die Beschäftigung mit Poesie scheint ihm überhaupt verachtenswert, weil sie zu nichts führt, keinen materiellen Nutzen bringt. Sie ist eitler

Müßiggang (II, 399). Jugendliche Hitze nur kann jemand verleiten, sich zu vergessen, sich einem Menschen oder einem Kunstwerk hinzugeben. „Ich werde von keiner Erzählung in einen Enthusiasmus versetzt, der mir schaden könnte. Mein Blick richtet sich immer auf das große Gemälde des verworrenen menschlichen Lebens, und ich fühle, daß ich mich selbst zum Mittelpunkt machen, daß ich das Auge wieder auf mich selbst zurückwenden muß, um nicht zu schwindeln" (II, 408). In seiner Einseitigkeit ruht seine Macht.

Diesen Überzeugungen gemäß handelt er und enthüllt sich so als Schurke. Zum ersten Male wendet er seine Theorie gegen Walther Lovell an. Dieser betrügt ihn nach seiner Ansicht durch seine geschraubten Empfindungen. Also ist es umgekehrt sein gutes Recht, von dessen Freundschaft zu seinem Vorteil Gebrauch zu machen. Er ist boshaft genug, mit Waterloo sich zu verbünden, um diesem Lovells Geliebte zuzuspielen (I, 262). Als an der treuen Liebe der beiden Verlobten das schändliche Komplott scheitert, wirft Waterloo seinem Genossen vor, ihn übervorteilt zu haben. Doch frohlockend hält Burton gerade das für das Interessante, wenn ein Schelm den andern hintergeht (II, 418). Für das Verständnis des Ganzen scheint es notwendig zu betonen, daß gerade an einem Gefühl das wohlberechnete Vorhaben zuschanden wird. Noch ein zweites Mal verfolgt Burton Walther Lovell mit seinem Haß. Er beginnt den Kampf gegen ihn durch eine Urkundenfälschung (I, 184). Seine verbrecherischen Absichten haben Erfolg: zwei große Besitzungen Lovells fallen in seine Hände. Daß er vor nichts zurückschreckt, wenn es gilt, sein Ziel zu erreichen, zeigt wie schon sein Verhalten gegen Waterloo so auch seine Warnung an den Advokat Jackson, den er nicht schonen werde, falls er ihm im Wege sein wolle (II, 57).

Seinen Schändlichkeiten setzt er die Krone auf, wenn er sogar bei der Werbung um sein Ehegemahl nicht das Mittel der Heuchelei verschmäht. Er bewirbt sich um eine pietistisch gesinnte Lady, deren Mutter aufgeklärten Tendenzen folgt. Nun hat er die Stirn, von seinem Intriguenspiel offen zu berichten: „Die Mutter glaubt, ich spiele nur aus Liebe zu ihrer Tochter den Religiösen und um diese nachher von ihren Irrtümern zurückzubringen: die Tochter ist überzeugt, nur aus großer Liebe zu ihr finde ich die Mutter erträglich. Man darf nur ernsthaft vor sich selber heucheln, so ist die Heuchelei das leichteste Handwerk auf der Erde" (II, 419). Zu seiner Rechtfertigung meint er naiv: „Warum sollt ich nicht auf eine recht gute

Art den empfindsamen Verliebten spielen können, da es viele Dichter gibt, die sich poetisch irgend eine Liebschaft ersinnen ...? Meine Rolle ist bei weitem leichter, da ich doch einen wirklichen Gegenstand und noch überdies mit einem reichen Vermögen ausgestattet vor mir habe" (II, 421). Das war ja klar, ohne ein reales Motiv hätte er nicht um die Geliebte geworben.

Wie unmöglich ein Leben nach bloßen Überlegungen des Verstandes und im rücksichtslosen Egoismus ist, zeigt Tieck dadurch, daß Gewissen und Gefühl doch auch bei dem kalten Burton zu ihrem Rechte zu kommen suchen. Als dieser nämlich die captatio benevolentiae anzuwenden beginnt, empfindet er deutlich, nicht auf rechten Pfaden zu wandeln, denn er will dafür sorgen, „daß niemanden diese Betrachtungen über meine Lehrstunden in die Hände fallen" (II, 397 f). Ferner keimen kurz vor seinem Ende menschliche Empfindungen in ihm auf. Er war nach Eduards Mitteilung freundlich und zärtlich gegen diesen: „Er hätte sich mit der ganzen Welt so gern versöhnt und sprach oft mit vieler Rührung von Lovell, seinem gestorbenen Feinde. — Vor seinem Tode hat er noch viele Papiere verbrannt, die er mit nassen Augen betrachtete" (II, 367 f). Will Tieck nicht schließlich auch das keimhafte Vorhandensein religiösen Empfindens andeuten, wenn Burton nach einer Vergebung seiner Taten durch Walther Lovell bangt? (II, 427). Reue über sich selbst, Sehnsucht nach Liebe ergreift also auch diesen kalten Bösewicht. Nur wollte er es sich nicht gestehen, daß solche Empfindungen ursprünglich im Menschen liegen, daß Mitgefühl, Treue und Achtung selbständige seelische Regungen sind. Das tatsächliche Vorhandensein konnte er nicht leugnen, aber mit seiner philosophischen Denkweise wußte er sie auf Materielles, auf Umlagerungen in seinem kranken Leibe zurückzuführen. Wie verfehlt sein einseitiges Verstandestum war, zeigt Tieck weiter noch, indem er ihn in einer Verachtung der Welt, ja des eigenen Daseins enden läßt. „Das Leben und alles darin ist nichts, alles ist verächtlich und selbst, daß man die Verächtlichkeit bemerkt" (II, 427). Weil er selbst nichts Gutes in sich fühlt, muß er alle andern fürchten und für boshaft halten (II, 425). Vor allem wird ihm nicht das eine menschliche Gut zuteil: Liebe und Verehrung durch seine Mitmenschen. Alle Edlen wenden sich von ihm (I, 40. 98. 133. 248). In seiner Umgebung muß alles warme Leben erstarren: seine Gattin vergeht an seinem kalten Herzen (II, 422). Bei seiner einseitig intellektuellen Ausbildung

fehlt ihm jedes Organ zur Teilnahme an den beiden hohen Kulturgütern, Kunst und Religion.

Den Grund zur Einführung dieses Charakters sehe ich einmal in der dem Dichter gegebenen Möglichkeit, die Mannigfaltigkeit der seelischen Kräfte zu betonen und dabei zu zeigen wie man bei rein verstandesmäßiger Geistesdisposition sich am Reichtum seiner Natur versündigen kann; sodann in Burton den Vertreter jener in den Vorreden zu seinen Schriften gebrandmarkten Heuchelei vorzuführen, die nur durch Trugbeweise sich von der Schuld an ihren Verbrechen freispricht, die sich den Anschein gibt, als Ehrenretter für die großen Männer der Geschichte durch psychologische Erklärung ihrer Taten einzutreten, während sie in Wirklichkeit durch Verschweigen des höheren Motivs, das jene zu ihren Handlungen bestimmte, diese Ausnahmenaturen zu sich hinunterzieht, um auch für rein egoistische Absichten das Recht der Geniemoral zu erweisen. Solchen Naturen wollte er die Maske herunterreißen.

§ 3. Rosa.

In Burton trat uns der ganz einseitig orientierte Verstandesmensch entgegen, der prinzipiell alles Gemütvolle verwirft, der deshalb auch von allen anderen verworfen wird. Etwas umfassender in seinen geistigen Anlagen und infolgedessen ein wenig liebenswürdiger, nicht als die reine Verbrechernatur, ist Rosa dargestellt.

Seine Eltern, Italiener (I, 84), lebten in großer Armut und Abhängigkeit (III, 449). Seine Gesichtsbildung berührt äußerst sympathisch. Er hat ein selten „feines Gesicht, ein sprechendes Auge ...; einen Mund, gleich schnell sich in das freundlichste Lächeln und die Falten des bittersten Spottes zu legen" (I, 78 f). Diese letztere Charakteristik verrät geistige Regsamkeit. So erfahren wir in der Tat, daß er „viel Verstand und feine Welt" (I, 136) habe. Als Andrea ihn in jungen Jahren traf, bekam er von ihm den gleichen Eindruck: „Er schien nicht ohne Kopf, er konnte schnell etwas auffassen" (III, 449). Er ist ein Mensch so recht nach Mortimers Geschmack: „... kein Enthusiast, aber auch kein kalter, verschlossener Mensch ..." (I, 79). Auf Naturen, die sich rein gefühlsmäßig orientieren, wie Lovell, Balder und Willy, wirkt er indes abstoßend, wenn natürlich auch sie jene Vorzüge anerkennen müssen (I, 84. 136. 163. 192).

Eine Eigenschaft fehlt ihm, die durch seine Herkunft mitbedingt

sein wird: die Festigkeit und Selbständigkeit. Diese Schwäche hat Andrea als vorzüglicher Menschenkenner bald erspäht und ihn zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht (III, 449 f). Er lebt nur von den Ideen des Meisters (II, 59), kennt keine höhere Pflicht, als dessen Aufträge auszuführen (I, 180), ist von „einer tiefen Verehrung" zu ihm „hingerissen" (III, 181.)[1])

Rosas Unselbständigkeit im Leben paßt zu seiner erkenntnistheoretischen Ansicht: er ist Sensualist. „Alle unsere Gedanken und Vorstellungen haben einen gemeinsamen Quell, — die Erfahrung. In den Wahrnehmungen der Sinnenwelt liegen zugleich die Regeln meines Verstandes und die Gesetze des moralischen Menschen, die er sich durch die Vernunft gibt" (I, 317). Durch reine Selbstbesinnung auf die Fähigkeiten seines Bewußtseins kann also der Mensch sein Wissen nicht inhaltlich bereichern, auch vermag er dabei keine Sätze, betreffend logische Prinzipien oder Normen zur Lebensführung, in sich vorzufinden. „Alles, was die Sprache des Menschen Ordnung und Harmonie, den Widerschein des ewigen Geistes nennt: alles, was sie von der leblosen Natur auf den geistigen Menschen überträgt; — was sind diese Worte mehr als Worte? — Unser Verstand findet allenthalben in der Natur die Spuren des göttlichen Fingers, allenthalben Ordnung ... Unser Geist ist an diese Bedingungen geknüpft; in unserem Gehirn regiert der Gedanke der Ordnung, und wir finden sie auch außer uns allenthalben (I, 317 ff.). Alles, was wir denken und wollen, ist bedingt. Was wir als Grundsätze in unserer Vernunft erkennen, ist ein Produkt aus den Eindrücken der Umwelt. Eine willkürlich aufbauende geistige Kraft ist in unserem Innern nicht vorhanden.

Mit veränderter Außenwelt reagieren unsere geistigen Fähigkeiten in anderer Weise. „Es ist nichts Festes in uns ..., mit unserer veränderten Nahrung werden wir andere Menschen; je nachdem unser Blut schnell oder langsam fließt, sind wir ernsthaft oder lustig" (II, 264). Unser Denken und Fühlen ist also von einer

---

[1]) Bei solcher Abhängigkeit des jungen Italieners scheint es schwer, dessen eigene Ansichten von denen des Andrea zu scheiden. Indessen wird doch auf Grund seines individuellen Charakters, selbst bei geringer Unabhängigkeit, zum mindesten des Meisters Theorie in neuer Beleuchtung und neuer Schattierung erscheinen, sodaß eine Prüfung seiner Anschauungen zur größeren Klarstellung der Ansichten des Andrea nicht nur wertvoll, sondern im Hinblick auch auf die positive Ansicht Tiecks notwendig wird.

spezifisch chemischen Zusammensetzung der Teile unseres Körpers abhängig. Damit hat sein Standpunkt eine Umbiegung zum Materialismus erhalten.

Daher muß seine Ethik ein Determinismus sein, der jede sittliche Wertung verneint. Danach kann der Mensch also keine Ideale aufstellen, denen er nachstreben will. Wir müssen ja immer in bestimmter Weise auf bestimmte Motivationsgründe reagieren. Wenn das menschliche Leben, auch das geistige, sich nur in kausalen Abhängigkeiten bewegt, was ist dann Sittlichkeit und Pflicht, wonach ich meinen Charakter bilden könnte? Die Wahrheit und die Tugend sind nur „ein Schatten, ein Nebelphantom" (I, 317). In gleichem Sinne schreibt Rosa an Lovell: „Schämen Sie sich zu gestehen, daß Ihre Leidenschaft nun nach dem Genusse nicht mehr jenes stürmende, drängende Gefühl ist ...? Die Schuld davon liegt nicht an Ihnen, sondern an der Einrichtung unserer Natur, der wir uns unbedingt unterwerfen müssen" (II, 196). Deshalb hat es auch keinen Sinn, sich Illusionen zu machen, sich zur Wertung eines Gegenstandes zu zwingen. Fort mit falschem Enthusiasmus, der uns nur Qualen bereitet (II, 141 f.). Unsere Natur weiß viel besser, was ihr dient. Man darf dem Menschen also keine Falschheit und Treulosigkeit vorwerfen, wenn er z. B. eine Geliebte verläßt. Es liegt vielmehr ein ordnungsmäßiger Naturablauf vor, indem der Reiz, den seine sensiblen Nerven auffingen und so das Liebesgefühl erregten, mit der Zeit sich erschöpft. Nach jenen theoretischen Voraussetzungen ist alle Verantwortung unmöglich. Rosa verfährt ganz konsequent, wenn er aus diesen Prinzipien heraus Lovells sittliches Empfinden einschläfert: „Geben Sie sich und Ihren Empfindungen nach, denn alle Ihre Schwüre ... haben Sie im Grunde garnicht getan, sondern es sind nur notwendige Äußerungen des Gefühls, das Sie damals hatten; Sie haben nicht gesprochen, sondern Ihre Leidenschaft" (II, 196 f.). Wenn es daher nichts Allgemeingültiges gibt, wer kann dann beurteilen, wie die Sinnesempfindungen bei jedem einzelnen die Eindrücke aufnehmen und beantworten müssen? Denn in Wirklichkeit verhält es sich doch so: „Wir übersehen immer nur die Stelle unseres Lebens, auf der wir stehen, und alle unsere Gedanken, Empfindungen und Handlungen sind nur auf dieser Stelle einheimisch, jeder sieht anders" (II, 264). So folgt aus diesem Sensualismus und Determinismus die Forderung der Toleranz den andern Menschen gegenüber (II, 265).

Aus all dem ergibt sich für Rosa die Unmöglichkeit einer Metaphysik, da alles Wissen, das aus der sinnlichen Erfahrung stammt, naturgemäß nicht über diese hinausgreifen kann. Ohne weiteres läßt indessen Tieck den Rosa, der ja auch etwas Gefühl hat, nicht an metaphysischen Fragen vorübergehen. Doch werden sie nach seiner Ansicht, obwohl er von einer „Neigung zum Forschen", von einem „Trieb nach dem Unendlichen" weiß, der einfach „in uns ist" (III, 190), ewig ein „Rätsel" (II, 214. 262) bleiben. „Die Träume sind vielleicht unsere höchste Philosophie, die Schlüsse der Schwärmer sind für uns deswegen vielleicht unverständlich und lückenvoll, weil wir es nicht begreifen, wie in ihnen Vernunft und Gefühl vereinigt sind" (II, 263). Im Gegensatz zu Burton erkennt er also dem Gefühl zwar eine gewisse Berechtigung zu, aber seine Natur neigt nicht zu solchen Ekstasen. Er hat zuviel Verstand, um nicht ihre Gefahren zu kennen (I, 299 f.). Von den Absichten Gottes, von Endzwecken, causae finales, kann der Mensch doch nie etwas erfahren nach Rosas Ansicht, weil er als kleiner Teil in der großen Weltmaschine nicht das Ganze übersehen kann und unser Wissen durchaus an die sinnliche Erfahrung gebunden ist. Da er selbst die Gabe des intuitiven Gefühls für seine Person ablehnt, sieht er mit einiger Ironie auf diese Phantasten: „Der Schwärmer kennt sich selbst und seine dunklen Wünsche nicht, er verlangt Genüsse aus einer fremden Welt ... wir, ..., wollen hier unten bleiben, nicht nach Wolken und Nebeldünsten haschen" (I, 300).

So hat sich Rosa theoretisch den Weg zu einer egoistischen Genußphilosophie gebahnt. Nach seiner Meinung führen diese Gedanken „zur größten, schönsten Freiheit, zur uneingeschränkten Willkür eines Gottes" (I, 317). Mit zynischer Freude jubelt er: „Willkommen denn wüstes, wildes, erfreuliches Chaos" (I, 318). Wie gut auch Lovell das eigentliche Ziel jener prinzipiellen Erörterungen verstanden hat, erfahren wir aus seiner Antwort an Rosa: „Sie haben mich aus jenen Wesen hervorgehoben, die in einer bejammernswerten Feigheit ihr Leben nicht zu genießen wagen, ..." (I, 296 f). Ebenso spiegelt nur Rosas Triebe Williams Schreiben an Balder: „Der Busen des fühlenden Menschen hat für tausend Empfindungen Raum, warum will der Mensch seiner eignen Wonne zu enge Schranken setzen, des Toren, der da schwört, daß er nie wieder lieben wolle" (I, 144 f.). In Rosas Augen sind die, die sich nicht auszuleben wagen, Feiglinge. Sie haben Angst vor sich

selber, vor ihrem Charakter. Aber „was kann von außen zu meiner Seele hinzukommen; und wie klein heißt das von mir selber denken, daß eine Gedankenreihe, ein Mechanismus meines Gehirns mich verderben könne?“ (III, 190). [Mit dieser Ansicht ist er die vollkommene Kopie von Andrea, während die II, 264 geäußerte Behauptung, daß nichts Festes in uns wäre, auf einer mißverstandenen Ansicht des Meisters beruht, der die feine Unterscheidung von der sich gleichbleibenden Seele und dem Wechsel ihrer Vorstellungen infolge des eindrucksfähigen Körpers macht. So erklärt sich der scheinbare Widerspruch]. Gib dich also froh jedem Sinnengenusse hin, frage nicht, ist es erlaubt, schadet es mir? Im Grunde muß ja jeder mit Naturnotwendigkeit auf entsprechende Motive reagieren. Freie Kraftmoral wird gelehrt (I, 263) und wird gelebt. Oft ist von Freudenmädchen die Rede, die Rosa und Lovell grüßen lassen und die mit ihnen vertraut tun (I, 117. 167; II, 43. 75). Die Liebe wird stets nur als Mittel zur Befriedigung niedrigen Genusses aufgefaßt (II, 28). Der Mitmensch wird bloß noch als Sache angesehen, als Vergnügungsobjekt. Daraus resultiert dann die größte Verachtung, die man ihm zeigen kann. So tat es Burton auch (II, 404). Der Mensch ist in Rosas Augen so elend, daß man nur über ihn lachen sollte (II, 29). Den Gipfel der Gemeinheit sehen wir aus Rosas Rat, den er Lovell für seine Verhaltungsweise der unschuldigen Rosaline gegenüber gibt: „Wenn garnichts helfen sollte ..., müssen Sie ihr die Ehe versprechen, am dritten Tage glaubt sie das Märchen und am vierten ist sie die Ihrige. Am zehnten spätestens wird sie Ihnen denn doch nicht mehr wie eine Gottheit erscheinen“ (II, 121). Zum raffiniertesten Verführer ist Rosa durch seine sophistische Philosophie geworden, nach der es ja immer nur die erzwungenen Illusionen sind, die zu einer Dauer und Treue in der Liebe führen wollen. Von Natur aber ändert sich unser Gefühl mit den neuen Reizen. Seine letzten Worte an William predigen noch einmal seine epikuräische Weisheit: „Wir sind durch Andrea klüger gemacht, und so mag denn seine trübe, hyperphysische Weisheit fahren! Wir wollen das Leben frisch und sinnlich genießen und uns um garnichts anderes kümmern“ (III, 467). Das zeigt ihn im Gegensatz zum tiefangelegten Lovell, der durch die Entdeckung, Andrea war ein Heuchler, fast wahnsinnig wird, während Rosa in seinem Leichtsinn verharrt, da er ja auch nie begehrt hat, über das Reich der Erscheinungen vorzudringen.

Aus der Betrachtung seines Lebens ergibt sich Tiecks Ansicht, daß der, welcher kein tiefes Gefühl hat, unter bestimmten Umständen in der Freigeisterei enden, jeden Glauben an Ideale verlieren muß. Nie schaut er in Ahnungen Bilder aus reineren Sphären und glaubt Zusammenhänge mit einer jenseitigen Welt. Mögen andere davon mehr wissen und wissen wollen, Naturen wie die Rosas pflücken unbedenklich die Blüten des Lebens, beherrscht von ihren sinnlichen Trieben betrachten sie nur die Oberfläche der Erscheinungen. Die Herrschaft des Verstandes zeigt wieder ihre Schäden. Er macht nur raffiniert zur Benutzung gemeinen Vorteils, indem er Gefühle, die uns dem Ideal, der Tugend nachstreben lassen, fern hält, ja sie als unnatürlich zu erweisen sucht.

§ 4. Andrea.

Der umfassendste Charakter dieser Gruppe ist Andrea. Er macht sogar eine Entwicklung durch, die ihn vom idealistischen Schwärmer nach dreimaligem Rückfall in die edlen Jugendgefühle zum Verstandesmenschen führt, der nach Tiecks Ansicht, wie wir es schon bei Burton und Rosa sahen, in rücksichtslosen Egoismus verfallen muß.

Sein richtiger Name ist Waterloo (III, 400). Er wurde in England geboren (III, 400). Sein Vater wohnte als armer Mann einsam auf dem Lande (III, 401). So war sich der Knabe meist selbst überlassen. Mit starkem Gefühl und Phantasie ausgestattet, entwickelte er sich zu einem Träumer, der seine Phantasiegebilde für Wirklichkeit ansah. Sein reiches Gemüt erging sich gern in religiösen Vorstellungen. Oft fand er sich seltsam verzückt: „Ich hatte von der großen Liebe Gottes zu den Menschen gehört, und dies Gefühl (der Entzückung) hielt ich für diese Liebe, denn es war, als wenn mein Herz ein magnetischer Mittelpunkt wäre, der vom Himmel unwiderstehlich angezogen würde und den die körperliche Hülle kaum noch auf der Erde zurückhielte“ (III, 402). Er war damals „nur in reinen Strahlen einheimisch“ (III, 403). Da stirbt sein Vater (III, 405). Tiefe Schwermut drückt den gefühlvollen Jüngling nieder. Doch mit einer eigentümlichen Lust hängt er seinem Schmerze nach. Ein „Kunstwerk“ (III, 405) bildet er daraus.

In dieser Stimmung lernt er ein Mädchen lieben. Alles um sich vergessend, geht er seiner Anlage nach ganz in dem Gefühl der

Liebe auf (III, 408). Da seine zärtlichen Empfindungen jedoch auf Nichtachtung stoßen, muß er sie schließlich selbst für wertlos, ja für „Affektation" halten (III, 411). Sein idealgesinntes Herz erfährt zum ersten Mal eine Enttäuschung.

Indessen noch ist es zu jugendfrisch und sein Gefühl zu elastisch, um gänzlich zu erkalten und in ständiger Verachtung auf die einstige Begeisterung zu blicken. Seine neu aufglühende Seele zeigt ihm wieder alle Wesen als seine Freunde. In seiner Schwärmerei verliert er abermals allen Blick für die realen Verhältnisse. Die Menschen bewitzeln nun seine verstiegenen Stimmungen und lassen ihm keine Zeit, „selbst Erfahrungen zu machen", und zu prüfen, was das Wertvolle am Gefühl, was das Gute am Verstande ist. Nach ihrem Willen soll er „in einem Treibhause klüger werden" (III, 415). Durch nüchterne Lehren suchen sie ihn von seinen idealen Liebes- und Göttergefühlen zu sich in die Sphäre der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit hinabzuziehen, damit er mit kritischem Auge die Dinge betrachten lerne.

So muß allmählich seine Spannung erlahmen. Der Glaube an Liebe und Güte der Menschen war also doch Täuschung? Sein lebhaftes Temperament verfällt in das andere Extrem. Er zwängt sich in die konventionellen Formen hinein (III, 418). Wie kann er schließlich auch tugendhaft bleiben, wo alles um ihn nur nach gemeinem Vorteil strebt? (III, 414f.). Den Egoismus, die sinnlichen Triebe beginnt er für allein berechtigt zu halten. Seine Natur wird unter solchen Eindrücken des höheren, geistigen Schwunges beraubt, die sinnlichen Grundlagen seiner Schwärmerei treten nackt hervor. Er berichtet: „Ich überließ mich jetzt dem frohern Genuß des Lebens, alle meine dunklen Empfindungen lösten sich in Sinnlichkeit auf" (III, 419). „Ich verachtete jetzt alles in mir selbst, was mir als groß und erhaben erschienen war" (III, 419). Aus dem Platoniker wird ein niedriger Epikuräer. Weil die „anderen" in ihm das Gefühl ertöten, verliert er, ehe er eine feste sittliche Weltanschauung erlangt hat, den Glauben an alles Gute, kommt zur pessimistischen Ansicht von der vollkommenen Schlechtigkeit der Menschen.

Wie der alte Burton sieht er jetzt in der Verstandesausbildung bei Unterdrückung des schwärmerischen Gefühls eine notwendige Forderung. Sein Drang nach Wissen und Schärfung des Intellekts führt ihn durch Frankreich, Italien und zurück nach

England (III, 419). Er gilt jetzt überall für einen witzigen Kopf (III, 421). In einer Gesellschaft lernt er Walther Lovell kennen (I, 250).

Bald schenkt dieser ihm Vertrauen und erzählt von seiner idealen Liebe. Bei Andrea macht sich wieder ein Rückfall in die ehemals reinen Gefühle geltend. Ihn erfaßt eine tiefe Neigung zu der Geliebten des Freundes, doch sie weist ihn ab (III, 426).

Und die Folge ist wie bei seiner zweiten Enttäuschung: „Ein Haß gegen die Welt und gegen mich selbst ... Alle Blüten meines Geistes, alle Selbstachtung, jede Heiligkeit erstarben in meinem Innern" (III, 427). Jetzt glaubt er überzeugt sein zu können, daß wirklich alle Gefühle trügen. Er schreckt vor nichts mehr zurück. Durch ihn wird Lovell Gift gegeben (III, 428). Er ist jetzt, auch hierin wieder Burton gleichend, der Ansicht, daß man sich zum rücksichtslosen „Beherrscher der Menschen aufwerfen" (III, 437) muß. Er legt es nun darauf an, die Menschen „von ihrer wahren Seite zu begreifen" (III, 438), d. h. für ihn: zu erkennen, wie jeder versucht, den anderen zu seinem Vorteil auszunutzen. Seine Erfahrung hat ihn jetzt gelehrt: „Nie muß man sich ganz an einzelne Menschen verlieren". „Sobald jemand Einfluß auf uns hat, so ist unser Blick auch schon bestochen" (III, 439). Wo er in seinen Jugendjahren ein sympathisches Wesen sah, da nahm er es ganz in seine Seele auf. Nun drängt er wieder gewaltsam, wie er es schon getan hatte, als seine schwärmerischen Gefühle von verstandesnüchternen Menschen verspottet wurden, jede Gefühlsregung zurück. Er verschließt seine Gedanken vor anderen Menschen. Denn nur, indem man sich nicht zu erkennen gibt, kann man fremde Einflüsse von sich fernhalten.

Um seine egoistischen Zwecke am besten erreichen zu können, will er Oberhaupt einer geheimen Gesellschaft werden (III, 443). Die Menschen erscheinen ihm so verachtenswert, daß sie es nicht anders verdienen, als daß man sie ausbeutet (III, 444).

Zu diesem Zwecke stellt er in Erinnerung an seinen früheren religiös gefärbten Platonismus eine Weltanschauung auf, in der mystische Seelenlehre und Sensualismus sich verbinden müssen, um seine Schüler besser an sich zu fesseln. Er lehrt seine Zöglinge: Über allem steht ein leitendes Prinzip. „Alles in der Natur hat seinen nahen und fernen Endzweck", der für nicht rein geistige Wesen schwer faßbar ist (II, 336). Einen Abglanz von diesem übermateriellen

Grunde besitzt der Mensch. Denn in seinem Innern liegt ein unveränderlicher, unteilbarer geistiger Kern, den wir Seele nennen (II, 339). Diese hat keinen Zusammenhang mit unserem Körper, noch mit unseren Gedanken (II, 340). Stirbt der Leib, „so reißt sich die Seele einst gewiß von allem los, was sie so lästig gefangen hält, sie wird nicht schließen und unterscheiden, nicht ahnden und nicht glauben, sondern im raschen, reißenden Fluge nach ihrem ungekannten Vaterlande eilen, wo sie wirken und ungefesselt dauern kann" (II, 341).

Da keine Abhängigkeit zwischen dieser Seele und dem Leibe besteht, hat er die Grundlage für seine andere Philosophie, den Sensualismus gewonnen. Denn neben jener mystischen Seite hat der Mensch noch die greifbare, sichtbare: den Körper. Woher er stammt, wird nicht gesagt. „Er ist" (II, 340). Seine Funktionen Empfindung, Verstand und Gefühl sind gänzlich abhängig von äußeren Einwirkungen. Mit der sinnlichen Erfahrung hebt all unser Wissen an. „Alles was wir in uns kennen, ist Sinnlichkeit". „Nur in der Sinnlichkeit können wir uns begreifen, und sie regiert und ordnet das Gewebe, das wir immer von unserem Geiste getrieben glauben" (II, 339). Dieser ist ja vielmehr selbst erst ein Produkt der Elemente des Bewußtseins, der Sinnesempfindungen. Ja es klingt geradezu materialistisch, wenn er in den Vorstellungen und Gedanken „nur ein feineres Spiel der Sinne" (II, 339) sehen will. So bewegen wir uns in einem großen Mechanismus. „Die Ecke des einen greift in die Fuge des anderen, und so entsteht die seltsame Maschinerie, die wir das menschliche Leben nennen" (II, 66). Alle unsere Affekte entstehen nicht, weil wir nach apriorischen Maximen etwas wollen und werten, sondern einfach, weil wir in Beziehung mit anderen Energien eingespannt sind. Daher ist „alles eine blinde, von Notwendigkeiten umgetriebene Mühle" (II, 67).

Nach diesen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen sucht er sophistisch seinen Opfern, die mystische Seelenlehre, sein Lockmittel, bei Seite setzend, beizubringen, daß Metaphysik unmöglich ist. Niemand hat hier in dieser Körperwelt richtige Einsichten nach ewigen Wahrheiten, die in ihm liegen könnten, „weil er selbst irgendwo als umgetriebenes und treibendes Rad steckt" (II, 67).

Die ethische Konsequenz aus jenen Theorien, wonach die göttliche Seele und der mechanisch reagierende Leib in keiner Abhängigkeit voneinander stehen, macht ihm für seine Jünger den Weg frei zu

einer egoistischen Genußmoral. Daher führte er jene Trennung ein, um durch solche lockende Aussichten auf ein leichtes Leben sie besser an sich zu fesseln. Die Unmöglichkeit nach sittlichen Normen zu handeln, ist theoretisch nachgewiesen. Denn nach den subjektiven Eindrücken, die ein jeder empfängt, bildet er sich seine Ansicht von der Welt. Keiner kann schließlich den anderen richtig beurteilen und verstehen (II, 336). Doch „damit die verächtlichen Maschinen (das sind die Menschen) sich brüsten können, haben sie Namen und Unterschiede, wie bunte klägliche Ordenszeichen erfunden" (II,340). Was hat es aber noch für einen Sinn, Rangordnungen unter den Menschen zu machen, von gut und böse zu sprechen, mit Enthusiasmus für Tugend und gegen Laster zu plädieren, wo alles naturnotwendig ist? Wie kann ich für jemand, dessen Wesen mir unverständlich bleibt, allgemein verbindliche Forderungen aufstellen wollen? Der einzige Versuch, den wir für unser persönliches Interesse wagen können, ist, durch Kombination und Umbildung der sinnlichen Wahrnehmungen unseren Verstand zu schärfen und so von Fall zu Fall für bessere Selbsterhaltung zu sorgen. Schließlich geht aber doch der sinnliche Reflex „einen kürzeren und richtigeren Weg als der grübelnde Verstand" (II, 341). „Das Gefühl (hier natürlich = Trieb, der mechanisch einen Reiz beantwortet) ist der Haushofmeister unserer Maschine, der erste Oberaufseher . . ." (II, 341). Also sind Gesetze und sittliche Regeln unmöglich. Und die sind erst freie Menschen, die sie nicht mehr anerkennen. Wer sich an Vorschriften hält, ist ein Feigling (III, 184). Geht der Befriedigung eurer sinnlichen Lüste nach, ist die Quintessenz der Darlegungen Andreas.

Nun enthüllt sich uns auch die tiefere Absicht jenes oben konstruierten Dualismus von Leib und Seele. Er soll Andrea eine zweite Handhabe sein, um Gewalt über seine Opfer zu erhalten. Denn jetzt sucht er ihnen beizubringen, daß es Ausnahmemenschen, große Magier gebe, die Verbindung mit dem unsterblichen Etwas im Menschen und seiner überirdischen Heimat haben. „Wenigen wundervollen Menschen war es vielleicht gegönnt, sich schon hier, von den Gauklern, ihren Sinnen, noch umgeben, kennen zu lernen, und ihre innerste verborgene Tiefe zu schauen" (II, 341 f.), womit er nichts anderes sagen will als: auch ich bin so ein Übermensch, der Verbindungen hat mit jenem geistigen Kern und folglich auch den höheren Sphären. An William nun, den er zugrunde richten will, nachdem er ihn ganz an sich gefesselt und so Aussicht auf dessen Vermögen erhalten hat,

weil sein Vater ihm das Lebensglück nach seiner Ansicht vernichtete, erprobt er zuerst seine Theorie. Er spielt sich ihm gegenüber als den Wundermann auf, der die Pforte zu den geheimen Reichen öffnen kann. Dadurch weiß er, indem er vor Lovell den allgegenwärtigen und allgewaltigen Geist spielt, sich diesem unentbehrlich zu machen (II, 294. 304. 311 f. 322 f. 333. 363). Ähnlich treibt er sein Spiel mit Balder, der durch seine Spukerscheinungen fast bis zur Raserei erregt wird (I, 310 f.). Besonders aber Rosa, dem er seine geheimnisvollen Kräfte ahnen läßt, indem er sich ihm als Doppelgänger zeigt (III, 317 f.), blickt mit Staunen und unbedingter Ergebenheit zu ihm auf (II, 286).

Wie sehr indessen auch diese drei von Andreas raffinierten Künsteleien geblendet werden, so läßt Tieck doch als Kritik dagegen in zwei Italienern die Ansicht aufdämmern: auch er, das dämonische Genie, ist nur ein Mensch, sein angemaßter Verkehr mit Geistern beruht auf „Gaukeleien" (III, 170) und „Maschinerien" (III, 176). Noch eingehender zeigt Tieck an Andrea selbst, daß die Selbstgenügsamkeit des Verstandes, seine menschenverachtende Überhebung unnatürlich waren. Denn in einem Selbstbekenntnis wirft Andrea die Maske vom Gesicht und zeigt seine wahren Empfindungen: „Wenn ich oft das Heer der Sterne betrachte und mir dabei die Nichtigkeit des ganzen menschlichen Lebens einfällt, so möcht' ich zuweilen alle meine Pläne und Ideen aufgeben" (III, 222). „Bin ich denn ein so großer Tor, daß ich alles für wahr hielte, was ich gesagt habe?" (III, 455). Er fragt sich, habe ich mich nicht bei allen meinen Bemühungen, als Haupt einer Räuberbande, als Gespenstermacher, „selbst zum größten Narren gemacht ...?" Schreibt er nicht seine Gedanken nur deshalb nieder, „um eine jämmerliche Eitelkeit zu befriedigen"? Glaubte er vorher die Menschen beherrschen zu können, indem für ihn ihr innerstes Denken begreifbar und berechenbar war, so faßt ihn jetzt Staunen vor dem Geheimnis seiner eigenen Individualität, sodaß er sich fragt: „Wer ist das seltsame Ich, das sich so mit mir selber herumzankt?" (III, 456). Selbst er also, für den jeder Mensch eigentlich ein lösbares Rechenexempel bedeutete (jene auf Grund des Sensualismus geäußerte Ansicht, daß keiner den anderen verstehen kann, war nur Trugmeinung, um seine Schüler von einem Studium seines Ich fernzuhalten und dann, wenn er später zeigte, daß er sogar mit Übermenschenwesen verkehrte, noch mehr Bewunderung in ihnen auszulösen), der meinte, „sich selbst wie einen fremdartigen Gegenstand beherrschen" (III, 222)

zu können, für den etwas Rätselhaftes, Unsichtbares wie das „sogenannte Gewissen" (III, 441), nicht existierte, muß letzten Endes doch gestehen: die Individualität mit ihren Trieben und fremden Beziehungen ist für uns nicht zu begreifen (III, 446). Hatte er sich auch unfehlbarer Kenntnis seiner Kreaturen gerühmt (III, 448), so ahnt er doch jetzt im Ernst, wie bedingt und mangelhaft menschliches Wissen ist. Das geht aus seiner gerechten Entrüstung über Rosa und andere verstandeskluge Leute hervor: „O ihr Menschenkenner! die ihr aus der Seele der Menschen ein Exempel macht und dann mit euren armseligen fünf Specien hineinaddiert und dividiert ... Ich habe von je die freche Hand bewundert, die mit dem Rätselhaftesten und Unbegreiflichsten gewöhnlich so umgeht wie ein Bildhauer mit seinem Marmor" (II, 64).

Rückblickend können wir aus der Analyse dieser drei Charaktere jetzt Tiecks Ansicht über die Gefahr einseitiger Verstandesbildung erkennen. Der alte Burton kommt zum Materialismus und beweist von dort aus sophistisch das Recht zu seinen Verbrechen; Rosa, klug und genußfroh, leichtsinnig an den Lebensproblemen vorübereilend, hierin, mitbedingt durch seine Anlage, ein glückliches Erziehungsprodukt seines Lehrers darstellend, weiß die Gefühle der Ehrfurcht und Treue dialektisch wegzudisputieren und die Freigeisterei als einzig möglichen Standpunkt hinzustellen; der düstere Andrea wird an seinen Jugendgefühlen durch Enttäuschung im Leben irre, glaubt die Verstandesüberlegungen als einzig wertvoll ansehen zu müssen und verliert gerade dadurch seine Menschenwürde, indem auch er in Materialismus und brutale Machtmoral verfällt. Bei allen dreien folgt aus ihren Anschauungen eine Verachtung von Mensch und Menschenwert, alle drei müssen aber schließlich doch soziale, ja metaphysische Gefühle anerkennen. Dadurch will Tieck ihre früheren Anschauungen als unhaltbar erweisen.

b. Die Schwärmer.

§ 5. Balder.[1])

Wir betrachten jetzt die einseitigen Gefühlsmenschen. Ihr extremster Vertreter ist Balder.

---

[1]) Fr. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. 1909. Ich komme unten im 4. Kapitel auf diese Arbeit zurück.

Er stammt, noch jung an Jahren, aus Deutschland (I, 79). „Er ist sanft und gefühlvoll, sein Herz wird leicht von der Schönheit und Erhabenheit erwärmt" (I, 81 f.). Enthusiastische, poetische Stimmungen halten ihn in ihrem Bann (I, 79). Der plötzliche Tod seiner Geliebten versenkt ihn in melancholisches Träumen (I, 150).

So wird er zum Ironiker aus Melancholie, da ihm jede Energie fehlt, sich von der Schwermut, die an seiner Seele frißt, loszureißen. „Alles gleitet an ihm kalt und freudenleer vorüber" (I, 302). Als Gefühlsmensch ist er Subjektivist und sieht die Umgebung ständig im Lichte seiner Stimmung. Da sein sympathetisches Gefühl, das sonst die Einheit herstellte zwischen Subjekt und Außenwelt und diese dadurch verlebendigte, tot ist, vermag er nicht mehr einen Wert in ihr anzuerkennen. Sie ist zu etwas Unpersönlichem, Mechanischem herabgesunken. „Die ganze Welt erscheint ihm daher als ein nichtswürdiges, fades Marionettenspiel" (I, 148). Für sein ausgebranntes Herz waltet nicht mehr in allen Wesen eine Seele, die in Harmonie mit der seinigen schwingt, nein: „Wir adeln aus einem törichten Stolze alle unsere Gefühle, wir bewundern die Seele und den erhabenen Geist unserer Empfindungen und wollen durchaus nicht hinter den Vorhang sehen, wo uns ein flüchtiger Blick das verächtliche Spiel der Maschine enträtseln würde" (I, 148 f). Sein schwärmerisches Gefühl hatte ihm eine farbenfrohe Außenseite der Natur vorgegaukelt. Jetzt ist ihm ihre Schönheit „nichts als eine verkleidete Verwesung" (I, 265), der die aufbauende Lebenskraft fehlt, die ehemals seine schwellenden Liebesempfindungen in sie hineinprojiziert hatten. Grausen flößt sie ihm jetzt ein, genau so wie sein eigenes düsteres Innere. „Könnten wir der Natur ihre Verkleidung wieder abreißen, o wir würden vielleicht weinen, statt uns zu freuen" (I, 266). Da alle Fröhlichkeit seinem freudeleeren Herzen peinlich ist, flieht er die Menschen. Auch mit ihnen hat er keinen Zusammenhang mehr. Entsetzliche Bilder läßt ihn ihr Anblick sehen (I, 304). In düsterem Pessimismus fragt er sich: warum lebe ich, weshalb gehe ich Geschäften und Pflichten nach, wenn im Grunde alles „lächerlich, possenhaft und weinerlich alles, alles, selbst Sterben und Verwesen" (II, 32) ist?

Aber bei aller Negation und Erschlaffung ist stets wieder ein Etwas in seinem Innern, das ihn vorwärts treibt, „eine Sucht",

die nach seiner Ansicht „bei der Geburt unserer Seele eingeimpft ist“ (II, 30 f.). Sein quellendes Gefühl steigt wieder auf (I, 302 f.). Es läßt ihn nicht leben unter dem Eindruck: alles ist tote, mechanisch-ablaufende Maschinerie. So wird er durch seinen neuaufkeimenden Enthusiasmus zum Metaphysiker des Gefühls, aber erst, nachdem die die kritische Besinnung über die Erkenntniskraft des Verstandes eingetreten ist.

Seines Freundes Wildberg Geschick (I, 269 ff.) gibt ihm die Gewißheit von einer Verbindung des Menschen mit einer höheren Welt. Aber diese läßt sich nicht erreichen durch Vermittlung von Sinnlichkeit und Verstand. Denn wie wenig leistet schon das Produkt dieser Funktion, die Sprache! „Sie ist unnütz ... Sie ist erfunden, um zu lügen“ (II, 349), sie bringt nur Verwirrung und Zersetzung zwischen die Menschen. Hätten wir nur sie, als ein Gebilde von konkreten Vorstellungen und Begriffen, so könnte keiner ein anderes Individuum begreifen (I, 265. 267). Nur auf den Verstand angewiesen, leben die Menschen „einsam für sich und keiner vernimmt den anderen“ (II, 30). Denn jeder verschanzt sich hinter seine eigene begriffliche Terminologie, während das unmittelbare Gefühl die Menschen näher bringen würde. Wer indessen nicht das rechte Gefühl von Anfang an hat, dem müssen höhere Erkenntnisse verschlossen bleiben. Der spielt ewig „sein eigenes Instrument“ (II, 348). Ebensowenig schließt sich ihm das Wesen der Gottheit auf, wie er an Lovell schreibt: „Es ist bloß darum ein Geheimnis, weil Du es nicht verstehen würdest. Den Namen Gottes denen nennen, die ihn nicht mit dem Herzen kennen, ist Missetat“ ... (II, 350). Unser Verstand ist an die Welt der Erscheinung gebunden. „Unsere Vernunft ... darf nur auf der Erde wandeln“ (I, 268). Wer sich ihr anvertraut, wird nichts über die höchsten Ideen „Ewigkeit, Gott und Bestimmung der Welt“ (I, 268) ausmachen können, da ihre Gewißheit sich nicht begrifflich beweisen läßt. Und der Verstand ist ja das ‚Vermögen der Begriffe‘.

Die Menschen aber, die mit dem Gefühl an diese großen Fragen herantreten, die sich mehr einer inneren Ahnung hingeben, ohne sie mit dem Verstande beweisen zu wollen, erfahren mehr Wahrheit. Deshalb ist in den Kindern auch höhere Weisheit als in den Erwachsenen (I, 331). „Vielleicht daß das Kind, das im ersten Augenblick den Lichtstrahl des Tages erblickte, klüger ist als wir alle. Die Seele weiß noch nicht die ihr aufgeladenen Sinne und Organe

zu gebrauchen, die Erinnerung ihres vorigen Zustandes (das Reich jenseits der sinnlichen Wahrnehmung, der Dinge an sich könnten wir sagen) steht ihr noch ganz nahe ... sie muß ihren höheren, eigentümlichen Verstand (die Fähigkeit intuitiver Erkenntnis) vergessen, um sich mühsam in vielen Jahren in die bunte Vermischung von Irrtümern einzulernen, die die Menschen Vernunft nennen" (I, 331 f.).

Über diese Grenze, die den allgemein menschlichen Erkenntnisfunktionen gesetzt ist, kann man sich nun nach Balders Ansicht erheben, wenn man sein Phantasiegefühl bis zur Verzückung, bis zum Wahnsinn steigert. „Vielleicht wäre dann die Schranke durchbrochen, die meinen Geist jetzt noch von allem trennt, was ihm unbegreiflich ist" (I, 312). Ja er ist schließlich überzeugt, daß man sich jener transzendenten Welt nähert, wenn man seine Kräfte in eigentümlicher Weise stimuliert: nämlich „wenn die Vernunft alle ihre Kräfte aufbietet, so fühlt sie endlich, wie sie fürchterlich auf einer schmalen Spitze schwankt und im Begriff ist, in das Gebiet des Wahnsinns zu stürzen ... Wenige haben den raschen, frechen Schritt vorwärts getan ... das Geisterreich tut sich ihnen auf, sie durchschauen die geheimen Gesetze der Natur ... sie sind der Gottheit näher gerückt, sie vergessen die Rückkehr zur Erde — und der verschlossene Sinn brandmarkt mit kühner Willkür ihre Weisheit Wahnsinn, ihre Entzückung Raserei" (I, 274 f.). Obwohl also Balder die furchtbaren Folgen solcher Gefühlsekstasen einsieht, reizt ihn das Geheimnisvolle, Dunkle doch zu sehr, als daß er seinen Sinn dem Tage, dem Gewöhnlichen zukehren sollte (I, 310 f.).

Die sinnliche Wirklichkeit ist ihm jetzt wiederum eine minderwertige Erscheinung, weil er in sich eine Ausnahmenatur sieht, die, wie Andrea, bewußt die Schranken gewöhnlicher Erkenntnis durchbrechen zu können glaubt. Er wird zum zweiten Mal *Ironiker*, aber wie der Italiener: *aus einem Kraftgefühl*, das wagt mit der natürlichen Welt zu spielen, das es unternimmt, sie willkürlich zu verändern und damit über die Ansprüche des Italieners hinauszugehen. Der gewöhnliche Mensch, der seinem gesunden Verstande folgt, ist daher für Balder nur noch ein blinder Tor. Voller Verachtung sieht er auf die Urteile der Ärzte, die von Fieberhitze und Paroxysmus reden. „Weil ihre Sinne erblindet und betäubt sind, so halten sie den für töricht, der mehr sieht als sie. — O ich höre recht gut das leise schauerliche Rauschen von den Flügeln meines Schutzgeistes, ich sehe recht gut die Hand, die mich ernst hinüber winkt" (I, 334).

„Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprüche versucht, um die Gegenstände um mich her in andere zu verwandeln "(II, 41). Und ist er nicht berechtigt zu solchen Versuchen, muß nicht seinen übermenschlichen Kräften diese Erscheinungswelt gehorchen? Ärger als je sind ihm jetzt die Menschen verhaßt. Das zeigt sein Wutanfall bei einer Versammlung von Künstlern und Gelehrten, die sich verständig über sie interessierende Fragen unterhalten (II, 43). Diese erscheinen ihm eitel und lächerlich, weil sie mit Wichtigkeit von alltäglichen Dingen sprechen können, während er sich doch nur mit Außergewöhnlichem beschäftigt. Seine überreizten Nerven halten indessen dem Wühlen im Inneren und den gewaltsamen Exaltationen des Gemütes nicht stand: der helle Wahnsinn bricht aus.

Er gesundet noch einmal in der Einsamkeit. Aus seinen vorigen Erfahrungen bleibt ihm ein schwärmerischer Glaube an einen einheitlichen Zusammenhang zwischen dem Menschen und dem Wesen der lebendigen Natur. Bei Tieren und Pflanzen findet er Ruhe. In sie kann er seine Gefühlswallungen besser hineinprojizieren, sie werden nicht durch Vernunftüberlegungen seine Illusionen zerstören. „Blumen und Pflanzen" scheinen ihm daher „klüger als die Leute denken" (II, 346). Er, der schon einmal heimisch war in Wunderreichen, ahnt etwas „von ihrer geheimen Kraft" (II, 346). Hier finden seine Stimmungen überall freundlichen Widerhall. „In der Einsamkeit denkt und fühlt die Seele anders, sie wird nicht durch das unordentliche Gezwitscher und Gepolter unterbrochen. In der freien Natur ist alles mit der Seele verwandt" (II, 348). Wiederum ist es ein Gefühl und nicht Worte und Denken, das diese Offenbarungen vermittelt.

Nun scheint er noch glücklich werden zu sollen durch die Liebe zu einem Mädchen. Doch auch sie stirbt plötzlich wie die erste Geliebte. Der Wahnsinn bricht wieder aus (II, 355). Dies Mal hält sein durch Nervenüberreizungen erschütterter Körper nicht stand. Balder erliegt schnell seinen Qualen.

Nach dieser Betrachtung erscheint mir die Kraft des Gefühls zur Enthüllung der letzten Lebensrätsel von Tieck problematisch gefaßt zu sein. Wenn sich Balder in der Jugend eins fühlt mit Mensch und Natur, so ist das nur ein naives Schwärmen, dem noch keine kritische Besinnung über den Wert der Erkenntnismittel vorangegangen ist. Dagegen spricht nicht das erneute Sicheinsfühlen mit Tieren und Pflanzen in der letzten Phase. Diese Anschauung

ist nicht als positive zu werten, sondern vielmehr als Konsequenz eines überreizten kranken Gemütes. Denn diese Lebensweise löst ihn aus dem tätigen Zusammenhang mit der Menschheit. Und ferner, setzt wirklich Balder an, das Gefühl als metaphysische Erkenntnisfunktion mit Bewußtsein über die Grenzen, die Verstand und Sinnlichkeit gezogen haben, zu treiben, so lehnt Tieck auch das ab, indem er den Wahnsinn und eine Verachtung des irdischen Daseins darauf folgen läßt. Die wahre Meinung des Dichters geht also dahin, daß eine ruhige gemäßigte Hingabe an das Gefühl zu empfehlen ist, da es seine Verbindungen schlägt von Mensch zu Mensch und der Natur, da es Erinnerungen an einen höheren Zustand andeutet und Organ ist zu einem mystischen Erleben der Gottheit; der maßvolle Gefühlsmensch ahnt wohl staunend einen einheitlichen Lebenszusammenhang, verzichtet aber weise darauf, ihn in diesem Leben wirklich erfassen zu wollen.

§ 6. Emilie Burton.

Ging Balders Charakter stark auf einen spekulativen Gefühlstrieb, so tritt uns in Emilie Burton das Mädchen mit dem Übermaß von Phantasie und Empfindsamkeit entgegen.

Sie ist „halb das Bild ihrer Mutter und halb eine Kopie nach ihrem Bruder" (II, 424), d. h. weich, empfindsam und schwärmerisch, da im Verkehr mit den Idealgestalten der Dichter ihr Phantasiegefühl mächtig geworden ist (II, 422).

Neben dieser phantastischen, zarten Seite hat ihre Natur auch einen intellektuellen Einschlag. „Sie hat einen gewissen Verstand, den sie besonders an sich schätzt; sie hat viele Bücher gelesen und manches darüber gedacht" (III, 50). Sie hat ihres Bruders, Karl und Amalie Wilmonts Charakter beobachtet und dabei bemerkt, daß sie sich kaum im Leben veränderten (II, 73). Ein grüblerischer Zug ist der sonst heiteren Emilie eigen: „Ich erschrecke manchmal innig, wenn ich plötzlich daran denke, wie alles sich in und um uns verändert." Manchmal glaubt sie, „der Mensch könne für nichts in sich gut sagen" (II, 380). So nimmt sie, die denkende, der naiv durch das Leben schreitenden Amalie gegenüber die Stellung einer beratenden Freundin ein. Nach ihrer Ansicht könne Amalie quälende Erinnerungen durch Vernunft unterdrücken (II, 109), ihre Liebe nach der Absicht des Verstandes auf einen bestimmten Menschen

übertragen (II, 111). Schwermütige Stimmungen sind für sie nichts als kränkliche Einbildungen (II, 117).

Dieses gesunde Gleichgewicht von Gefühl und Einsicht wird gestört, da Lovell als Unbekannter in ihren Lebensweg tritt. Ihr Bruder Eduard hat ihn, den scheinbar von Not und Kummer Verzehrten, aufgenommen. William weiß ihre gefühlvolle Anlage zu benutzen, indem er ihr Mitleid erweckt (III, 28). Sie beginnt für ihn zu schwärmen, ihn anzubeten. Ihr sonst so klares Urteil trübt sich, da sie sich nur dem Gefühl hingibt. Ihre tiefe Teilnahme enthüllt sich bald als platonische Liebe. Sie ahnt in ihr eine heilige, unsterbliche Kraft (III, 29).

Unter dem Einfluß dieses gesteigerten Liebesgefühls kündigt sich bei ihr die Ironie an. In ihrer Verzückung betrachtet sie die gewöhnlichen Organe der Menschen für unmächtig, solch göttliches Empfinden zu erfassen. Sehr „wenige Menschen verstehen es ... zu trauern, der Schmerz redet sie in einer himmlischen Sprache an und sie können nur mit ihren unbeholfenen irdischen Tönen antworten. Wer sich freuen oder wer weinen will, ziehe sich ja zu Blumen und zu Bäumen zurück" (III, 30). So trieb auch Balder die Mißachtung vor den gewöhnlichen Menschen als Nachklang seiner ironischen Stimmung in die Einsamkeit. Im Unterschied zu Balder jedoch, der aus klarer Einsicht in die Beschränkung menschlichen Verstandes bewußt sein Gefühl steigert, um diese Grenze zu überspringen, kommt sie gefühlsmäßig, instinktiv auf diese Ansichten und läßt sich mehr passiv von solchen Empfindungen leiten als daß sie sie willkürlich benutzt. Ihr schwärmerisches Liebesgefühl sieht jetzt in Lovell, der in ihr solche überirdischen Ahnungen weckte, naturgemäß selber einen der alltäglichen Welt Entrückten. Er „ist ganz über das kleinliche Leben hinüber ... Sein Geist ist durch und durch geläutert und gereinigt und er gehört nicht mehr der Erde an. Ich kann es nicht unterlassen, ihn zu bewundern" (III, 38). „Es ist so etwas Wunderbares um ihn her, daß man sich in seiner Gegenwart wie in eine andere Welt entrückt fühlt" (III, 39). Daß ein solcher Übermensch sie seine Freundin nennt, wird für sie weiterer Grund, auf die anderen als armselige Geschöpfe herabzublicken. In dieser Stimmung erscheint ihr die Erde als „wüst und entvölkert," „sie ist nur eine große Erdmasse voller stummer Leichen" (III, 39).

Schließlich wird ihr dies Gefühl der Liebe zu einem metaphysisch, sittlichen Instinkt. Liebe ist ein göttliches Unterpfand.

Wozu sie treibt, das ist geheiligt. So schreibt sie an Lovell: „Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu beruhigen; — doch nein, das Wort ist zu kalt und ängstlich. — Ich bin es meinem klopfenden Herzen schuldig: ich kann nicht anders, wenn ich auch wollte“ (III, 44). In ihrem Liebesgefühl erblickt Emilie eine Naturmacht, die nicht fragen darf nach Sitte und Konvention, ja eine göttliche Stimme, die frei von aller Sinnlichkeit macht und Teilhaben schafft an der in Lovell sichtbar gewordenen Idee des Guten. Wird sie unter diesem Einfluß nicht geläutert und tugendhaft, da sie in ihrer Liebe eine Aufgabe erblickt, ihn zu heilen und mit der Welt zu versöhnen (III, 79)? „Mit Freuden würde ich mein eigenes Herz aufopfern, bloß um das seinige zu retten“ (III, 80).

Der Zug des Herzens wird ihres Schicksals Stimme. Sie glaubt, wie eine Auserwählte, eine Heroine, ihr Leben für einen Geheiligten weihen zu können, und ahnt nicht, welch einem Verworfenen sie die Hand gereicht hat, da sie sich jedem kritischen Urteil verschloß. Sie verläßt heimlich das Elternhaus und Karl Wilmont, der sie ehrlich liebte. Bald wendet sich Lovell schamlos von ihr. Nüchtern blickt nun der graue Alltag sie an. Wie Andrea nach seiner Enttäuschung verfällt auch sie in das andere Extrem, blickt nur noch mit Verachtung auf ihre früheren, im Grunde guten Empfindungen (III, 151), die, wie Tiecks Meinung ist, ihr nur zum Verhängnis wurden, weil sie diese mit Unterdrückung der prüfenden Stimme des Verstandes zu hoch schwellen ließ. Ihre zarte Natur bricht unter der Wucht der Ereignisse zusammen: sie stirbt mit dem zu späten Wunsche, ein Leben in Einfachheit gelebt zu haben, fern von der Sucht, über gewöhnliches Maß hinauszustreben (III, 151.)

§ 7. William Lovell.

Als dritten Vertreter dieser Klasse des allzu gesteigerten Gefühls, das blind macht gegen die tatsächlichen Forderungen des Lebens oder zur Überhebung führt, betrachten wir den rastlosen Lebensstürmer William Lovell, der bald naiver Schwärmer, bald kühler Rechner, bald edler Liebhaber, bald Genußmensch, der bald ernster Philosoph, bald Skeptiker, bald Materialist, bald Metaphysiker ist, der durch sein starkes Lebensgefühl von einer Ansicht zur andern geht, einmal aus Trotz, meist aus gutem Instinkt, aus tiefem metaphysischen Bedürfnis, bis er, indes zu spät, zur Einsicht

in die Grenzen menschlicher Kräfte kommt. So bewegt sich seine Entwicklung auf einer mittleren Linie zwischen den Anschauungen Balders, Emiliens, Rosas und Andreas.

Zwei hervorstechende Eigenschaften seines Charakters lernen wir gleich am Eingang kennen: „Lebhaftigkeit seiner Phantasie" und „Reizbarkeit des Gemütes" (I, 20 2. Ausg. 1813 und I, 228 f. 1. Ausg.). Von einem starken Willen erfahren wir nichts. Gern gibt er sich träumerischen Stimmungen hin, die sich bei ihm in einem Trieb zu Reisen, zu wunderbaren Fernen entladen (I, 230). Als empfindsamer Mensch neigt er zur Einsamkeit, da er in der Natur eine freundliche Resonanz für seine heiteren und schwermütigen Gefühle findet. „Den ländlichen Schatten des Waldes" liebt er statt „jener großen Welt" (I, 36).

Ohne Erfahrung, nur in seinen Traumwelten heimisch, zeigt er sich naturgemäß im Verkehr mit den Menschen und Gott als schwärmerischer Optimist. Bei allen vermutet er blindlings eine rechtschaffene Natur, da er selbst ja auch stets als der „gute Herr William" (I, 65 f. und 92) erscheint. So ist Lovell ein leicht vertrauender Mensch, weil seine Phantasie schnell in die, zu welchen sich sein edles Gefühl hingezogen fühlt, das hineinlegt, was er in sich empfindet. „Ich liebe die meisten, möchte sie gern alle lieben" (I, 60). Mit solchen Leuten, die ihm sympathisch sind, möchte er gewissermaßen ineins fließen. Wegen dieser Anlage warnt ihn sein Vater, daß es ihm nicht gehe wie Andrea: „Begegne nicht jedem mit deiner heißesten Liebe, um nicht einst das ganze Geschlecht zu hassen; sei sparsam mit deinem Vertrauen, um nicht einst in einem ewigen Mißtrauen zu verschmachten ... das Auflodernde in deinen Gefühlen hat mich oft um dich besorgt gemacht; ohne zu untersuchen, traust du jedem Wesen, das dir nicht mißfällt, alle deine Gefühle zu und findest sie auch in fremden Seelen wieder; aber wenn du dich nun in drei Freunden irrst, so wirst du allen Glauben an Freundschaft verlieren" (I, 113).

Diesen schwärmerischen Optimismus bekundet Lovell auch im Hinblick auf Gott. Das ist natürlich, zumal da sein Vater ständig seine schützende Hand in den Jahren der Kindheit über ihn hielt. Lovell erzählt selbst von seiner Jugend: „Bis jetzt (da er seine erste Reise antreten soll), ist mein Leben ein ununterbrochener Freudentanz gewesen ..., in der hellen Gegenwart genoß ich und weidete mich an Träumen einer goldenen Zukunft, in der glücklichsten Beschränktheit

liebt' ich Gott wie einen Vater, die Menschen wie Brüder und mich selbst als den Mittelpunkt der Schöpfung" (I, 19 f). In seinem Innern konnte eine eigne wunderbare Traumwelt auferstehen, für ihn, der so behütet und gepflegt aufwuchs.

Williams erstes großes Erlebnis ist seine Liebe zu Amalie Wilmont. Hierbei tritt noch stärker seine gefühlvolle Natur hervor, indem sie in erhöhtem Maße die Fähigkeit zeigt, die Wirklichkeit stets nur im Lichte seiner inneren geistigen Verfassung zu betrachten. Von Amalie kann er sich angezogen fühlen, da sie von entsprechender Anlage ist. Das tote, chaotische Leben der Großstadt haßt sie gegenüber dem „dichten, rauschenden Wald" (I, 44), wo es sich so schön schwärmen läßt. Noch weiß Lovell nicht, ob seine Neigung erwidert wird. Daher läßt ihm bei einer kurzen Abwesenheit von ihr seine Ungewißheit und Schwermut das ganze Leben im schwärzesten Lichte erscheinen: „Eine dunkle, ungewisse Ahnung hat mich befallen, als sei hier, in diesen Momenten eine der Epochen meines Lebens, mir ist, als säh' ich meinen guten Engel weinend von mir Abschied nehmen" (I, 19). Der Begriff des Daseins beginnt sich für ihn, der noch nichts von rauher Wirklichkeit kennen gelernt, zu komplizieren. Seiner schnell arbeitenden Phantasie scheint es, als schwebe ein Verhängnis über ihm: „Schwarz war die Nacht, . . . als zornge Götter mich ins Leben sandten" (I, 21). Unter dem teilnehmenden Einfluß der Natur aber, die ihm „freundlichen Trost" (I, 37) wie eine Mutter zuspricht, löst sich allmählich seine düstere Stimmung. Lachender Himmel und leuchtender Sonnenschein vermögen ihn seiner Verzweiflung zu entreißen (I, 37). Beim Antritt seiner Bildungsreise, als es längeren Abschied von der Geliebten gilt, gewinnt noch einmal die Melancholie über ihn Macht. Da er empfindet, daß sein Freund Eduard über diese Selbstquälereien lachen wird, gebietet er seiner Phantasie, „und diese schwarzen Gestalten sinken mit ihrem nächtlichen Dunkel vom Tuche herab" (I, 54). Wir sehen hier deutlich, daß dies Einspinnen in dunkle Vorstellungen nur auf einer Schwäche des Willens, auf einem Mangel an kühler Betrachtung der objektiven Verhältnisse beruht.

Ein zweites Ergebnis seiner Liebe ist eine bestimmtere Weltanschauung, die natürlich in Platonismus ausläuft, da in seinem schwärmerischen Gefühl die Kraft liegt, alle sinnlichen Anreize sogleich zum Geistigen zu erheben. Gott erhält als wesentliche Bestimmtheit jetzt die Liebe. In dieser Kraft sieht Lovell zugleich das

einigende Band der ganzen Welt (I, 21). Unter dem Liebesgefühl wächst er selbst zum Gott (I, 24). Wie nach der antiken Vorstellung die Seelen der Liebenden die Schranken des Leibes durchbrechen können, so glaubt auch er der Amalie im Traum erscheinen zu müssen, da er „so innig nur sie, nur sie einzig und allein denken kann" (I, 26). Als er endlich seiner Liebe zu ihr sicher ist, werden diese phantastischen Empfindungen noch deutlicher: „Dies neue Bewußtsein hat mich aus allen kleinen armseligen Gefühlen zum hohen Genusse eines Gottes emporgerissen ... Alles was ich sehe, was ich höre, — alles was lebt, ist vom Hauche der Liebe, — vom Hauche Gottes beseelt" (I, 57). Nun scheint ihm auch seine Existenz im Weltganzen, das er jetzt als etwas Sinnvolles ansieht, gesichert: „Ordnung, Harmonie ist das große Grundgesetz aller unendlichen Naturen, sie ist das Wesen, der Urstoff des Glücks, die erste bewegende Kraft, — auch wir werden von den Speichen des großen Rades ergriffen, wir sind Kinder der Natur und haben Anspruch an ihre Gesetze" (I, 70). So zeigt er sich als Optimist und Dogmatiker im kantischen Sinne. Er ist glücklich, da er naiv, auf die Allmacht seines Gefühls vertrauend und jedes Verstandesmäßige von sich weisend, an einen Verkehr und Zusammenhang mit transzendenten Mächten glaubt. Noch zweifelt er nicht an der Realität und Erkennbarkeit der Außenwelt. Wir sehen ihn auf einem, vielleicht auf dem Höhepunkt seines Daseins.

Vergleichen wir die Schwankungen seines edlen Gefühlslebens mit einer Kurve, so beginnt sich jetzt deren Gesamtrichtung trotz einiger Versuche Lovells, in den früheren Zustand der Unschuld und des Glaubens zurückzukehren, zu neigen.

Seinen ersten Aufenthalt nimmt er in Paris. Anfangs wehrt sich sein schwärmerisches Gefühl noch gegen französischen Geist, den spottenden Witz, das mechanische Leben der Großstadt und die tändelnde Kunst (I, 81. 84 f.), gegen die Forderung des Verstandes, die Qualitäten der Natur zur wissenschaftlichen Bezwingung in Quantitäten aufzulösen. Er will nicht glauben, daß der Regenbogen nur eine Erscheinung für ihn ist: „Ich hasse die Menschen, die mit ihrer nachgemachten kleinen Sonne in jede trauliche Dämmerung hineinleuchten ... In unserem Zeitalter ist eine Art von Tag geworden, aber die romantische Nacht- und Morgenbeleuchtung war schöner" (I, 87). Er träumt sich lieber in die naive Anschauung der Alten zurück, wo aus den Quellen Nymphen sprachen, wo die Götter

mit Menschen verkehrten. Den Glauben an die Einheit von Mensch und Natur, an die Götternähe der Alten möchte er nicht missen. Noch ist er der Dogmatiker, der das Kriterium der Wahrheit vom Gefühl erhält, das glauben will, ohne zu fragen, ob es kann und darf. Nach seiner Ansicht kann man wohl mit Hilfe des Verstandes durch Aufstellung verschiedener Gesichtspunkte der Erkenntnis eines Gegenstandes näher kommen. Indes das Gefühl führt vielleicht richtiger und kürzer zum Ziel. „Das Gefühl wohnt in jeder Brust, dieser Wegweiser verläßt den Menschen nie, mir scheint es natürlicher ihm zu folgen" (I, 124). Daher sucht sein volles Herz noch Zuflucht bei Wesen, die in gleichem Rhythmus wie sein Inneres schwingen. In stillem Gedenken an Amalie findet er Trost. Die reinsten Gefühle beseligen ihn noch (I, 90). So freut es ihn auch, einen sympathischen Menschen kennen zu lernen: Balder, einen „jungen aufbrausenden, sonderbaren Deutschen", dessen Denkart eben jetzt der seinigen entspricht. „Zwei harmonierende Töne können nicht so leicht ineinander schmelzen, als diese beiden Seelen: beide sind Enthusiasten, beide poetisch gestimmt, beide begegnen sich mit gleicher Liebe" (I, 79). Instinktmäßig aber zieht sich William vor kalten, verständigen Naturen zurück, wie jetzt vor dem Italiener Rosa: „Mein Herz kann ihm nicht vertraulich entgegenschlagen; mir ist in seiner Gegenwart ängstlich und beklemmt" (I, 84). Ein feindliches Element klingt wieder leise an. Noch aber wehrt es Williams ursprüngliche Natur erfolgreich ab.

Da kommt durch die Comtesse Blainville *seine Sittlichkeit zu Fall*, indem sie es versteht, die *Sinnlichkeit* durch scheinbar edle sympathische Haltung *aus dem Platoniker herauszulocken*. Nach einigem Widerstreben (I, 122) fühlt er sich von ihr angezogen: „Ein sanfter Blick ihres Auges, — und — sie ist das schönste Bild der Schwermut ... Sie empfindet wirklich tief, ihre zarte Seele ist nicht durch jenen witzigen Weltton der Franzosen verdorben, sie ist ein einfaches Kind der Natur, ..., ich habe sie beim Anblick des Elends gerührt gesehn" (I, 122f.). Er, der so abhängig ist von Menschen, wenn sie nur verwandte Saiten in ihm erklingen lassen, der immer nach Hochgefühlen hintreibt, dessen Liebe zu Amalien nur unter ihrem sinnlichen Eindruck so hohe Wellen schlagen konnte (I, 149), kann sich der höchst ansprechenden Erscheinung nicht widersetzen. Mit einem leeren Herzen vermag er ja nicht zu leben (I, 23). Und die Blainville hat jetzt

immer besser „die Manier gefunden, ihn zu attachieren“ (I, 140). Sie spielt die Tugendhafte und ist in Wahrheit eine Kokette. Sein Gefühl aber zeigt sie ihm als „überirdisches“ Wesen (I, 141). Nun hat sie seine Schwärmerei auf gleich hohe Stufe gestellt wie Amalien, die platonisch Geliebte. Doch schnell sinkt er jetzt, klares Urteil verwerfend, zum gewöhnlichen Sterblichen herab.

In seinem Subjektivismus, der bei seiner Erziehung und Gefühlsanlage natürlich ist, weiß er nichts von moralischer Verpflichtung. Seine sittlichen Maximen werden vielmehr von ästhetischen Gesichtspunkten bestimmt. Was ihn in schöne Harmonie versetzt, was sein Lebensgefühl steigert, das darf, das muß er in sich aufnehmen. „Soll mir diese Liebe (zu Amalie) ein Gesetz sein, gegen jede Vortrefflichkeit unempfindlich zu sein? — Liebe erhöht die Empfindungen, veredelt sie“ (I, 146). „Ich kann der Allmacht meiner Gefühle nicht widerstehen. Louise Blainville ist ein Engel . . .; ich wäre taub und blind für soviel Schönheit und Edelmut“ (I, 145). Inzwischen hat sich auch Rosa bei ihm Eingang zu verschaffen gewußt, indem er gleiche Gefühle heuchelte (I, 180). Er versteht seine Theorien geschickt Lovells Wesen anzupassen, wenn er ihn lehrt: „der Busen des fühlenden Menschen hat für tausend Empfindungen Raum, warum will der Mensch seiner eignen Wonne zu enge Schranken setzen?“ (I, 144). Unter den weichen Klängen der Musik, während die Strahlen des Mondes, gedämpft durch rote Vorhänge, ein „romantisches Licht“ ausgießen, also eine höchst stimmungsvolle Situation von der Blainville geschaffen ist, muß William in ihr ein ätherisches Wesen vermuten und — wirft sich in ihre Arme (I, 166 f.). Noch will er Balder am Eingang eines Briefes von der überirdischen Heiligkeit seiner Empfindungen überzeugen (I, 168), da zeigt auch schon der Fortgang, wie die in seinem sensiblen Gemüt versteckt liegende Sinnlichkeit jetzt ihr Recht verlangt: „Ich bedaure die Toren, die ewig von der Verächtlichkeit der Sinnlichkeit schwatzen . . . Nein ich habe zum Dienste jener höheren Gottheit geschworen, vor der sich ehrerbietig die ganze lebende Natur neigt“ (I, 169). Klarer noch sieht die erfahrene Blainville, die weiß, wie nahe „ätherische und überirdische Entzückungen“ mit der Sinnlichkeit verwandt sind; „der erhabenste Mensch glaubt sich zu veredeln, indem er sinkt“ (I, 166 f.).

Am nächsten Morgen nach dem Rausch erkennt endlich Williams gutes Gefühl, wie es um ihn steht. „Was ist die Stärke des

Menſchen" (I, 170) ruft er verzweifelt. Der Glaube an die ewig gute Natur beginnt zu wanken. Fliehen iſt ſein einziger Wunſch, da er richtig fühlt, daß er in ſich keinen Halt vor dieſem moraliſchen Schmutz hat. Nur „ohne Verſuchung" vermag man ſich die „Kräfte eines Herkules" zuzutrauen (I, 177). In Amalie ſieht er jetzt wieder ſeinen ſchützenden Genius, an ſie ſucht ſein Herz ſich anzuklammern (I, 174). Er will zurück zu den reinen platoniſchen Gedanken, die ihn vor ſeiner Ausreiſe erfüllten. So feuert er die Geliebte an, beim Leſen ſeines Briefes durch Konzentration auf ihn ihre Gefühle zu ſteigern. Dann müßte der „Geiſt die Hülle des Körpers durchbrechen ..., um in die Umarmungen des verwandten Genius zu fliegen, o dann werden Sie empfinden wie ich, — dann zerreißen Sie das Papier und unſere Geiſter beſprechen ſich unmittelbar in einer hohen entzückenden Begeiſterung" (I, 176). Er ſchwärmt ſich in die myſtiſch romantiſche Anſchauung vom Geiſt hinein, der die Materie durch Enthuſiasmus überwindet.

Von Paris geht ſeine Reiſe nach Florenz. Nun wird ſich zeigen, wie vergiftend das eine Erlebnis mit der Blainville auf ihn gewirkt hat: es iſt eine Unruhe und Flüchtigkeit in ſein Empfinden gekommen. Zwar wird er tief ergriffen von den Reſten der Antike: „Ich beſpreche mich im ſtillen Anſchaun mit den erhabenen Geiſtern der Künſtler". Des Abends hofft er immer Geſtalten der Vergangenheit aus den Trümmern treten zu ſehen. So träumt er ſich mit allen ſeinen Sinnen in die alte Zeit hinein (I, 228 ff.). Wieder ſehen wir ſeine Fähigkeit zu lebhafter Anſchauung, ſo daß ſeine Vorſtellungen die Welt werden, in der er ſich wohl fühlt. Doch dieſe Stoffe packen ihn auf die Dauer nicht mehr, obwohl er ſich noch in Paris heftig nach antikem Geiſt geſehnt hatte. Er beobachtet ſich und empfindet, „daß ein Genuß nie unſer Herz ganz ausfüllt" (I, 235). Erſchreckt fragt er: „Welch unnennbare, wehmütige Sehnſucht iſt es, die mich zu neuen, ungekannten Freuden drängt?" (I, 235). Sein Inneres harrt eines neuen großen Ereigniſſes.

Sein Optimismus gerät ins Wanken. Dazu wird er jetzt mit Balders Philoſophie bekannt, wonach es zweifelhaft iſt, ob Wahnſinn oder Vernunft wertvollere Erkenntniskräfte im Menſchen ſind (I, 268 ff.). Noch ratloſer macht ihn in ſeiner erlebnisſchwangeren Stimmung eine unheimliche Begegnung. Eines Abends erkennt er auf einem Spaziergange in einer vorübergehenden Geſtalt

die Züge eines Mannes wieder, wie er sie in seiner Kindheit oft mit Grausen auf einem Bilde seines Vaters bestaunt hat. „Mir war's, als stände mein böser Engel in sichtbarlicher Gestalt vor mir." Bei seinem gegenwärtigen düsteren Zustand — das Dunkel der Nacht ist auch heraufgezogen — kann die pessimistische Überzeugung in ihm Kraft gewinnen, als würden „in diesem Augenblick alle glücklichen Blätter aus dem Buche seines Lebens" gerissen (I, 279). Noch geht dieser Pessimismus aus einer Melancholie des Gefühls hervor wie bei dem ersten Abschied von Amalie.

Rosa wird jetzt sein verhängnisvoller Retter, der ihn zur Verachtung seiner guten sympathischen Gefühle bringt, der ihn zum Skeptiker und Pessimisten aus Einsicht in die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnisbedingungen macht.

Mit dem Italiener bekennt er sich anfangs zum erkenntnistheoretischen Phänomenalismus: es kann alles, „was ich außer mir wahrzunehmen glaube, nur in mir selber existieren. Meine äußeren Sinne modifizieren die Erscheinungen und mein innerer Sinn ordnet sie und gibt ihnen Zusammenhang". „Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders, als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursache und Wirkung ist, findet alles in genauestem Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann" (I, 320 f.). Hiermit erscheint er noch nicht als Solipsist.

Er bleibt aber nicht bei dem kritischen Standpunkt stehen gemäß seiner Natur, immer das Extrem zu wollen. So löst sich ihm das Reich der Erscheinung in bloßen Schein auf. Und diese radikale Ansicht wendet er jetzt auf die Ethik an. Da der Mensch im theoretischen Wissen zu keinem Allgemeingültigen vordringen kann, so leugnet Lovell jetzt unter Rosas sophistischen Theorien, absichtlich seine guten Gefühle unterdrückend, die Möglichkeit jeder sittlichen Norm. Wie Burton und Andrea das auch vom sensualistischen Standpunkte aus taten, bekennt er sich zum Hedonismus. „Die Tugend ist nur, weil ich selber bin. Ein Widerschein in meinem inneren Sinn" (I, 322). Der reine Subjektivismus erscheint als einzig mögliche Ansicht. Zuvor hatte er den gleichen Standpunkt, aber auf die Allmacht seiner Gefühle vertrauend, gewonnen. Seine Überzeugung bringt er nun auf die Formel: „So beherrscht mein

äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt" (I, 322). Rosa führt ihn weiter auf dieser Bahn und ermuntert ihn, seine „Schüchternheit fahren zu lassen," und Lovell ist stolz, sein eigner „Steuermann in manchen dunkeln Regionen" (I, 263 f.) jetzt zu sein. Der Italiener sucht weiter William von der Nichtigkeit exaltierter Einbildungen zu überzeugen, die nur eine nie zu erreichende Scheinwelt vorgaukeln, während das Irdische mit tausend greifbaren Genüssen aufwarte (I, 298). Lovell geht nicht mehr Balders düstern Spekulationen nach, ihm genügt die Sicherheit seiner Existenz. „Genug, daß ich selbst bin; mag alles umher da sein, auf welche Art es will, tausend Schätze sind über die Natur ausgestreut uns zu vergnügen, wir können nicht die wahre Gestalt der Dinge erkennen ... An dies Leben hänge ich alle meine Freuden und Hoffnungen" (I, 314). „Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetze gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste, — ich breche ab" (I, 323). Instinktmäßig fühlt er, welcher unheimlichen Unsicherheit er verfallen muß, nachdem ihm jeder Zusammenhang seines inneren Gefühls mit objektiven Werten, der einem Menschen wie Lovell nötig ist, genommen wurde. Zugleich wird Tiecks Absicht wieder deutlich, zu zeigen, wohin der einseitige Verstandesmensch kommen muß.

An Rosa muß er jetzt auch irre werden, da er ihn am Arm jenes entsetzlichen Alten sieht (I, 339). Wie beim ersten feindlichen Erlebnis will sein guter Genius wieder zu den kindlich schönen Gefühlen der Unberührtheit fliehen. Er jammert: „Wie ein verirrtes Kind sehn' ich mich nach meiner Heimat zurück" (I, 340). Ihn ekelt es jetzt, „der Schüler einer egoistischen, sinnlichen Philosophie" (I, 336) gewesen zu sein. Jetzt denkt er wieder an Eduard; Amalie kommt bei seiner Hilflosigkeit in seine Erinnerung zurück: „Darum will ich zu dir, zu dir und Amalien zurück" (I, 336). So erbittet er von seinem Vater die Einwilligung zur Heirat mit der Geliebten unter der Begründung, daß sein „Genius ihn aus Italien fortängstige," „daß an Amaliens Seite die Kette seines Lebens und seiner Tugend befestigt" sei (I, 345 f.).

Seine Bitte wird abgeschlagen, und er hatte doch sein ganzes Sein und Wesen auf ihre Erfüllung gesetzt. Die Antwort wirft ihn ganz danieder: „Nun will ich auch das Maß meines Elends bis oben anfüllen" (I, 353). Aufrichtig sehnte er sich nach dem reinen Glück der Jugend. Unendlich schwer wird ihm der Abschied von

ihr, die er noch einmal ehrlich lieben wollte: „O Amalie! Soll ich denn ganz Ihren Namen aus meinem armen, blutenden Herzen reißen? Soll ich auch die Wurzel meiner Seligkeit ausrotten, damit mich nie der Schimmer einer jungen Pflanze wieder erquickt?“ (I, 354). In grandiosem Bilde schaut er die Bahn seiner Zukunft: „Schon seh' ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk da, und er steht und beweint den Verlust“ (I, 355). Wir sehen ihn wie nach dem Erlebnis mit der Blainville auf einem zweiten Tiefpunkt. Blindlings springt er jetzt in natürlicher Reaktion in sein Verderben hinein. Glühender denn je gibt er sich dem Rosa hin. Aufspringt seine Leidenschaft und schreibt die Willkür auf ihr Panier (I, 358). Als er jetzt vor Rosa gewarnt wird, klingt aus seiner Entgegnung eine furchtbare Gleichgültigkeit: „Es ist ja das Spielwerk des Lebens, daß sich die Menschen betrügen, alles ist maskiert, um die übrige Welt zu hintergehen, . . “ (I, 366) Nun beginnt er auch, enttäuscht wie Andrea, „kalt und vernünftig zu werden“ (I, 364), wie es nach Williams Ansicht sein Vater wollte.

Es gelingt ihm wieder, für einige Zeit aus seiner Brust alles sittliche Gefühl zu tilgen, das für ihn das Band war, das ihn mit andern edlen Menschen verknüpfte. Nur seinem Verstande folgend, scheint ihm der Egoismus und die sinnliche Philosophie des Italieners abermals als einzig berechtigt. Nichts allgemein Verbindliches existiert, der Subjektivismus herrscht. Darum verachtet er jene, die sich „von Jugend auf ein Schema machten, . . ., das Gerüst und Sparrwerk eines Systems“, woraus ein jeder seine „eingebildete Wahrheit“ schreit, und dem Nachbar gegenüber nicht glauben will, „der in einem anderen Käfig steckt und eine andere Lehre predigt“ (II, 16). Gibt es also in der theoretischen Erkenntnis nur individuelle Meinungen, so ist es in der Praxis ganz natürlich, daß jeder frei seinen eignen Trieben folgt. So läßt sich William nun bewußt treiben. Er scheint vor dem vollkommenen Zusammenbruch seiner sittlichen Kräfte zu stehen. Sein Geld verpraßt er, öffentlichen Weibern gibt er sich hin (II, 25. 43. 74 ff.). Poesie, Kunst und selbst die Andacht ist ihm nur verkleidete Wollust (II, 19). Wiederum geht er auch in diesen Ansichten bis zum Extrem, indem er glaubt, er habe auch an Amalie nur seine sinnlichen Triebe befriedigen wollen.

Indessen wie sehr auch jetzt wieder dies wüste Treiben seiner Natur widerstrebt, wird bald bemerkbar. Eduard sucht ihm die Widersprüche in seiner sinnlich-materialistischen Philosophie nachzuweisen, da Lovell ja mit solchem Enthusiasmus für sie eintrete. Also verwerfe er doch selbst den Standpunkt: l' homme machine (II, 93). Wirklich machen diese Einwürfe einen tiefen Eindruck auf William (II, 96 f.). Selbst als er noch vollkommen in Rosas Bann war und jene freigeistigen Gedanken seinem Freunde Burton mitteilte, konnte er schon nicht, wie er dem Italiener gestehen muß, Tränen der Reue und Sehnsucht nach dem früheren Leben zurückhalten (II, 21 f.). William ist im Grunde eine ernste Natur, den die Probleme des Daseins nicht aufhören lassen zu grübeln: „Ist denn meine jetzige Meinung (eine Art positivistische, aus der nach Tieck der Egoismus folgt) nicht vielleicht ebenso Täuschung als meine vorhergehende ...? Alles liegt dunkel und rätselhaft vor unsern Füßen, wer steht mir dafür ein, daß ich nicht einen weit größeren Irrtum gegen einen kleineren eingetauscht habe?" (II, 22). Sein Wunsch den Glauben an Unschuld und das naive Denken der Jugend wieder zu erhalten, scheint in Erfüllung zu gehen, als er in der Umgebung Roms ein singendes Mädchen bemerkt. Obwohl der erste Anblick dieser Rosaline ihn erschüttert (II, 107), bleiben seine guten Absichten nur Zuckungen des ehemals unbefleckten Gemütes. Überschwänglich wie immer sieht er in ihr sogleich ein „göttliches Geschöpf," deren „Lächeln wohltun muß wie die Frühlingssonne" (II, 108). In seinem aufwallenden Gefühl vergißt er wieder Gegenwart und Vergangenheit: „Es ist als wenn ich zu dem Mädchen hingezaubert wäre, ich habe noch nie ein Geschöpf mit dieser Heftigkeit, ich möchte sagen mit diesem Wahnsinn geliebt" (II, 132). „So will ich denn einzig für sie leben" (II, 133). Zuerst fesseln ihn jetzt aber ihre reizenden Formen (II, 138). Unter den mephistophelischen Einflüsterungen Rosas, der ihn ob seiner reinen Gedanken und anbetenden Scheu einen linkischen Schwärmer nennt (II, 120 ff. 141 ff.), beginnt er nun ferner zu schwanken zwischen niederer Begierde und hoher Liebe und Begeisterung. Diese gegensätzliche Stimmung schildern trefflich zwei unmittelbar aufeinander folgende Sätze: „Das Mädchen mit diesen glänzenden Augen muß Temperament haben, nur versteh ich nicht die Kunst, Sinnlichkeit, Eigenliebe und Eigennutz bei ihr auf die wahre Art in Bewegung zu setzen. — Spotten Sie übrigens, wie Sie wollen, es ist gewiß

ein himmlisches Geschöpf" (II, 123). Er entdeckt ihre „schöne, unbefangene Seele". Der Platonismus der ersten Zeit beginnt sogar wieder lebendig zu werden. Unter ihrem schlichten Gesange zur Laute „erwachen die leisesten Ahnungen in den Winkeln ... und Rückerinnerung eines früheren Daseins, wunderbares Vorgefühl der Unsterblichkeit rührt die Seele an" (II, 146). Noch glaubt er: „Es ist gewiß, daß man unter unschuldigen Menschen selbst wieder unschuldig wird. Jetzt kommen mir manche meiner Ideen (Egoismus) zu gewagt vor ..., ich bin hier in der kleinen Hütte demütiger" (II, 143). Noch vermag er andächtig ihren schlichten Erzählungen und ihren einfachen Vorträgen von Volksliedern zu lauschen (II, 146). Vielleicht könnte er dauernd reinstes Glück an ihrer Seite genießen, wenn er ein Landmann würde (II, 144). Doch seine einst reine Seele hat für immer unter dem schlüpfrigen Leben mit Rosa und der Blainville gelitten. Denn mit immer größerem Behagen berichtet er diesem Freunde von den körperlichen Reizen der Geliebten (II, 146). Schnell wird er jetzt mit der unangenehmen Botschaft fertig, daß Rosaline bereits verlobt ist. Er sieht in dem Nebenbuhler sofort einen Verworfenen, vor dem er, wie er sich einredet, „dies herrliche Geschöpf" bewahren muß. Er hat jetzt bereits gelernt bewußt seine Pläne zu verfolgen. Wir sehen, wohin es führt, wenn er sein warmes Gefühl unterdrückt und sich den Sophismen des Verstandes hingegeben hat. Er wird zum Verführer, der kalt und berechnend bei der Einfangung seines Opfers zu Werke geht. „Halb im Ernst" (II, 149) verspricht er ihr die Ehe. Sein besseres Selbst belügend will er es als gutes Werk hinstellen, „wenn er sie über ihr eigenes Wesen aufklärt, sie wird sich selbst im Kelche der Wonne berauschen, und mir noch für mein höchstes Glück Dank sagen" (II, 158). Die beängstigende Hast und Unruhe, die wir nach der Blainvilleepisode trotz des Versuches, seinen Geist in antiken Stimmungen zu beruhigen und rein zu baden, bemerken konnten, bricht auch jetzt wieder durch: „Warum bleibt ein Wunsch nur so lange Wunsch, bis er erfüllt ist? ... Auch im höchsten Genusse lauert gewiß schon eine neue Begierde, die sich selbst nicht kennt" (II, 155). Der Wunsch nach ihrem leiblichen Besitz wird immer mehr herrschend. Daher weiß er das einzige Hemmnis, den Bräutigam, geschickt aus dem Wege zu räumen (II, 175 f. 180 f.). Jetzt gelingt es ihm, Rosalinen sich ganz zu eigen zu machen. Die Bilder, die er Rosa, angeheitert von Cyperwein,

von der Liebesnacht entwirft, atmen nur Wollust und sinnliches Begehren (II, 183 f. 186), ohne die feinen geistigen Fäden ahnen zu lassen, die sich sonst zwischen ihm und einer Geliebten flochten. Da Rosaline jetzt auf die Heirat dringt (II, 188. 193) und sie ihm nur noch abgeschmackt erscheint, hat er das Herz, Rosas sophistischem Rate, sie zu verlassen, zu folgen. Lovell habe ihr ja nicht Treue geschworen, sondern jene Beteuerungen seien nur „notwendige Äußerungen des Gefühls, das Sie damals hatten" (II, 197), gewesen. Rosaline vermag die drohende Schande nicht zu ertragen und stürzt sich in die Tiber.

Auf einem dritten Tiefpunkt ist Lovell jetzt angelangt. Eine Ebbe hat die Flut seiner Spannungen abgelöst. Wie Balder bei ausgebranntem Herzen in der Welt nur einen klappernden Mechanismus sah, so geht es auch William. Denn die Nachricht vom Tode seines Vaters und von der Verheiratung Amaliens läßt ihn vollkommen ruhig, da sie nach seiner Meinung „in der Natur der Dinge gegründet" lagen (II, 234). Das Leben ist nichts als ein Schauspiel und die Menschen Komödianten, wert verachtet zu werden (II, 211 f.).

Diesem lebenssatten Fatalismus gibt er jetzt eine eigenartig deterministische Wendung, indem er das subjektive Kraftgefühl zum einzig sittlichen Führer erhebt. Daher blickt er voller Hohn auf die Grundsätze des Menschen herab: „Welcher Mensch ist denn der edlere — derjenige, der stets nach dem Gefühl handelt, das ihn gerade in diesem Momente beseelt und ergreift, das ihn wie ein Gott im Busen vorwärts treibt, und er nun geht, ohne mit feiger Ängstlichkeit hinter sich zu blicken? Oder der, der nur als ein Sklave nach einem Gesetze sucht ...? Der Mensch ist nur dann geadelt, wenn er aus stillen unbewußten Gefühlen auf die Art gut ist wie das Tier durch Instinkt Nahrung und Gesundheit erwirbt, wie die Pflanze von innen heraus wächst ohne ihren Willen" (II, 235). So macht er einen neuen Versuch, den selbstsüchtigen Subjektivismus als einzig richtigen Standpunkt hinzustellen. Sein Verstand ist jetzt soweit ausgebildet, daß er durch eigne Sophistereien aus der Not eine Tugend machen kann. In Anlehnung an Rosa erhebt er kraftgenialische Gedanken zu seinem Ideal. Alle Kräfte in seiner Brust will er spielen lassen, daß ihre Geheimnisse sich offenbaren, um dann aus tausend Widersprüchen eine reiche Harmonie zu bilden (II, 236). Die pessimistischen Gedanken Balders, keiner verstehe den

andern, das ganze Leben sei ein verächtliches Possenspiel (II, 30 ff.), die Aufzeichnungen seines Vaters, in denen dieser von der Schwierigkeit spricht, einem andern wegen der Mangelhaftigkeit der Sprache und den Hemmnissen des Leibes (II, 224 f.) seine Ansichten mitzuteilen, benutzt William ferner, um für seine Theorie von der Allmacht des Gefühls neue Beweise anzuführen. Im Grunde habe jeder die gleichen Absichten und Ziele: „Die verschiedenartigsten Meinungen der Menschen, ..., vereinigen sich wieder im Gefühle; die Worte, die äußeren Kleider der Seele, sind es nur, die sie verschieden erscheinen lassen" (II, 256). „Die verschiedenen Gedankensysteme der Menschen sind nur zufällige Kunstwerke, die jeder ... mit diesen oder jenen Zierraten aufputzt, ... So macht sich der eine die stoische, der andre die epikuräische Philosophie zu eigen: aber alles sind nur die Außenwerke des Menschen" (II, 257).

Wollte er hiermit anfänglich nur das Recht seiner Willkürphilosophie erweisen, so beginnt er jetzt plötzlich mit diesen Gedanken vom Gefühl ernst und tiefsinnig eine metaphysische Theorie der Gefühlseinheit zu entwickeln, wobei er aber die erkenntnistheoretischen Erfahrungen aus dem Umgang mit Rosa nicht aus den Augen verliert. Er erhebt zwar das Gefühl zu einem metaphysischen Prinzip, aber die kritische Besinnung warnt ihn, damit transzendente Wahrheiten beweisen zu wollen. So ist nach Williams Ansicht das Gefühl der Mensch „selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist, die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes ... dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um ... der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgend einem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins: so wird der wildeste Freigeist am Ende religiös" (II, 257). Wenn also auch auf Grund dieses Gefühls sich eine objektive Wirklichkeit nicht demonstrieren läßt, so kann doch aus dem Hange zum Wunderbaren viel gefolgert werden. „Das Bewußtsein unsrer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in unbekannte, ferne Regionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz garnicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Dasein der Seele, so wie für ihre Fortdauer" (II, 258). In seiner Kindheit ergriff ihn oft die sonst vertraute Natur mit Entsetzen. Jetzt glaubt er eine Erklärung dafür zu haben: „Dann streift der Geist der Natur unserm Geist vorüber und rührt ihn mit seltsamen Gefühlen an, die wankenden Bäume sprechen in

verständlichen Tönen zu uns, und es ist, als wollte ... das Wesen unverkleidet hervortreten ... In uns selber sind wir gefangen ... der Tod zerreißt vielleicht die Fesseln, und die Seele des Menschen wird geboren" (II, 259 f.). Vielleicht sind dieser Naturgeist und das menschliche Gefühl, das mit jenem in eins fließen möchte, in engster Verbindung? „Wer weiß, was es ist, was uns regelt und regiert, welcher Geist, der außer uns wohnt und nur allmächtig und unwiderstehlich in uns hineingreift?" (II, 267 f.). Nach seiner Ansicht müßte man mehr die Erlebnisse der Jugendzeit überdenken, da damals die höchsten Gedanken, noch nicht getrübt durch verwirrende Erfahrungen der Sinne und des Denkens, in der Seele lagen. „Es ist, als wenn noch ein flüchtiger Schein einer früheren Existenz in die zarten Kinderjahre hineinspiegelte" (II, 268). Aus der Ahnung der Wahrheit, wie sie Gefühl und Phantasie eingeben, ließe sich nach Williams Ansicht ein tiefer Sinn herauslesen, wenn die „Beobachtung ebenso fein wäre als der Sinn", der solche Bilder der Einbildungskraft hervorbringt. Er wäre glücklich, wenn er sich in solcher „Himmelsverklärung", in solchem „Traume" zugleich „kommentieren" könnte, ohne erst zu Begriffen und Worten greifen zu müssen (II, 269 f.).

Dies Rütteln an den Geheimnissen des Daseins treibt ihn zu dem Wundermann Andrea, der den Schlüssel zu den Rätseln der Welt zu haben scheint (II, 284. 292 ff.). Seine Gefühlslehre hat den Boden bereitet, auf dem des Italieners Magieunwesen gedeihen kann. Lovell berichtet von dessen geheimen Sitzungen: „Es war mir, als wäre ich plötzlich in die Gesellschaft von abgeschiedenen Geistern entrückt" (II, 304). Andrea, der die ehemalige Bekanntschaft mit Williams Vater vor ihm verbirgt, spricht eines Abends in Walther Lovells Tonfall. In solcher Anspannung seiner geistigen Kräfte ist William dabei, daß er eine Halluzination für eine wahre Erscheinung hält: „Plötzlich fuhr wie ein Blitz ein Schatten über die Wand hinweg, der ganz die Bildung meines Vaters hatte" (II, 312). Andrea verstrickt ihn noch grausamer in diese Rätsel, indem er ihm Rosalinen zweimal erscheinen läßt (II, 324. 333; III, 457 f.). Jene oben geäußerten Gedanken vom Phantasiegefühl als metaphysischer Kraft werden nun in die Praxis übersetzt. Da Verstand und Sinnlichkeit im Reiche der Erscheinungen bleiben müssen, so liegt im Gefühle vielleicht eine höhere Funktion, die ihm einen Zusammenhang sichert mit dem Wesen der

Dinge. Dadurch hofft Lovell aus dem moralischen Sumpf, aus dem theoretischen und sittlichen Skeptizismus herauszukommen. Das ist seine tiefe Sehnsucht: „Vielleicht löst Ein Aufschluß alle Rätsel in und außer uns, unser Gefühl und unsre Phantasie reichen vielleicht mit unendlichen Hebeln da hinein, wo unsre Vernunft scheu zurückzittert, am Ende verschwindet alle Täuschung, wenn wir auf einen Gipfel gelangen, der der übrigen Welt die höchste und unsinnigste Täuschung scheint ... Was ist Unsinn und was Vernunft? ... Keiner wagt den dreisten Schritt näher, um die Tapeten wegzuheben ... und das Kunstwerk der äußeren Sinne so zu zerstören" (II, 313 f.). Wie Balder reizt es ihn, das Unbegreifliche kennen zu lernen, da er furchtbare Qualen vollständigen Nichtwissens über den möglichen, einheitlichen Zusammenhang zwischen Wirklichkeit und Mensch durchlebt: „Wie alles mich immer bestimmter zu jenen Schrecken hinwinkt, denen ich entfliehen wollte ... Wie in einem Ozeane schwimm ich mit unnützer Anstrengung umher" (II, 326). Flehentlich wünscht er, aus dem Chaos der Zweifel erlöst zu werden: „O, daß wir wandern könnten in ein fremdes, andres Land; ausziehn aus der Knechtschaft, in der uns unsre Menschheit gefangen hält" (II, 321). Nie hat er tiefer erkannt, wie eng das Gebiet umschlossen ist, in dem menschlicher Verstand seine Erkenntnisse sammelt: „Nebelbänke sind unser Wissen und alles was unsre Seele zu besitzen glaubt; der Zweifel rauft das Unkraut zusamt dem Getreide aus ... Der Mensch muß denken und eben darum glauben" (II, 327). Wer also wahrhaft Wirkliches erfassen will, muß über Menschenwissen hinausgreifen. Da gelingt es Andrea, ihn von der Wirklichkeit einer höheren, wunderbaren Welt zu überzeugen (II, 363).

So schwillt nun plötzlich von jenem vierten Tiefpunkt sein Gefühl zu einer höchsten, aber auch trügerischsten Höhe an. Denn Lovell sieht jetzt in sich selbst einen Magier, der mit der Kraft seines Gefühls die Grenzen, die dem Wissen gewöhnlicher Sterblicher gezogen sind, überspringen kann. Diese genialische Kraft macht ihn selbstverständlich auch frei von allen menschlich sittlichen Normen. Die Außenwelt, die für ihn, den Übermenschen, nur minderwertiger Schein ist, schätzt er nur richtig ein, wenn er sie absolut nicht ernst nimmt. „Alle Gegenstände um mich her erscheinen mir nur als leere Formen, als wesenlose Dinge. Ich errege oft jene geheimen, unbegreiflichen Gefühle in mir, in der Nacht oder in der Einsamkeit,

jene seltsam schauernden Ahnungen, die uns unwiderstehlich wunderbaren Mächten entgegen drängen" (III, 6). Dadurch gelingt es ihm auch Gedanken der Schuld, wie sie die Erinnerung an seinen Vater, an Pietro und Rosaline in ihm aufsteigen lassen, von sich fern zu halten (III, 14 f.) Als Ironiker des Enthusiasmus hat er ja die Gabe, sich frei zu machen von der verächtlichen Welt und den sittlichen Maßstäben, die in ihr gelten (III, 6).

Wie Andrea sieht er in sich einen Gott und möchte nun seine Kraft betätigen an der Welt des Scheins. Sein erstes Opfer ist Emilie Burton. Durch empfindsame Reden weiß er sie zu rühren (III, 28), obwohl alle Tugenden nur geheuchelt sind (III, 51). Aber selbst hier können wir wie bei dem Rosalinenerlebnis ein Schwanken zwischen aufrichtigen Empfindungen und gemeinen Absichten erkennen. Er erklärt ihr seine Liebe und gerät in großes Erstaunen über seine innere Verfassung, so daß er ausruft: „Ach was ist Wahrheit und Überzeugung im Menschen! Ich war jetzt von allem überzeugt, was ich da sagte, ich war schwermütig und in sie verliebt, ich hätte mich wirklich in diesem Augenblick ermorden können" (III, 53). Es ist, als suche sein moralisches Gefühl immer wieder auf Augenblicke die Kruste zu durchbrechen, die seine Selbstüberhebung, sein Egoismus um sein einst so warmes Herz geschmiedet hat. Doch verführt er sie, geht heimlich von ihr, da sie zu jenen schwächlichen und deshalb verachtenswerten Sterblichen gehört. Ja er treibt sein frivoles Spiel noch weiter, indem er Eduard zu vergiften sucht, weil dieser ihm einst Vorhaltungen wegen seines gemeinen Lebenswandels gemacht hatte. Als nicht der Freund, sondern der alte Diener Willy ein Opfer seines Anschlages wird, da vermag er, der Ausnahmemensch, in den gewöhnlichen Menschen nur Marionetten zu sehen, deren Tränen ihn auf seiner Höhe nicht zu rühren vermögen. Er berechnet vielmehr, „wie lange der Schmerz wohl noch in allen diesen Menschen kämpfen würde, und es war interessant zu beobachten, wie nach und nach die gewöhnliche Trägheit in ihnen zurückkehrte. Sie erschienen mir nun wie unbeholfene Maschinen, die an groben Fäden bewegt werden" (III, 86). Sie haben für ihn keinen Eigenwert mehr.

Ein kurzes Aufflackern guter Gefühle, womit zugleich eine Anerkennung des Wertes der Außenwelt sich wieder geltend macht, zeigt sein Wunsch, Amalie noch einmal zu sehen. Er glaubt sie wieder rein lieben zu können (III, 115). In diesem Gefühle möchte

er sterben (III, 123). Es gelingt ihm bei einem auf Amaliens Gut ausbrechenden Brande sie zu retten und noch einmal an sich zu drücken. Dann eilt er hinweg. „Verlassen von allem was lebt, verlassen von der leblosen Natur stieß ich meinen Kopf verzweifelnd gegen den Stamm des Baumes" (III, 130). In dieser Einsamkeit, nachdem er noch einmal sein einstiges Glück mit den Erinnerungen an seine Unschuld vor sich sah, ergreift ihn die Angst vor seinen Untaten: „Ich fühle es, daß ich bisher in meiner Frechheit zu weit ging, ich war meiner selbst zu sehr versichert ... Meine Empfindung verabscheut das Laster, ob mir gleich die Sophismen des Verstandes beweisen wollen, daß es keine Laster gibt" (III, 121).

Je deutlicher er in solchen moralischen Lichtpunkten fühlt, wie weit er sich aus der Reihe der sittlichen Menschheit keck herausgewagt hat, um so heftiger treibt es ihn zu Andrea zurück. Hat er durch ihn erst noch innigeren Anteil an jener höheren Welt, dann werden Reue und Gewissen ihm nichts mehr anhaben können. Beim Gedanken an den Meister gewinnt er seinen alten Mut wieder. „Die Nichtswürdigkeit des ganzen Menschengeschlechts hat mich von neuem getröstet, ich gebe mich über mich selbst zufrieden" (III, 144). „Je mehr ich diese Welt hasse und verachte, je mehr fühle ich mich zu dieser überirdischen hingezogen, die mir Andrea aufschließen will. Diese Bekanntschaft ist die letzte frohe Aussicht, die ich habe" (III, 149). „Ach meine Träume sind mehr wert als die Wirklichkeit" (III, 233). Vor Menschenwerk ekelt ihn immer mehr. Theoretisches Nachdenken, dichten in Versen erscheint ihm als ebenso gleichgültiges Spiel wie das mit Karten und Würfeln. Letzteres verdient sogar den Vorzug, da es ständig die Leidenschaft wachhält; es entfernt ihn vom Bewußtsein seiner selbst und „taucht ihn in dunkle Gefühle und wunderbare Träumereien unter" (III, 192 f.).

Zur weiteren Bereicherung seiner Erfahrungen tritt er jetzt auch noch einer Räuberbande bei. Warum nicht einmal Stehlen und Morden aus Beruf? Ist doch dies Handwerk nicht wertvoller als jede andre Beschäftigung, weil sie geübt wird in jener nichtigen Erscheinungswelt. „Dieser lächerlich wunderbare Umstand fehlte meinem Leben noch bis jetzt, ... Was kann unser Leben anders sein als ein groteskes Traumbild? ... der nüchterne, verdorbene Abhub einer alten, besseren Existenz ..., eine schlechte Nachäffung eines eigentlichen Lebens" (III, 281 f.).

Auch hierbei hält er aber, wie stets, nicht lange aus. Wieder quält ihn der alte Gegensatz in seinem Innern, der ihn zwischen naivem Empfinden und Verachtung aller Menschenwerte hin und her reißt. In der Einsamkeit hat die Selbstbesinnung von allen Sophismen, mit denen er sich zu blenden suchte, den schillernden Mantel des Truges gerissen: „Eine schreckliche Nüchternheit befällt mich, wenn ich an mich selbst denke, ich fühle meine ganze Nichtswürdigkeit, ... wenn ich aufrichtig mit mir verfahre ... Ohne Genuß umhergetrieben, rastlos von diesem Gegenstand zu jenem geworfen, in einer unaufhörlichen Spannung, stets ohne Befriedigung, lüstern mit einer verdorbenen, in sich selbst verwesten Phantasie ... nein Rosa, ich kann mich selber nicht mehr ertragen. Wäre Andrea nicht, so würde ich wünschen, ewig ein Kind geblieben zu sein". So aber steht die bessere Hälfte des Lebens noch aus: „Andrea hat den Schlüssel zu meiner Existenz, und er wird mir wieder ein freieres Dasein aufschließen ... Ich werde dann die Harmonie in meinem Innern wieder antreffen" (III, 297 f.).

Daher macht er sich frei von seiner Räuberbande, um den letzten Halt bei dem alten Italiener zu finden (III, 365). Doch der entpuppt sich ihm plötzlich als das Scheusal, das er von Anfang an war. Hohnlachend über Lovells zerrissenes Herz (III, 378) stirbt er vor dessen Augen. „Und nun fühlte ich's mit aller Gewalt des ganzen schrecklichen Gefühls — daß nun alles aus sei." „Wahnsinnig werden, sterben" möchte er (III, 379). „Wie herzerhebend müßte jetzt das Gefühl sein, sich als ein recht großer Bösewicht zu kennen, sich selbst zu fürchten und zu achten. Dies Glück war mir nicht gegönnt" (III, 380). In keiner Sache war er groß, hielt jedoch dafür, eine Ausnahmenatur zu sein. In seiner vollkommenen Gebrochenheit läßt der Dichter ihn zur Selbstbesinnung kommen: „Seit langer Zeit habe ich mich bestrebt, das Fremdartige, Fernliegende zu meinem Eigentum zu machen, und über dieser Bemühung habe ich mich selbst verloren" (III, 465). „Was ist alles Grübeln und Träumen, was alle Freigeisterei? Luxus und Verschwendung, bei denen der arme menschliche Geist am Ende darben muß" (III, 466). Bescheidener, einfacher Mensch sein muß des Strebens Ziel sein.

Was er an Menschen verbrochen, will er an Pflanzen abbüßen (III, 469). Abgeschlossen von der Welt und den Menschen will er sich einen „schönen Gottesdienst errichten und so sein Herz reinigen".

Er will versuchen, in der Natur „wieder zum Kinde zu werden“ (III, 472). Erst kannte er kein Maß, nun will er unter Menschendasein sinken. Denn das ist kein Menschenleben, das ist Vegetieren. Mit solchen Gedanken der Reue und der Sehnsucht nach Frieden und der Hoffnung auf Glück will er ein neues Leben beginnen in allzu bescheidenem Gebrauch seiner Kräfte. Doch Karl Wilmont wird zum Rächer an ihm. William fällt im Duell gegen seinen einstigen Freund. —

Das Extreme in Gefühl und Verstand wurde Lovells Verhängnis. Die weichlich, phantastische Schwärmerei, sein Skeptizismus und der daraus folgende Egoismus, sein geistverzehrendes Grübeln, seine Überhebung über Menschentum und -werk, sein großtuerischer Glaube, als könne er an die Sterne rühren und über Menschenwissen hinausdringen — der Dichter zeigt: alles war eitel. Er dachte zu viel und fühlte zu stark und war zu wenig tätig. Nie gewann er, ob er dem Herzen oder dem Kopfe folgte, einen Ausblick über das liebe Ich hinaus. Hier zeigt sich wieder deutlich, wohin Ungenügsamkeit und angemaßte Götterkraft führen: zur Verachtung jedes Menschenwertes, des eignen wie des fremden. Wie der alte Burton sich an Cromwell hinaufzuranken versuchte, so braucht William den Andrea, um den Glauben an seine Einzigartigkeit und das daraus gefolgerte Recht seiner Willkür durch Sophismen zu stützen.

c) Die ausgeglichenen Charaktere.

§ 8. Eduard Burton.

Wir betrachten die letzte, die positive Gruppe, in der ein Ausgleich zwischen Verstand und Gefühl stattgefunden hat. Aber auch hier ergeben sich noch Nuanzierungen, indem drei Charaktere ganz von dem weichen Empfinden ausgehen und in einer Entwicklung zur Harmonie kommen: Eduard Burton, Amalie Wilmont, Walther Lovell, während man bei Karl Wilmont und Mortimer fast einen Überschuß von Intellekt konstatieren kann.

Der „junge“ (I, 14) Eduard Burton, Williams vertrautester Freund, wird von allen hoch geachtet. In Karl Wilmonts Augen ist er „wirklich ein vortrefflicher Jüngling“ (I, 14), „der edelste, junge Mann“ (I, 133). Der alte Lovell rühmt seine Offenheit und

Treue (I, 116). Der alte Thomas sieht in ihm einen guten Gebieter (I, 98). Wenn Tieck den Eduard mit so vortrefflichen Eigenschaften ausstattet, so wird das, was er verteidigt, auch wirkliche Lebenswerte enthalten.

Ein weiches Herz, „das alle Leiden der Menschheit mitempfindet" (I, 27), ist der Edelstein, dessen reinen Glanz William an Eduard bewundert. Bei der Überfülle seiner Liebe liegt Lovells, des Freundes Wohl, seinem Herzen näher als das eigene (II, 219 f.). Ein tiefes Bedürfnis nach Anschluß, nach Gegenliebe wacht in seinem Innern (I, 105). Wie der Mutter Liebe am Strande des Meeres ihre Gestalt sich übermächtig in die Höhe recken läßt — wie Horaz das wundervolle Bild geschaut hat — um den heimkehrenden Sohn möglichst früh erspähen zu können, so „streckt sich" Eduards „ganze Seele" in ihm aus, so oft er Williams Namen nennen hört, um zu ihm sich zu schwingen und Grüße zu bringen (III, 9).

Trotz dieser gefühlszarten Anlage besitzt er die glückliche Gabe der mâze. Übertreibung zärtlicher Gefühle, auch seinem besten Freunde gegenüber, erscheint ihm tadelnswert (III, 142). Deshalb kann er, wie Tieck zeigt, sollte sein warmes Herz auch eine Täuschung erfahren, nicht wie Andrea oder William „ein Hartherziger werden und den Glauben an jeden harmonischen Klang verlieren" (I, 41). Obwohl ihn Lovell verläßt (II, 254), ja ihm nach dem Leben trachtet (III, 59), blickt er doch nicht wie Andrea und Emilie es getan hätten, weil sie in zügelloser Schwärmerei ihr Empfinden überspannten, mit Verachtung auf sein gutes Gefühl herab (II, 255), da er sich ihm nur in gesunder Mäßigung hingegeben hat. Freilich ist er nach Lovells Anschlag, da der beste Freund ihn verriet, der Verzweiflung am Sinn der Welt nahe, Todesstimmung kommt über ihn und sein Herz seufzt: Laß mich sterben (III, 61). Aber seine tiefe Liebe, die nicht auf oberflächlichem Enthusiasmus beruht, wandelt sich sogleich in Mitleid, das zur Tat rät: „Ich muß für Lovells Sicherheit bedacht sein" (III, 61). Tieck zeigt dadurch wie nachher bei Amalie, daß ein wirklich ernst empfindender Mensch, weil er nicht überschwänglich sich einem Gefühl hingibt, zu positivem Wirken kommen kann, statt einer lebenverneinenden Melancholie wie Balder oder in das Gegenspiel kalter zersetzender Berechnung wie Andrea zu verfallen. Und dieses Aufraffen will bei Eduard viel bedeuten, der von Natur so empfindsam ist, ein so feines, um mit

Ibsen zu reden, ein „sieches“ Gewissen hat, indem er sich stets die Schuld andrer beimißt (III, 95. 96). Doch das Resultat all dieser bitteren Erfahrungen ist nur eins: Liebe zum Mitmenschen. So wird Burtons, seines Vaters, Lovells, Rosas Egoismus durch die Praxis widerlegt. Diese Liebe überwindet bei Eduard immer wieder alle Nachtgedanken und gibt ihn dem Tage und seiner Pflichterfüllung zurück (III, 236).

Wie natürlich ist Eduard, der vor exaltierten Gefühlen warnt, für eine maßvolle Pflege der Verstandesfunktionen. Nach seiner Ansicht hat die Gegenwart mit ihrer kritischen Betrachtung vor dem naiven Optimismus der Antike einen Fortschritt gemacht. Es ist sinn- und zwecklos, sich in vergangene Zeiten zurückzuträumen, wo Götter mit Menschen verkehrten, wo überall der Mensch in der Natur verwandtes Leben ahnte. Für Eduards männlich vorwärtsdrängenden Charakter bedeutet jene Zeit zwar einen schönen Traum, doch trauert er nicht sentimental ihren scheinbar entschwundenen Schönheiten nach. Das Erwachen hat vielmehr Gewinn gebracht (I, 101). Trotz dieser Bevorzugung des Verstandes in erkenntnistheoretischer Hinsicht weiß er doch, ein deutliches Beispiel von der gesunden Ausgeglichenheit seiner seelischen Kräfte, daß es Situationen gibt, die zu differenziert sind, als daß verständige Überlegungen und Worte sie lösen könnten, während edles Gefühl, das die feinsten Absichten verrät, zur Verständigung führt. „In manchen Rechtshändeln des Lebens kann nur das Gefühl allein das Wort führen, ein Händedruck, eine Träne ersetzt eine ganze Abhandlung“ (II, 95). Es führt oft besser als Worte zum Ziele: „Es ist ein Fluch, der auf der Sprache des Menschen liegt, daß keiner den andern verstehen kann“ (III, 207).

Auch im praktischen Verhalten entspringen aus einer angemessenen Dosis Vernunft nur positive Lebenswerte. Eduard warnt deshalb William: Glaube mir, daß zum Handeln eine Art von Kälte notwendig ist, „glaube mir, daß jener Taumel sehr leicht zur Erschlaffung führt“ (I, 104). Mag ihn auch Lovell als kleinlichen Menschen verachten, wenn er von Grundsätzen spricht, sie müssen doch nach Eduards Überzeugung „gleichsam der Faden sein, an dem wir unsre übrigen Gedanken und unsteten Empfindungen reihen und der sie alle regiert“ (II, 216 f.). Damit tritt er zugleich dem Determinismus, nach Tieck der ethischen Konsequenz des Sensualismus, entgegen, indem er Lovell, sich des Einflusses der Außenwelt auf „Herz“ und

„Verstand" wohl bewußt, vor seiner „sophistischen Freigeisterei" warnt, die die „gräßliche orthodoxe Prädetermination der Seelen" verteidige (II, 217). Die daraus sich ergebende Machtmoral und das Prunken mit genialischer Kraft verbürgt nach Eduards Ansicht, abgesehen schon von ihrer lebenzerrüttenden Wirkung, nicht einmal das Schönste, vor allem kein dauerndes Glück. „Viele Menschen irren darinnen sehr, wenn sie nur immer streben, recht viele frohe und glänzende Epochen in ihren Lebenslauf zu bringen", auf die doch nur „Nüchternheit", die „unsre Seele leer und melancholisch" macht, folgen wird (III, 8).

Maß und Einfachheit auch in der Lebensführung ist sein Ziel. „Je einförmiger und ruhiger die Zeit vorüberfließt, um so mehr genießt man seines Lebens" (III, 8). Er selbst erfährt es an der Seite seiner jungen Frau Betty, wie heiter und zufrieden es macht, wenn man sich in den Grenzen menschlicher Fähigkeiten hält, sich frei macht von jeder willkürlichen Spannung und Übertreibung. „Wenn ich . . . ein stilles und glückliches Leben mit ihr führe, — kann ich mehr und anders wünschen?" (III, 236). Hocherfreut ist er, als ihm eine Tochter geboren wird, da sich nun sein Wirkungskreis erweitert. An der Erreichung eines bestimmten, wenn auch kleinen, Zieles zu arbeiten, ist besser, als sich an Problemen zerreiben, deren Lösung dem Menschen doch nicht gegeben ist (III, 385 f.).

Ein Jüngling mit solch gesunder Kraft zur Bezwingung lebensfeindlicher Stimmungen und Triebe hat naturgemäß eine optimistische Anschauung von der Entwicklung der Menschheit. Sein zukunftsfroher Glaube findet seine Begründung in einer teleologischen Ansicht vom Lauf der Dinge: es wirkt sich nach ihm eine Lebenseinheit aus, in der jeder vorhergehende Bewußtseinszustand ein Glied in der geschlossenen Kette darstellt: „Wir sollten doch immer daran denken, daß jede unsrer jetzigen Meinungen mit einer früheren zusammenhängen muß, . . ., daß wir uns so durch unmerkliche Abstufungen endlich wieder einer längst veralteten Vorstellungsart nähern können: — alles dies sollte uns bewegen, nicht immer aus den vorigen Wohnungen unsrer Seelen Ruinen zu schlagen" (II, 89). „Meine Meinung ist nicht Sophisterei oder Leidenschaft, die mir der Moment eingibt, sondern meine Ideen sind gleichsam Ein Strom, der in der fernsten Kindheit entspringt und so in gerader Richtung durch mein Leben fließt" (II, 216). Unser Inneres ist bildungsfähig,

und gerade unsre erhabensten Gefühle sollen wir nicht wie Andrea, der alte Burton und Lovell es taten, für Affektationen halten, noch sie dazu benutzen, uns künstlich zu erhöhen. „Spürst du (William) in deinem Busen Raum für Göttergefühle, sammle sie sorgfältig ein, verbinde im Wachstum deiner Seele alles, was du schön und edel nennst" (I, 103). Nach Eduards Überzeugung ist die menschliche Seele imstande, das schönste Kunstwerk aus sich zu bilden durch die „allmähliche höchstmögliche Vollendung ihrer selbst" (II, 90). Wie das individuelle Dasein in einer aufsteigenden Linie abläuft, wo alle früheren Zustände notwendige Etappen zu dem höheren Ziele sind, so bedeuten alle Lebenszeiten der Menschheit nur Durchgangsstufen zu einem höchsten Zwecke. Wie er dem naiven Standpunkt der Griechen nicht nachjammert, so ist er überzeugt, daß die Gegenwart auch erst überwunden werden muß, um zu vollkommenerer Erkenntnis und sittlicher Gesinnung zu gelangen, daß „schönere Jahre kommen werden, daß sie kommen müssen" (I, 103).

Diese aufsteigende Entwicklung, die er aus dem Leben des Einzelnen und der Gesamtheit abnimmt, führt Eduard zum Glauben an ein besseres Leben nach dem Tode. Emilie hat daher auf Erden „nur geträumt und nicht gelebt ...; wie muß sie erschrocken gewesen sein, als sie sich beim Erwachen an einem so fernen und fremden Orte wiederfand" (III, 199 f.). Als er die falsche Nachricht von Lovells Hinscheiden erhält, meint er: „Ihm ist gewiß wohl, da er nun gestorben ist" (III, 314).

Tieck läßt ihn, der dem Verstand sein Recht gab, auch hier weise die rechte Mitte halten: er läßt Eduard kein Wissen über Transzendentes erstreben, aber den optimistischen Glauben bewahren, daß alles Wirken erst im jenseitigen Leben seine Vollendung finde.

§ 9. Amalie Wilmont.

Die zweite Gestalt aus der positiven Gruppe ist Amalie Wilmont, der Typus der einfachen, natürlich guten Seele, die im angemessenen Gebrauch ihrer bescheidenen Kräfte kampflos, ohne Fehltritt durch das Leben geht.

Amalie, eine schöne Erscheinung (I, 50), tritt uns als tief empfindendes, nur mit seiner gefühlvollen Seele beschäftigtes junges Mädchen entgegen (II, 68). Voller Mitgefühl, allen

Äußerlichkeiten abhold (II, 250) scheut sie anfangs verständige Menschen, die nach ihrer Empfindung eine „zurückstoßende Kälte" haben (II, 70). Lovell dagegen, dem gefühlvollen Jüngling, schenkt sie freudig ihr Herz (I, 43 ff.) Als zarte Natur ergeht sie sich in melancholischen Träumereien, da Lovell Abschied von ihr genommen hat und dann lange Zeit schweigt (I, 109. 172).

Sie ist maßvoll in ihrem Liebesgefühl. Daher erschüttert sie zwar die Nachricht, daß Lovell sie nicht heiraten kann (I, 356), aber sie rast nicht in blindem Schmerz, wie sie vorher sich nicht zu exaltierten Schwärmereien hatte hinreißen lassen. Auch verfällt sie nicht wie die zuvor verzückte Emilie nach ihrer Enttäuschung in das andre Extrem, nun jedes Liebesgefühl zu verachten und als Heuchelei zu betrachten. Vielmehr zeigt der Dichter, wie die mâze ihren Lohn in sich trägt. Sie hat so viel gesunde Kraft, nach einigem Zögern (II, 69 f.) Mortimer die Hand zum Ehebund zu reichen.

Ihre Liebe zu dem einen Menschen wächst zur Mildtätigkeit für andre, sie überwindet die erste, rein empfindsame Periode, wo sie alles nur im Hinblick auf ihr Ich betrachtete. Amalie und Mortimer bewohnen fern der Stadt ein schönes Haus. Des Sonntags geht sie mit großer Andacht zur Kirche (II, 248). Trotz ihrer großen Naturliebe kommt sie nicht zu so krankhaften Empfindeleien wie Balder und William, die nur sich in der Einsamkeit suchen. „Ich fühle, daß ich hier nach und nach weit besser werde als ich sonst war, ich lerne die Menschen kennen und liebe sie mehr" (II, 249). Die andern kamen, nachdem auf ihre Exaltationen Nüchternheit gefolgt war, zur Verachtung der Menschen, Amalie erhebt sich zu positiver Arbeit und freut sich an der Fürsorge für Arme und Kranke. Gegen den Willen ihres Mannes setzt sie es daher durch, daß sie ein altes häßliches Weib in Pflege nehmen darf. Denn „wollten wir alle Physiognomien, die uns nicht anziehen, als fremde, widerwärtige Wesen betrachten, wie oft würden wir ungerecht sein" (II, 252).

Diese mitleidige Teilnahme fließt auch in das Andenken an den einst geliebten William ein. Sie sieht in ihm einen „gestorbenen Bruder". Oft muß sie noch weinen. „Aber es sind nicht mehr die brennenden Tränen, die ich ehemals vergoß" (II, 118). Der Krampf ist aus ihrer Brust gewichen, nur versöhnende, weiche Stimmung liegt in ihrer Seele, wenn sie sich in die vergangenen Tage zurückversetzt. Ihr ruhiges Empfinden, ihre Gefühlsresignation,

wenn der Ausdruck erlaubt ist, erhält sie auf sittlicher Bahn und wahrt die Gewissensruhe. Als Lovell nämlich sie, die Ohnmächtige, aus der Feuersbrunst gerettet hat, schreibt sie offen an Emilie: „Ich habe so oft gewünscht ihn noch einmal zu sehen". „Ich habe ihm nicht einmal danken können" (III, 137). Ein Hauch reiner Freundesliebe liegt über ihrer Sehnsucht nach dem, der ihr einst alles war. So wahrt sich eine schlichte Natur ihren Seelenfrieden, indem sie nichts über die Fähigkeiten ihrer Anlage hinaus unternimmt und begehrt. Wie Eduard rettet sie für sich ein bescheidenes, aber dauerndes Glück, während die andern sich turmhoch erhoben über Menschenmaß, um dann ebenso schnell und tief zu fallen.

§ 10. Walther Lovell.

Walther Lovell macht noch deutlicher die Entwicklung von subjektivistisch schwärmerischen Stimmungen zum harmonischen Gebrauch seiner Kräfte durch.

Er berichtet von seinen Jugendjahren, wo ihn sein Vater „mit der zärtlichsten Sorgfalt" erzog. Er „suchte mir schon früh ein zartes und bleibendes Gefühl für alles Edle und Schöne einzupflanzen" (I, 246). Abgeschlossen von den Kameraden wächst er in einer selbst gebauten, schwärmerisch-phantastischen Welt auf. Er lernt nur aus seinen „Lieblingsschriftstellern die Welt und die Menschen kennen: alle Menschen maß ich nach meinen eignen Empfindungen" (I, 246). So wuchsen mit seinen Einbildungen „tausend Vorurteile" (I, 247) in ihm auf. Wie Andrea und William glaubt er die Liebe und Güte, die er in sich selber stark fühlt, ebenso in andern vorhanden. Daher vertraut er sich rückhaltlos dem alten Burton an. „Offenherzig, mit einer erhitzten Phantasie, mit einer übertriebenen Empfindsamkeit kam ich ihm entgegen" (I, 248).

Seine überspannten Gefühle kommen zu Ruhe und Gleichmaß durch die tiefe Liebe zu einer bestimmten Person, Maria Milford (I, 249). Diese ehrliche Neigung läßt ihn nicht in Verzweiflung geraten, als er erfährt, daß sein einstiger Freund ihn um die Geliebte betrügen wollte (I, 259 f.). Bei seinem schlichten, warmen Gemüt verliert er auch nicht den Glauben an die Menschheit. Bald folgt ihre Heirat. Bei der Geburt Williams aber wird Maria ihm schon wieder entrissen.

Nicht verzehrt er sich wie Balder nun in krankhafter Melancholie, sondern sucht zu vergessen in Tätigkeit: er widmet sich mit seinem vollen Herzen ganz der Erziehung des Sohnes (I, 33. 52). Alt und grau geworden (I, 34), stirbt er (I, 219) aus Sorge um einen Prozeß, den er wider gutes Recht gegen Burton verliert (I, 115; II, 129), aus Gram über William, der, seine guten Absichten verkennend (I, 348. 352; II, 159), sich von dem Vater wendet.

Aus den Erfahrungen seines reichen Lebens abstrahiert er seine Lehren: Mäßigung im Gefühl, ein gewisser Verstand ist notwendig. Seine eigne Erziehung wurde nicht richtig gehandhabt, da man seiner schwärmerischen Phantasie einen zu großen Spielraum gewährte. Wie leicht hätte er bei bitteren Erlebnissen zum Pessimisten oder Egoisten werden können! Deshalb wendet er bei seinem Sohne eine bessere Methode an, er sucht ihn „mit Menschen bekannt zu machen und jenen jugendlichen Enthusiasmus zu mildern" (I, 262). Er warnt ihn: „Begegne nicht jedem mit deiner heißesten Liebe, um nicht einst das ganze Geschlecht zu hassen; sei sorgsam mit deinem Vertrauen, um nicht einst in einem ewigen Mißtrauen zu verschmachten" (I, 113). Zugleich ist er wie Eduard kein nüchterner Pedant. William soll die Schönheiten der Natur und andrer Länder in seine empfängliche Seele aufnehmen, mag er auch darüber manches von seiner trocknen Schulweisheit vergessen (I, 32).

Sein Landhaus ist ein Symbol seines Wesens: „Alles ohne Pracht, aber auch ohne unbequeme bäurische Einfalt" (I, 33). Sein Ideal ist die goldne Mitte zwischen Überladenem und Nüchternem. Nach dieser Regel hat er auch, gewitzigt durch die ersten Erlebnisse, versucht, seinen Charakter zu bilden. Daher empfindet er nun „ebenso fein als tief und steht von den kalten Menschen ebenso weit als von denen mit glühenden Gefühlen entfernt" (I, 197 f.). Er weiß, daß mit dem echten Lebensernst, der fern von Melancholie ist, sich auch Frohsinn paaren kann. Daraus erwächst „diese innige Menschenliebe" (I, 198), die Mortimer an ihm bewundert. Sie ist gegründet auf gütigem Herzen wie auf vernünftig wägendem Urteil. Gegenüber allzu hohem Streben verteidigt er die Bescheidenheit, die nichts Überschwängliches, Unerreichbares erhofft. Daher ist nach seiner Meinung „die größte Schwachheit des Menschen ..., Pläne für die Zukunft zu machen" (II, 221). Er selbst gesteht: „Ich war ein Tor, daß ich mühsam erst ein Gebäude meines Glückes aufführen

wollte und nicht die Freuden annahm, die mir das Schicksal an der Brust meines Sohnes, in den Armen einer guten Tochter ... anbot" (II, 160). Wie sehr er von dem Wert einer Harmonie zwischen Kopf und Herz überzeugt ist, zeigt ferner sein Wunsch, seine Gedanken in eine Form zu bringen, die Denken und Fühlen in gleicher Weise vereinigt: „Für meine Gefühle und Ideen hat die gewöhnliche Sprache ... gar keine Worte, ich müßte eine Art von Gedicht schreiben ..., weil das, was den Menschen ganz befriedigen soll, sein Gefühl und Verstand zugleich ausfüllen muß" (II, 224). Obwohl er also die Mangelhaftigkeit der Sprache und des begrifflichen Denkens erkennt, braucht er doch nicht, wie Tieck zeigt, nach dem Muster des alten Burton zu einem egoistischen Sophisten zu werden, weil er sich sein liebevolles Gemüt bewahrt hat.

Diese Gedanken, betreffend die Möglichkeit einer besten Verständigung, führen ihn zur metaphysischen Spekulation, die in einem optimistisch-dualistischen Platonismus endet. Vielleicht gibt es eine unmittelbare Vereinigung von Mensch zu Mensch? Hat er nicht selbst gefühlt, wie sein Geist sich in ihm ausstreckte, als wenn er zu William hinüberreichen wollte? (II, 228). Doch stets trat ein Hemmnis dazwischen: der Leib mit seinen intellektuellen Fähigkeiten. So kommt er zu dem religiösen Glauben an ein jenseitiges Dasein: „Vielleicht daß sich in einem andern Leben die entfernten Gedanken schneller und edler zusammenfinden als durch Sprache und tote Zeichen. Vielleicht tut sich uns dann das Verständnis auf, daß alle, alle Menschen das Gute wollten und hatten, aber daß die grobe, unbeholfene Außenseite nicht gelenk genug war" (II, 228). Deshalb bittet er auch oft William um Verzeihung, weil er nur gute Absichten in ihm vermutet (II, 228. 231). Jener mystische Glaube macht ihn wie Eduard zu dem Mann, dessen „Liebesleben", wie es in Ibsens J. G. Borkmann heißt, nicht getötet werden, dessen Güte nicht in Haß umschlagen kann. Ist nicht außerdem eine Verständigung in diesem Leben, das einem Gefängnisse gleicht, ungeheuer erschwert, da jeder doch die Umgebung mit seinen Augen betrachten muß, alles mit der Farbe seines Ich getönt erscheint? (II, 227).

Erst im Leben nach dem Tode werden also diese Schranken fallen, wie er glaubt. Daher kennt er keine Furcht vor dem Ende. Er hat schon „einen Blick hinab ins Tal des Todes getan, und nun taumeln alle Wesen dieser Welt nüchtern und leer meinen

Augen vorüber. Alles sind nur Larven, die sich einander selbst nicht kennen" (II, 231). Unter dem Einfluß dieser Todessehnsucht erscheint ihm das irdische Leben nur als „Tand und Spiel". Doch er kann sich trösten: bald wird er „wie ein veraltetes Kleid" den „Körper" ablegen, „aber der Geist schwingt sich aufwärts und sieht mit Ruhe auf die Verwesung seines Körpers hinab" (II, 223). Mit diesen letzten Äußerungen lehrt der Dichter, daß selbst dieser optimistische Mensch mit dem grundgütigen Herzen zu ironisch-pessimistischen Gedanken kommen kann, wenn er wie Balder und Lovell sich zu sehr gehen läßt in seinem melancholischen Grübeln, es nicht niederzwingt mit der sonst so gesunden Kraft seines Empfindens.

Auch mit seiner Altersansicht, daß sein „ganzer Lebenslauf nur ein Kreis gewesen" (II, 222) sei, ist er nicht so zukunftsfroh wie Eduard, der doch an eine Vervollkommnung glaubte.

§ 11. Karl Wilmont.

Karl Wilmont ist der Typus des frischen, heiteren Jünglings, dem aber tiefes Gefühl nicht abgeht.

Er liebt die lustigen Gesellschaften, „wo Wein, Gesang, Tanz und Küsse von den reizendsten Lippen" den Menschen begeistern (I, 7). Er verkörpert den Geist der übermütig lebenslustigen Jugend (I, 47). Ihm behagt ein frisches, zupackendes Leben. „Nichts ist widriger als wenn in der Sanduhr unsres Körpers so recht gemach ein Tropfen nach dem andern langsam und zögernd unser Leben abmißt, je mehr die Ströme des Blutes durcheinander rauschen, ..., um so heller und deutlicher lebt der Mensch" (II, 46). Im Spiel der Kräfte die Freuden des Daseins in sich aufnehmen, ist seine Art, Langeweile ihm verhaßt (I, 127). Obwohl er sich als Mittelpunkt seiner Kameraden fühlen muß, wird er nicht eitel und zeigt sich somit als Widerspiel zum alten Burton und Andrea, die von ihren geistigen Vorzügen aus geradezu ein Recht auf egoistisches Beherrschen ihrer Mitmenschen ableiten. Mortimer schreibt dagegen an Karl: „Ich weiß, daß bei dir Lachen und Ernst seine Zeit hat, daß du nicht zu jenen Humoristen gehörst, die nichts lieber als den Ton ihrer eignen Zunge hören und sich mit ihrem eignen Geschwätze betäuben" (I, 284). Er weiß Maß zu halten im Lebensgenuß und wird daher nicht wie Rosa frivol und zynisch.

Ständig oberflächlicher Verkehr genügt ihm nicht, wie Mortimers Hinweis auf seinen Ernst zeigt. Dazu hindert ihn vor Freigeisterei sein Gefühl für wahre Freundschaft. Die Schönheit einer Gegend erhält für ihn erst Bedeutung, wenn ein Freund ihm zur Seite ist (I, 7). Fühlt er sich einsam und traurig, so weiß er, daß die Freundschaft alle trüben Empfindungen verscheuchen kann (I, 208). Daß seine draufgängerische Natur zarte Seiten hat, bezeugt ferner seine feine Scham, die ihn abhält, seine innersten Empfindungen jederzeit zu äußern (III, 108).

Er ist ein aufrichtiger Charakter, der bei seiner gesunden Anlage jede phantastische Schwärmerei und Sentimentalität verachtet. Er verschmäht es, seine Gefühle in überstiegene Spannungen zu versetzen, da er die darin schlummernden Gefahren kennt. „Das Vorlesen, besonders empfindsamer und rührender Sachen, ist gewiß die gefährlichste Angel, die nach einem Menschen ausgeworfen werden kann ... Daß ich ... zur Fahne jener seufzeraushauchenden und träneneintrinkenden Toren schwören werde, ... — das wirst du (Mortimer) nie von mir glauben. — Ich werde mich nie auf lange aus dem gemäßigten Klima entfernen" (I, 132). Er haßt die kränkliche Weichlichkeit, die schön mit sich selber tut, sich gern zu etwas Besonderem machen will: „Gingen wir stets mit uns selbst gerade und ehrlich zu Werke, ließen wir uns nicht so gern von kränklichen Einbildungen hintergehen, ..., die Welt wäre viel glücklicher" (I, 12).

Es entspricht seinem cholerischen Temperament, wenn er zum Grübeln und philosophischen Nachdenken keine Veranlagung in sich fühlt. Entweder biegen oder brechen heißt es bei ihm. „Ein Unglück würde mich ... toll machen können, das mit einem Male, wie aus den Wolken auf mich herabfiele, wo unser Verstand sich lahm räsonniert, die Ursache davon aufzufinden ... diese Ergebung in das Schicksal, Vorsehung, Zufall oder Notwendigkeit ... ist mir völlig undenkbar. Ich fühle gar keine Anlage in mir zu dieser Art von christlicher Geduld" (I, 201). Ein System und künstlich erdachte Maximen haben, wie seine Natur ihm zeigt, auch gar keinen Zweck. Es ist daher geradezu lächerlich, wenn der Verstand der Leidenschaft eine ernste Rede hält und sie unter seiner Hand glaubt, wenn er die Liebe und den Zorn warnt, sie würden nur in ihr eignes Verderben rennen, falls sie nicht ihm gehorchten. Kaum glaubt der Verstand Ruhe gestiftet zu haben, so steht auch schon

alles wieder in offener Revolution (I, 202 ff.). So hat Karl sich vorgenommen, gegen Emilie Burton, die er ehrlich liebt, „kälter und zurückgezogener zu sein ... Ich hatte mir ein ordentliches Schema gemacht, wonach ich handeln wollte". Plötzlich begegnet ihm Emilie und reicht ihm eine Rose. „Ich kam mir in diesem Augenblick mit meinen Vorsätzen so albern und abgeschmackt vor ..., daß ich ihr hätte zu Füßen sinken und Abbitte tun mögen" (I, 205 f.).

Seine Liebe bringt ihn auch zu ernster Tätigkeit. Er arbeitet beim Minister. Die schwersten Geschäfte werden ihm leicht im Bewußtsein seiner Neigung (II, 374). Herrlich liegt jetzt das Leben vor ihm. Der alte Burton stirbt, und so scheint ihrer Liebe nichts mehr im Wege zu stehen.

Da trifft ihn die Kunde, daß Emilie verschwunden ist. Tiefe Verzweiflung muß ihn ergreifen, der meist nur Sonne im Leben erblickte, dessen Natur nicht zum Dulden geschaffen ist: „O was ist der Mensch! Wer kann ihn verstehen, wer darf über ihn urteilen?" (III, 108). Ein bitterer Schmerz packt ihn, so daß er irre wird am Sinn des Daseins, daß er sich fragt, ob es überhaupt noch einen Zweck habe, an Lovell, dem Verführer der Geliebten, Rache zu nehmen (III, 234). Trotz seiner großen Not besitzt er, der mutige Tagesfreund, der sein Herz nicht verzärtelt hat, soviel sittliche Energie, daß er nicht Hand an sich legt. Er spürt Lovell nach und erschießt ihn im Duell. Dann geht er nach Amerika, um den Heldentod für das Vaterland zu sterben (III, 475 f.). So stellt er noch zuletzt seine Kraft in den Dienst einer größeren Sache.

§ 12. Mortimer.

Zuletzt analysieren wir den Charakter des Mannes, dessen Anlagen im Verhältnis zu denen der bisher besprochenen Romanfiguren nach des Dichters Meinung am besten zur Bezwingung des Lebens und seiner Probleme geeignet sind. Es ist der Engländer Mortimer.

Wie Karl Wilmont verbrachte er seine Jugend mit lustigen Kameraden (I, 6). Er schien dazu geboren, „aus seinem Leben einen Scherz zu machen" (I, 6). Er ist heiter und daneben auch klug (I, 14). Lovell hörte von ihm: „Er soll viel wissen, besonders Altertumskenner sein". Seine Studien führten ihn bereits nach Frankreich (I, 60). Sein Interesse an der Wissenschaft hat ihn auch

nicht auf die Dauer in der „lustigen, aber oberflächlichen Gesellschaft" (I, 47) geduldet. Ja er ist „ernsthafter" geworden, ohne aufgehört zu haben, „der simple, unbefangene Mortimer, der noch ebenso gern lacht als zuvor" (I, 47 f.), zu sein.

Daß er bei seinem Scharfsinn keine kalte Natur ist, zeigt seine Begeisterung bei der Aussicht auf eine zweite Reise nach Frankreich: „Ich sehe die Gegenden noch einmal, die mich schon einst so entzückten" (I, 62). Ferner spricht für sein tieferes Gefühl sein aufrichtiges Mitleid mit dem Gram des alten Lovell, als dieser in den Burton-Prozeß verwickelt ist (I, 198), sein Kummer beim Tode des Oheims (I, 187. 195). Er ist dem William Lovell ein wahrer Freund (I, 48).

Doch ist er gegen jeden Überschwang des Gefühls. Auch an einen Freund soll man sich nicht in blinder Schwärmerei hingeben. „Wo man nicht fremde Fehler und fremde Vorzüge entdeckt, kann man nicht verehren und nicht lieben" (I, 80). Mortimer weiß: die sich in Traumwelten einspinnen, verlieren jeden objektiven Maßstab zur Wertung der Umwelt. Als daher der Graf Melun ihm sein Unglück in der Ehe mitteilt, glaubt er sogleich, phantastische Wünsche seien an dessen Leiden schuld. „Sie hatten sich vielleicht einen Plan entworfen, der zu schön war, um realisiert werden zu können; da Sie sich nun in Ihrer Hoffnung getäuscht sehen, so erscheint Ihnen jedes Ding trübe und finster" (I, 289). Ähnlich sucht er auf William mit seiner gemäßigten Anlage zu wirken. Er warnt vor Gefühlsüberspannungen, vor eingebildeten Qualen und weichlicher Sentimentalität der Liebhaber (I, 49). Auf Grund seiner Erfahrungen stellt er seinem Schützling die Gefahren solcher Exaltationen vor Augen (I, 237) und freut sich, als der schwermütige Lovell „aus den unnatürlichen Regionen der Phantasie" heraustritt und beginnt, „sich zu den Menschen herabzulassen" (I, 188). Das Ideal Mortimers ist ein Mensch, der „kein Enthusiast, aber auch kein kalter verschlossener Mensch", der „sehr empfindlich für das Schöne ist, ohne zum Deklamator zu werden" (I, 79). Er liebt nach seiner Natur die ausgeglichenen Charaktere.

Diese wohltemperierte Anlage übt ihre gute Wirkung auch bei der Behandlung philosophischer Fragen aus, indem sie hierin Mortimer hindert wie die einseitigen Verstandesmenschen dem Materialismus und Egoismus zu verfallen oder wie die Schwärmer in Spekulationen sich zu ergehen, die zum Wahnsinn oder zur Melancholie führen.

So steht vielmehr seine Philosophie unter dem Zeichen der Resignation, der einfachen Konstatierung letzter Probleme.

Nach seiner Theorie ruht in Jedem etwas Festes, Bleibendes und Ursprüngliches. Die Konsequenz ist: es kann ein „Mensch nichts Fremdartiges in sich hineinnehmen" (II, 51), was sein Wesen ändern könnte. Vielleicht lagen der „Leichtsinn, diese epikuräische Freigeisterei" von Anfang an in Lovell „unentwickelt" (II, 51 f.). Daneben vertritt er die Auffassung, daß dieser Wesenskern des Menschen „immer gut" (III, 317) ist. Tieck läßt Mortimer vielleicht absichtlich hier nicht zu eindeutiger Lösung vordringen, nur einfach anerkennen, daß es um den Menschen etwas Rätselhaftes ist. Schließlich ist also jede einzelne Charakteranlage verschieden von der eines andern, und man sollte nicht nach den Gründen dazu forschen. Manche „Leute sind nun einmal so und nicht anders" (I, 46).

Nach diesen Voraussetzungen ist es „ein armseliges Ding" für Mortimer um die „Ausbildung". „In den meisten Fällen ist es nur Veränderung" (II, 52). Fort also mit aller künstlichen, äußerlichen Erziehung! So hatte er sich William gegenüber geäußert: „Wir würden alle einen Glauben haben, wenn wir uns nicht von Jugend auf ein Schema machten, in das wir uns nach und nach mühsam hineintragen, das Gerüst und Sparrwerk eines Systems und daraus unsere eingebildete Wahrheit herausschreien, und dem Nachbar gegenüber nicht glauben wollen, der in einem andern Käfig steckt" (II, 16). Hinter solchen Doktrinen verschanzen wir nur den wahren Kern in uns. Deshalb soll man in der Beurteilung seines eignen Wertes und des seiner Mitmenschen äußerst vorsichtig sein, da der Blick selten durch die veränderliche Hülle in das Wesen des Individuums eindringt (III, 317).

Aus diesen Gedanken vom präformierten Charakter folgt der ethische Standpunkt des Determinismus. Wenn wir auch versuchen, an uns zu arbeiten, so kann man doch „für nichts stehen, am wenigsten für irgend eine menschliche Schwäche" (III, 209). Der Mensch kann nichts von sich aus tun, um auf sittlicher Höhe zu bleiben: „Von welchen Zufälligkeiten hing es nun vielleicht ab, daß ich nicht wirklich schlecht wurde?" (III, 204). Mortimer sagt also nichts von einem Zusammenhang oder einer Einwirkung dieses ständig gleichen Kernes auf die stets gefährdete Hülle. Nach seiner Ansicht ist es vielmehr unnütz, bei einer Persönlichkeitsäußerung zu forschen, „ob die Seele oder der Körper daran schuld sei, von

welchen Mittelideen oder Kombinationen die ganze Erscheinung abhänge" (I, 46).

Kommt er nun durch Vernunftüberlegungen auch nicht zu einer beweisbar optimistischen Weltanschauung, so führt ihn doch sein allen lebensfeindlichen und zersetzenden Gedanken abholdes Lebensgefühl zu einem Glauben an eine aufsteigende Entwicklung: „Es gibt eine Urverfassung in uns selbst, die nichts zerstören kann, sie wird plötzlich wieder da sein ... Daß wir aber mit einem gewissen neuen, besseren Verstande zu dieser alten Verfassung zurückkehren, glaube ich selbst, denn sonst müßte man bei diesem zirkelmäßigen Leben in Verzweiflung fallen: aber so liegt in diesem Wiederkehren ein großer Trost, der, daß wir uns innerlich nie aus den Augen verlieren können, so viel wir uns auch manchmal äußerlich bemühen, es zu tun" (III, 376). Aus diesem Dualismus des äußeren unzusammenhängenden Daseins und des bleibenden inneren Wesens ergibt sich ihm die Gewißheit eines andern höheren Lebens, zu dem nicht die Vernunft, sondern ein mystisches Gefühl den Zugang offenbart. Denn „jedesmal, wenn wir ernsthaft werden, ohne zu wissen warum, erinnern wir uns vielleicht dunkel eines besseren ehemaligen Zustandes. Dem Schwärmer ist es vielleicht gegönnt, diese flüchtigen Erinnerungen festzuhalten, und er entfernt sich daher mit jedem Tage mehr vom gewöhnlichen Leben" (III, 211), bis er im Irrsinn endet. Daher ist es das Beste, sich der Erde und ihren Anforderungen zuzuwenden. Die Lösung letzter Probleme ist dem Menschen nicht gegeben. So tröstet er sich mit dem Gedanken: „Indem der Mensch auf alles resigniert, hat er den Stolz, sich selbst zu genügen" (III, 202).

Aus seinen theoretischen Erwägungen ergibt sich ihm die Konsequenz: Nur der tätige Mensch ist glücklich, der sich in einen Lebenskreis begibt, wo er gleichmäßig die Kräfte des Herzens und des Kopfes bilden kann. Zur Verwirklichung seines Ideals will er sich einen eignen Hausstand gründen (I, 286). Denn nach seiner Ansicht wird man erst als „Hausvater ein eigentlicher Bürger" (I, 285). Durch seine Zukunftshoffnungen blickt gemäß seiner Natur sogleich das Sichbescheiden, die Warnung vor dem Zuviel. „Ich habe mir keinen poetischen und empfindsamen Plan entworfen, ich habe alles genau gegeneinander berechnet, ich weiß so ziemlich, welche Freuden man von dieser Welt zu erwarten hat, und meine Forderungen sind also nicht zu hoch gespannt" (I, 285).

Amalie Wilmont beginnt ihn zu interessieren. Sein Liebesgefühl gaukelt ihm nun nicht „das Glück aus einem Feenlande“ (II, 112) vor, er rechnet mit weiser Mäßigung nur auf ein kleines, „irdisches Glück“ (II, 113). Um die Geliebte hat er nicht flatterhaft in überschwänglichen Worten geworben, denen so häufig Kälte und Verstimmung, wie bei William, zu folgen pflegt, sondern er ist sich bewußt: „Meine ausdauernde Liebe, mein Gefühl, das sich immer gleich blieb, scheint sie endlich überzeugt zu haben, daß nur dies die wahre Liebe sei“ (II, 113). Bald sind beide verheiratet (II, 220). Und nun fühlt er sich erst als Vollmensch. „Philosophie“ und „Studium“, die rein verstandesmäßige Tätigkeit, hatten bei ihm noch immer eine Leere zurückgelassen (II, 242). Früher glich er nur einem verdorrenden Baume, als er sich nur für sich selbst interessierte (II, 243). Nur der schöpft die Lebensmöglichkeiten richtig aus, der Sinnlichkeit, Geist und Zärtlichkeit harmonisch zu verbinden weiß (II, 244). Mortimer widmet sich jetzt ganz der Erziehung seines Sohnes. Schlicht und einfach wird er gehalten. Denn die Modetorheiten erfüllen die Kinder nach des Vaters Ansicht nur mit Eitelkeit, „sie halten sich für Genies und außerordentliche Menschen und denken nie daran, sich und der Welt Beweise davon zu geben“ (III, 389). Zu stiller Tätigkeit, zur Pflichterfüllung will er ihn anhalten, damit er ein zufriedener Bürger der Gemeinschaft werde.

d) Gehalt.[1])

Die Analyse der Charaktere hat gezeigt, daß in dem Roman nicht bloß eine Tendenz herrscht gegen Strömungen, die in der damaligen Zeit und Literatur vorhanden waren. Der „Lovell“ hat nicht nur eine negative Seite; es lebt vielmehr in zahlreichen Partien der Atem der wahren großen Kunst, die künstlerischer Ausdruck der Weltanschauung einer bedeutenden Persönlichkeit ist. Der „Lovell“ ist nicht abgetan mit Tiecks Worten, der Dichter habe der „Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge“ die Maske vom Gesicht reißen wollen.

Aber diese ganz einseitige Formulierung des Gehaltes haben die Literaturgeschichten aufgegriffen, ohne wenigstens zu untersuchen, gegen welche Laster und Auswüchse Tieck im besonderen ankämpft.

[1]) Vgl. oben S. 12 f.

Tieck sieht Lüge in Ansichten, wie sie Burton, Andrea, Rosa und mitunter William sophistisch verteidigen wollen, den Ansichten, als berechtige die Unzulänglichkeit menschlicher Verständigungsmittel dazu bewußt zu betrügen, als müsse jeder reflexartig auf alle Eindrücke der Außenwelt antworten und so eine einheitliche Gestaltung nach sittlichen Normen ablehnen, als gebe es im Menschen nur Verstand, der von seiner Gesetzmäßigkeit auf einen Mechanismus des Weltgeschehens schließen dürfe, um daraus ebenfalls sittliche Unfreiheit und Willkürphilosophie abzuleiten; als gebe es keine objektiven Normen, weil die Verstandeseinsicht, wie Kant gezeigt hatte, nur bis zum Bedingten vordringt und als könne man nun heucheln, der Relativismus, der in Machtmoral endet, sei einzig berechtigt. Als Heuchelei erschien Tieck ferner das genialische Treiben der Andrea und Lovell, die in enthusiastischem Gefühlskult glauben machen wollen, sie dürften mit den Menschen spielen, weil sie als Übermenschen mit höheren Welten Verbindungen hätten. Daß all solche Ansichten Trug sind, erweist er negativ dadurch, daß deren Vertreter in Menschenzerstörung und -verachtung enden; positiv durch Darstellung solcher Personen, die auch manche Unzulänglichkeit im Menschen anerkennen, aber trotzdem zu einer wertvollen Lebensgestaltung kommen.

Der „Lovell" ist ein persönliches Werk, in dem sich wertvolle positive Gedanken zum Durchbruch gerungen haben. Daß deren Herausarbeitung erstrebt werde, hatte der Autor auch selbst in seinen Vorreden betont. Aber man sprach auch hier einfach den Satz nach, der Verfasser suche einen Ruhepunkt zu gewinnen, ohne näher zu prüfen, wodurch und inwieweit ihm das gelungen ist. So kam man zu dem flüchtigen Urteil, die Gestalten seien matt, haltlos und unmoralisch. Man drang nicht in die Absicht des Autors ein, weil die Betrachtung der wertvollen Figuren über Gebühr vernachlässigt wurde. Und im besondern sah man an William nur das Unechte, Angelernte. Daher war er in den Augen der meisten Kritiker nichts als ein Lump.

Aber man begreift erst das Wesen des „Lovell", seinen tiefsten Gehalt, wenn man ihn als einen philosophischen Roman faßt. Die Ansicht, daß dies der Kern ist, wird gestützt durch die eigentümliche Übereinstimmung, die alle Charaktere verbindet: das Streben, den Sinn und das Ziel des Lebens zu erfassen, den Wert der Geisteskräfte zu prüfen, sei es für theoretische, sei es für praktische Zwecke. Das Thema des „Lovell"

lautet: welche Funktionen des Gemütes stehen dem Menschen zur Verfügung und wie weit reichen ihre Fähigkeiten, um Aufschluß über den Menschen selbst und seine Stellung in der Welt zu erhalten?

Da muß Tieck erkennen, — nachdem ein großer Philosoph, Kant, gezeigt hat: der Verstand gibt, weil er an die Formen der Anschauung gebunden ist, Sicherheit und Gewißheit nur für die Erscheinungswelt, für unsern menschlichen Erkenntnisinhalt — daß das Reich der metaphysischen Welt dem Verstande des Menschen verschlossen scheint. Und nun beginnt ein Suchen und Tasten nach neuen Möglichkeiten, in das Wesen der Dinge einzudringen. Gedanken aus der leibnizischen Philosophie scheinen die Probleme auch nur zu komplizieren. Aus ihr hatten Männer wie Hamann die These vom Geheimnis der Individualität aufgegriffen. Im System der prästabilierten Harmonie lag auch der Gedanke des Determinismus, in den Monaden der vom präformierten Charakter. So taucht bei Tieck die Frage nach der Urverfassung auf. Und da scheint mir abermals Kants Einschnitt charakteristisch: Rousseau hatte gelehrt, alles ist gut von Natur. Kant machte den Gedanken vom Radikal-Bösen wieder lebendig. Jetzt beginnt auch hier wieder bei Tieck ein qualvoller Kampf, und wir fühlen, er kann zu keiner Klarheit kommen: nach Walther Lovell ist der Kern im Menschen gut, Mortimer aber läßt diese These als Problem bestehen, William erinnert sich, daß es ihn in seiner Kindheit oft mit dämonischer Gewalt zu etwas Bösem, zu Flüchen, ja zum Mord trieb (II, 268).

Schließlich kommen die eignen Erlebnisse des Dichters hinzu, die ihn tiefe Blicke in das Irrationale des Daseins tun ließen. Unter der Wucht dieser Einsicht schleicht sich in fast alle Gestalten des „Lovell" ein Zug von Tragik, sie leiden in dem Bangen vor den Rätseln des Lebens. Jetzt erst lassen sich die Charaktere richtig würdigen und man versteht, weshalb die einzelnen Personen solche Lebensunsicherheit und oft diese Haltlosigkeit bekunden. Jetzt erst kann man dem Titelhelden selber gerecht werden, dadurch daß man ihn ernst nimmt. Wie in allen Gestalten so lebt auch in ihm ein tiefer philosophischer Drang. Tieck hat eben das Leben und seine Probleme anders geschaut als die naiven Dogmatiker und Optimisten des 18. Jahrhunderts.

Über allen Charakteren des Romans liegt die gleiche, eigenartige Lebensstimmung: das Nachdenken über die letzten Dinge. Und das

gerade ist das Erschütternde, daß sie so wenig darüber aussagen können, so daß die Ansicht aufkommen muß: das Beste ist Resignation, weil eben der große Kritiker Kant aufgetreten ist.

Jetzt wird auch der Vorwurf hinfällig, kein Mensch in diesem Roman habe ein Amt. Nichts konnte Tieck nach dem oben Gesagten ferner liegen als jedem Einzelnen einen Beruf zuzuweisen. Das gerade ist das Charakteristische, daß ihrer aller Beruf aufgeht im „Leben". Sie sollen und wollen Erfahrungen machen, um zur Erkenntnis, zu eignen Ansichten über den Sinn des Daseins zu kommen.

I. Die abgelehnte Denkart.

Nach den einzelnen Analysen ist deutlich geworden, wogegen im „Lovell" angekämpft wird: es ist die Einseitigkeit des Verstandes oder des Gefühls.

Den einzigen Wert des ersteren hatte die Aufklärung gepredigt. Sie glaubte, das individuelle Leben und seine feinen Beziehungen zu andern Individuen und zur Welt rational begreifen zu können. Dagegen zeigt Tieck, wie selbst ihre eifrigsten Vertreter, Burton und Andrea, dunkle, nicht zu ergründende Tiefen des Lebens anerkennen müssen (oben S. 18 u. 29 f.). Mit ihrem Hang, alles in Regeln fassen zu wollen, müssen sie schließlich einsehen, daß eine elementare Leidenschaft das herrlichste Gebäude des Verstandes umwirft (vgl. auch Karl Wilmont oben S. 66 f.). Zudem hat es keinen Sinn, weitausschauende Pläne für die Zukunft zu bauen, das Kommende berechnen zu wollen, da wir ja nicht wissen, was der Zweck des Lebens ist, wohin es gehen wird. Aus gleichen Gründen wendet sich Tieck gegen das Unternehmen des Verstandes, dogmatisch große Systeme aufzuführen (oben S. 49 f., 63 f., 69). Er zeigt sodann, zu welchen Leben-negierenden Zielen dieser nüchterne Rationalismus, in seine Konsequenzen verfolgt, führen muß: er verbannt jedes Gefühl und jede Ahnung. Poesie, überhaupt alle Art von Kunst, Gefühle der Liebe und Achtung, das Bewußtsein der Gemeinschaft entfernen sich unter der Verstandesherrschaft aus dem Gesichtskreis menschlicher Betrachtung. Es schwindet der Glaube an einen lebendigen Zusammenhang mit dem höheren als bloß empirisch individuellen Leben. Der Verstand sucht das ganze Dasein unter dem Gesichtspunkt des Mechanismus zu begreifen. Damit ist die Frage nach der Geltung idealer Werte erledigt. Egoismus und

Freigeisterei, gestützt auf Materialismus, sind nach Tieck notwendige Konsequenzen jener Bevorzugung. Alle ihre Vertreter enden in Menschenverachtung, ja Ekel vor dem eignen Ich. Das selbstherrliche Verstandestum ist somit ad absurdum geführt.

Auf der andern Seite wird gezeigt, wie die übertriebene Betonung des Gefühls zum Verhängnis wird.

1. Das sentimentale, schwärmerische Gefühl. Es führt bei Walther und William Lovell, bei Balder und Emilie Burton zur Melancholie, zur „Weichlichkeit". Empfindsame, rührungsvolle Szenen sind bei den Verliebten, die sich ihm hingeben, in überspanntem Grade an der Tagesordnung. Sie nähren ihr Gemüt mit Dichtwerken, die zur Schwermut oder in Traumwelten führen. Sind die Liebenden oder die sich in Freundschaft Zugetanen auf kurze Zeit von einander getrennt oder ist die verehrte Person gestorben, so drohen diese Menschen in den düstersten Stimmungen zu vergehen. In ihren Schwärmereien fühlen sie sich als Auserwählte, sie werden zu reinen Subjektivisten, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt. Bei solchen Extremen, Ausflüssen des exaltierten Gefühlslebens, können sie nicht zu einer objektiven Betrachtung der Realitäten des Daseins kommen. Sie sind gewohnt, in der Umwelt nur ihr eignes Ich zu sehen. Bei der ersten Enttäuschung droht ihnen die Gefahr, alle im Grunde guten Gefühle zu verachten und zu kalten Rechnern zu werden.

2. Das genialische Kraftgefühl. Bei Andrea und William führt es zu Willkür und Mißachtung der Menschen. Wenn alle Triebe im gesteigerten Maße erwacht sind, dann erst fühlen sie sich groß. Der an Regeln sich hält, ist feige. Frei und original ist nur, der vor nichts zurückschreckt, der alle Lebensmöglichkeiten durchkostet.

3. Das sympathetische Gefühl. Indem sich ihm William überläßt, führt es ihn zum Treubruch an Amalie. Umgekehrt läßt es die Emilie Burton nicht den wahren vom falschen Edelmenschen unterscheiden. Es spielt bei ihr die Vorstellung vom platonischen Eros hinein, der zur Idee strebt. So gibt sich unter Leitung jenes Gefühles das Mädchen dem unbedingt hin, mit dem es glaubte, idealisch sympathisieren zu können. Ihr Standpunkt, eine Ideenharmonie auf sympathetischer Grundlage sei gut, offenbart sich als hinfällig; weil die kritische Prüfung fehlt, geht sie zugrunde. Die gleichen Voraussetzungen führten William zum verhängnisvollen Anschluß an die Blainville.

4. Das intuitive oder metaphysische Gefühl. Wohlverstanden nur in seiner Übertreibung wird es abgelehnt. Vor der kritischen Prüfung ergehen sich Andrea, Balder, Walther und William Lovell in sicheren religiösen Stimmungen. Sie glauben auf Grund dieses Gefühles zu wissen, daß Gott der Vater sie schützt und hält und nach dem Tode aufnehmen wird. Dieses naive Bewußtsein macht sie glücklich. Nach der kritischen Besinnung aber beginnt bei Balder und William das Experimentieren, das Suchen nach neuen Möglichkeiten, um mit Transzendentem in Verbindung zu kommen. Da sie erkannt haben, daß der Verstand nur Erkenntnis der Erscheinungen verschafft, muß es nach ihrer Ansicht nun durch künstliche Anspannung dieses Gefühles gelingen, die menschlichen Erfahrungen zu erweitern. Sie wollen schon jetzt zu jenem Reich hinter den Erscheinungen Zugang haben. Diese gewaltsam das Gefühl aufreizenden Versuche führen aber zur physischen und psychischen Zerrüttung des Organismus. Es fehlt ihnen die kühle Einsicht, die sich mit der Anerkennung der übersinnlichen Welt als eines problematischen Reiches zufrieden gibt.

II. Positive Anschauung.

„Und sehn, daß wir nichts wissen können" — diese schlichte Überzeugung ist die Wahrheit, die sich Tieck erkämpft hat. Ständig wird dem grübelnden Menschengeist ein Rätsel vorbehalten bleiben, das er nie ganz auflösen kann.

Trotz dieser zurückhaltenden Anschauung verfällt Tieck doch nicht in traurigen Skeptizismus, der, von der Relativität alles Seins niedergedrückt, vor jeder befreienden Tat zurückschreckt. Vielmehr zieht sich durch den Roman ein Glaube an einen Zusammenhang im Weltgeschehen, den das intuitive Gefühl ahnen läßt.

Im Einzelnen ergibt sich folgende Anschauung Tiecks. In jedem Menschen ist eine Uranlage, ein Festes, Unvergängliches. Wenn der Mensch mit dem Gefühl sich in sein Inneres vertieft, wenn er alle verwirrenden Eindrücke, die aus der Außenwelt kommen, von sich fern hält, dann nähert er sich seinem Wesen und ahnt und glaubt, daß dies in Zusammenhang steht mit einer übergreifenden Macht. In diesem Gefühl sieht William ein metaphysisches Prinzip (oben S. 50 f.). Und seine hier vorgetragene Meinung halte ich zum guten Teil für Tiecks persönliche Ansicht, weil sie Lovell, angeregt

durch den ernsten Balder und die positiv zu wertende Gestalt seines Vaters, verkündet, weil er hier unbeeinflußt von Rosa seinem philosophischen Triebe nachgeht, weil er zugleich mit Anerkennung der Schranken menschlichen Wissens diese Theorie nur als Postulat aufstellt (vgl. auch II, 266 f.). Ähnlich glaubt Mortimer an die Kraft dieses intuitiven Gefühls. Wenn wir ernsthaft werden, erinnern wir uns nach seiner Ansicht des ehemaligen höheren Zustandes (oben S. 70 f.), ebenso Balder (oben S. 32), sofern wir von dem Krankhaften in ihm absehen.

Was jene Verbindung herstellt zwischen dem Wesen des Individuums und dem Kern der Welt, wird gern als allliebende Kraft gedacht, die auch die Menschen untereinander einigt, die in der Natur etwas Verwandtes vermuten läßt. Indessen die Vorstellung von der Natur als einem Beseelten tritt im Roman nur auf, wenn Balder oder William sich in einer besonderen Gefühlsekstase befinden (oben S. 34. 39 f. 50 f.; II, 259 f.). Als poetische Fiktion will Tieck natürlich die Verlebendigung festgehalten wissen. Da würde er mit William (oben S. 40) gegen eine Auflösung der Qualitäten in Quantitäten eintreten, wollte verstandesmäßige Betrachtung auch aus der Dichtung jeden schönen Schein vertreiben. Tieck weiß von einem Naturgeist als beweisbarer Tatsache nichts. Denn die ganz positiven Figuren Karl Wilmont, Ed. Burton und Mortimer machen darüber keine Aussage.

Eine ständige Gefahr droht nun dem Menschen, wenn er diese Urverfassung aus den Augen verliert. Diese Möglichkeit besteht, weil der Körper Eindrücken der Umwelt ausgesetzt ist. So scheint der Leib uns zu hindern, zu unserm Ziele zu kommen, d. i. zur Erkenntnis dieses Kernes. Aus dem Leibe geht nämlich Sprechen und Denken hervor. Und durch diese Funktionen schließen sich die einzelnen wie durch einen Panzer voneinander ab. Jeder wird dadurch für den andern zu einer geheimnisvollen Individualität. Die Trennung wird verstärkt, je mehr der Verstand sich ausbildet. Dieser sieht nur die Außenseite an und beurteilt nur das Erscheinende. Er schafft leicht Mißtrauen. Wie das Gefühl aber oben schon eine metaphysische Funktion erfüllte, so wird es auch hier als intuitive Kraft zum Retter. Wer sich ihm überläßt zur Beurteilung des Mitmenschen, kann in ihm den wesensverwandten Kern entdecken. So kommt er zu einer milden Auffassung und verzeihenden Liebe allen Schwächen gegenüber.

Daneben hat die Verstandestätigkeit auch wertvolle Seiten, indem sie eine sittliche Lebensführung erst ermöglicht. Sie hindert, daß der Mensch gänzlich zerfließt unter dem Eindruck alles dessen, was er als reine Gefühls- und Triebnatur reflexartig beantworten muß. Bildet er aber sein Gedächtnis und den prüfenden Verstand, so vermag er das wertvolle festzuhalten und zur Norm für sich zu gestalten, um durch Befolgung solcher Grundsätze zur Festigung und Bereicherung seines Wesens zu kommen (oben S. 58). Dann wird die Entwicklung des Individuums wie der Gesamtheit auch in aufsteigender Linie vor sich gehen. Jede Ausbildung muß sich aber von innen heraus gestalten. Man darf niemand in fertige Schemata pressen.

Wie in praktisch-ethischer Hinsicht, so ist auch in der erkenntnistheoretischen Erfassung der Außenwelt die Verstandestätigkeit von Gewinn. Mag das für poetisch gestimmte Naturen eine schmerzliche Tatsache sein, der positiv zu wertende Eduard muß es aber doch als einen erfreulichen Fortschritt bezeichnen, daß der Verstand eine Objektivierung der Außenwelt vorgenommen hat, daß also eine sachliche Betrachtung der Erscheinungen einsetzen kann. Die Naturbeseelung kann, wie schon angedeutet, auch aus diesem Grunde nur noch als Produkt poetischer Phantasie gelten.

Vielleicht geht der Mensch nach dem Tode mit reicherer Natur und deutlicherer Erkenntnis seines Seins in das allliebende Eine, von dem seine Seele wohl ein Teil ist, zurück, streift die hemmende Hülle des Leibes ab und sieht nun, wie alle schon auf Erden Kinder eines Geistes waren und das Gute hatten und wollten. Das ist Tiecks stark vergeistigte Religion. Diese letzten Zusammenhänge sind nicht eigentlich begreifbar, für den Menschen vielmehr durchaus problematisch. Gibt es auf Erden überhaupt eine Annäherung an die Erkenntnis der letzten Fragen, so ist es nur das Gefühl, das Ahnungen vom Unbedingten vermittelt.

Das Beste ist, in der Einsicht, daß es letzte Rätsel gibt, sie nicht rational ausdeuten zu wollen, noch sich an ihnen zu zergrübeln, sondern seiner Pflicht nachzugehen, sich zu beschränken mit seiner Wirksamkeit auf dieses Leben. In der Familie kann der Mensch zur harmonischen Ausbildung von Gefühl und Verstand — Tiecks Hauptforderung — kommen, hier kann er versuchen, seine Erfahrungen auf die Nachkommenschaft anzuwenden, daß sie Maß halten lerne in den Ansprüchen, die Kopf und Herz an sie stellen, ihr damit die

Arbeit an der Vervollkommnung der Uranlage zu erleichtern und so den Weg zum aufsteigenden Leben zu ebnen.

Tiecks Weltanschauung, wie er sie im „William Lovell" niedergelegt hat, ist, theoretisch betrachtet, dualistisch, in praktischer Hinsicht optimistisch, allerdings mit einem Einschlag von Pessimismus, wenn wir darunter die Einsicht verstehen wollen, daß es vieles im Leben gibt, das sich mit den Ansprüchen unsres sittlichen Bewußtseins nicht vereinigen läßt. Tieck hat tiefsinnig die Diskrepanz erkannt, die bleiben wird zwischen der Welt der Notwendigkeit und der Freiheit. Vorgedacht hat ihm diesen Gedanken Kant.

Wer in Tiecks Persönlichkeit eindringen will, darf nicht am „Lovell" vorübergehen. Es ist in ihm eine Beichte niedergelegt von hohem Wert, auch künstlerischem, wenn man das Breite und Tendenziöse abzuscheiden weiß. Ich will nicht leugnen, daß der erste Eindruck ein chaotischer ist, daß der „Enthüller" und Bekämpfer oft unangenehm das dichterisch Gefühlte und Geschaute zurückdrängt. Aber bei eingehendem Studium tritt uns Tieck entgegen als die ernste Grüblernatur, von furchtbaren Gefühlen hin- und hergerissen, als der feine beseelende Dichter der Natur, als der weiche Stimmungsmensch. Und wenn man von dem Stil auf den Charakter schließen darf, so offenbart sich Tieck hier als eine zarte, musikalische Natur, in der weiche Rhythmen und Melodien schwingen. So ist auch das technische Kunstmittel, das dem Werk die Einheit gibt, der Rhythmus, wie ich ihn in der Lebenskurve bei der Analyse des William hervorhob.

Andeutend kann diese Arbeit auch als ein Beitrag zum Verständnis der Persönlichkeit des Dichters angesehen werden. Bewußt habe ich diese Seite hintangestellt; denn die Aufgabe war die möglichste Erschöpfung des Gedankengehaltes. Aber dieser ist wohl totes Wissen, wenn er nicht wieder dazu zu dienen vermag, einen Menschen in bestimmtem Alter schärfer fassen, sein Leben tiefer nacherleben zu können.

III. Kapitel.

Quellen des Romans.

§ 13. Persönliche Motive.

Wir wissen, wie beim Prozesse dichterischer Gestaltung die Schatten persönlicher Erlebnisse, die im eignen Innern durchgerungenen Leiden und ausgekosteten Freuden wieder zum Licht geboren werden und geläuterte Gestalt annehmen. Besonders innig pflegt die Vermischung von Sehnsucht und Erlebnis beim autobiographischen Roman zu sein. Deshalb scheint es mir berechtigt und wertvoll, die Nachrichten von Freunden und aus eignen Briefen Tiecks, die der Abfassung des „William Lovell" vorausgehen, kurz zu betrachten.

Die frühesten Mitteilungen macht uns Rudolf Köpke. Dieser sieht Tieck Anfang Mai 1849 zum ersten Male.[1]) Obwohl Köpke selbst ausdrücklich bemerkt, in seine aufgezeichneten Bilder sei „kein Zug aufgenommen, der nicht von Tieck selbst angedeutet worden wäre; das gilt namentlich durchgehend von den geschilderten Seelenzuständen",[2]) so scheint doch bei dieser langen Zeit, die sich zwischen Erfahrung und Mitteilung erstreckt, einige Vorsicht notwendig. Schon Haym hat darauf hingewiesen.[3]) Daß des Biographen Enthusiasmus manchmal zu weit geht, konnten wir selbst bereits bei seiner Beurteilung des Lovell konstatieren (oben S. 4 f.). Jene kritische Vorsicht muß sich gerade bei der Schilderung früherer geistiger Erlebnisse geltend machen, insofern sie in den Bereich des Gefühls fallen, weil der Dichter wie der Freund geneigt sein werden,

[1]) R. Köpke, a. a. O., I, S. XII. [2]) S. XXI.
[3]) R. Haym, a. a. O., S. 19 f.

sie zu überschätzen. Dagegen werden wir annehmen können, daß die tatsächlichen Erlebnisse, soweit sie nicht ausgedeutet sind, richtig überliefert werden.

Aus dem Herbst des Jahres 1790 registriert Köpke mehrere in diesem Zusammenhange nicht zu übersehende Ereignisse.[1]) In der Schule zeigt man für Tiecks gefühlvolles Phantasieleben kein Verständnis; er muß erleben, wie ein Soldat infolge grausamer Prügel getötet wird; Tieck wird von einem Mitschüler Bothe bei seiner Werbung um dessen Freundschaft abgewiesen; sein Kamerad Toll stirbt schnell dahin. Es sind das Erlebnisse, die einen zarten, heranreifenden Jüngling von Begabung nachdenklich, ja pessimistisch stimmen mußten. Aus labyrinthischen Gedankengängen sucht er Ruhe und Aufschluß im Glauben an den ewigen Gott. Doch peinigende Zweifel schleudern ihn wieder in dunkle Abgründe. „Diese Angst steigert sich bis zum wirklichen Schwindel, zum körperlichen Schmerz. Wenn seine Seele, Zeit und Raum vergessend, lange über diesen Abgründen geschwebt hatte, fühlte er es plötzlich wie einen nervenzerreißenden Stoß durch das Gehirn dröhnen ... Auf diesem Wege lag der Wahnsinn ... Gespenstisch sah er von außen die Gestalten auf sich zuschreiten, welche aus der Tiefe seines Innern aufstiegen".[2]) „Er verzweifelte an seinem Leben, am Dasein, an jeder höhern ordnenden und leitenden Macht ... Die Versuchung des Selbstmordes stieg in ihm auf ... Nicht das Gute, das Böse beherrscht die Welt! ... Gibt es einen bösen Dämon, einen Teufel, einen sinnlich wahrnehmbaren Vertreter des Bösen", könnte man ihn da nicht zwingen, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten? Tollkühn schreit er in der Nacht nach ihm und sucht ihn zu beschwören.[3]) Tiefe Schwermut senkt sich in seine Seele. Es steigt der Plan auf, ins Kloster zu gehn, um Halt und Frieden zu gewinnen.[4]) Für sein wundes Herz sucht er Trost in der Natur. Er fühlt in ihr „ein verwandtes Herz schlagen".[5]) „Wie ein mildes, versöhnendes Licht war auch der Strahl der ersten Liebe [zur Tochter des Kapellmeisters Reichardt] in sein Herz gefallen. Sie zog ihn in das Leben zurück".[6])

Es ist erstaunlich, wieviel Parallelen zur Dichtung damit gegeben sind. Wie der junge Tieck haben fast alle Figuren des „Lovell" einen

---

[1]) R. Köpke a. a. O. I, S. 52 ff. 61 f. 64 ff. 98 f.; [2]) S. 100 f.; [3]) S. 102; [4]) S. 106; [5]) S. 108; [6]) S. 109.

metaphysischen Instinkt. Wie des Dichters Jugend von Grübeln und Melancholie angefressen ist, so droht ebenso im Roman über den Hauptgestalten das Gespenst des Zweifels. Auf Balder macht der Tod der Geliebten einen entscheidenden Eindruck. William kann es nicht ertragen, wenn seine Gefühle, die er einem verehrten Wesen anträgt, nicht erwidert werden. Balder sieht Gestalten der eignen überreizten Phantasie auf sich zuschreiten: „Heere von Ungeheuern ziehn mir vorüber und grinsen mich an ... Phantome jagen sich mir vorüber, die all mein Blut in Eis verwandeln. Fürchterliche Gesichter drängen sich aus der Mauer" (Lov. I, 332 f.). Wie der junge Tieck ruft er halb irrsinnig in das Dunkel hinaus, um zu erproben, ob nicht seinem angespannten Willen die Dinge der Außenwelt sich fügen (Lov. II, 41). Lovell spielt mit dem Selbstmord (Lov. III, 124). Balder und Lovell finden Ruhe für ihr zerrissenes Innere im Umgang mit der Natur. Den Andrea der ersten Zeit, Balder und die beiden Lovells gewinnt die Liebe dem frohen Tage wieder.

Im Frühjahr 1792 ging Tieck als Student nach Halle.[1] Unglücklicherweise vermochte die Philosophie, die damals dort gelehrt wurde — es war die wolffische und kantische —, ihn nicht an sich zu ziehen und die Fragen zu beantworten, die ihn quälten. „Voll Gefühl und Leidenschaft, überwiegend in der Welt der Phantasie lebend, und einem geheimen Zuge zum Unerklärlichen, Mystischen folgend, war ihm das strenge Urteilen und Abschließen, das weitläufige Deduzieren, die zuversichtliche Systematik gleich sehr zuwider."[2] Die Bedeutung Kants ist ihm hiernach noch nicht aufgegangen.

Gegen die Sicherheit in der Deutung der letzten Fragen, gegen die Verstandesklugheit, wenden sich die positiven Figuren des Romans, die enthusiastischen haben einen Ekel vor aller Systematik und dem Schematismus. Die Gefahr des Rationalismus, wie sie Tieck faßte, zeigt das Beispiel des Andrea und des alten Burton. Das mystische Element tritt in den beiden ersten Gruppen stark hervor.

Dazu kam für den jungen Studenten noch eine zweite Enttäuschung. Er lernte in Halle einen Studenten namens Wiesel[3] kennen, der auf den ersten Blick anziehend erschien. Aber „hinter dieser gefälligen Außenseite lauerte Herzlosigkeit, kalte

[1]) R. Köpke a. a. O. I, S. 129; [2]) S. 133 f.; [3]) S. 137 f.

Berechnung und ein schneidender Hohn, mit welchem sich in wahrhaft mephistopheliſcher Weiſe eine ſinnlich verzehrende Glut verband". Er entwickelte „eine Art von dämoniſcher Philoſophie der Sinnlichkeit", „die von beſchränkten Genoſſen als Tiefſinn angeſtaunt wurde. Zuweilen ließ er ſich in orakelhaftem Tone vernehmen, welcher tiefe Sinn in dieſen Orgien ſei, in der ſinnlichen Hingebung ſollte die Offenbarung einer göttlichen Kraft liegen. Seiner falſchen Weisheit gelang es, ſie mit dem Schimmer einer myſtiſchen Geheimlehre zu umgeben, die ſchwache Köpfe vollends in Verwirrung brachte. Hatten ſich dann die Jünger im ſinnlichen Taumel vollſtändig ſelbſt verloren, ſo rüttelte der Meiſter ſie ſchonungslos auf, und konnte ihnen mit ſchneidendem Spott ihre Schwäche . . . vorrücken. Wer dagegen bedenklich ward, dem ſchloß er den Mund mit bitterm Hohn über ſolche Engherzigkeit . . . Für Tieck hatte Wieſels Erſcheinung etwas Feindſeliges, ja Grauſenhaftes".

Zug um Zug paßt dieſes Bild auf Andrea, zum Teil natürlich auch auf deſſen Schüler Roſa. Das weltmänniſch Anziehende eignet Wieſel wie Roſa, ebenſo ihr Schwelgen im Sinnlichen. Das dämoniſch Bezwingende hat Andrea vom Urbild erhalten. Beide ſpielen ſich auf als Hüter letzter Geheimniſſe, beide verachten die, die ſich von ihrer Lehre zum ſittlichen Leben nach Idealen wenden, als Feiglinge. Auch das Kalte, Hohnvolle, das plötzliche Abwerfen der Maske iſt beiden gemeinſam. Ich erinnere beſonders daran, wie Tieck dieſe ſcheußliche Eigenſchaft verwertet, als Lovell zum ſterbenden Andrea kommt, von dieſem tiefſinnige Aufſchlüſſe, Befreiung von Zweifel und moraliſchem Sumpf verlangt, und ſtatt deſſen Verachtung und beißenden Spott erntet (Lov. III, 368 ff.).

Es trifft ſich gut, daß wir noch von andrer Seite von Wieſel wiſſen. Aus Varnhagens Nachlaß[1]) ſind Verſe über dieſen erhalten, die gleichfalls die Ähnlichkeit jener beiden Charaktere zeigen:

„Weltkluger, armer, unglückſel'ger Teufel
In ew'gem Zweifel ob Du Dich vergnügeſt,
Erſinnſt und lügeſt Du Dir ſchlechte Lüſte
Schafft ein Gerüſte Dir von falſchen Schlüſſen,
Erbärmlich müſſen Laſter darin paſſen,
Lebſt elend ſo von Gott und Welt verlaſſen".

[1]) Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Enſe, Briefe von Chamiſſo, Gneiſenau uſw. 1867. Bd. I, S. 257.

In den Tagen der Wirrnis und der seelischen Depressionen mußte Tieck auch noch der Spukroman „Genius“ von Große in die Hände fallen. In einem Zuge las er das aufregende Machwerk vom Nachmittag bis in die Nacht. Die furchtbaren Folgen blieben nicht aus.[1]) „Tieck konnte nicht schlafen . . . Er vergaß sich und seine Umgebung, seine Seele weilte noch in jener Welt, von der er gelesen hatte. Wunderliche Bilder wogten in ihm auf und ab, Traum und Wirklichkeit begannen ineinander zu verschwimmen. Plötzlich rüttelte ihn ein jäher Schrecken aus dieser Betäubung auf. Abgründe schienen sich zu öffnen, riesige Gestalten drohend auf ihn loszuschreiten, von der Decke des Zimmers, von den Wänden her streckte es grauenhaft die Arme nach ihm aus . . . Mit dem Ausrufe: „Ich werde rasend!“ sank er fast ohnmächtig zu Boden . . . Er verfiel in das heftigste Phantasieren. Er glaubte sich bereits gestorben, sein eigner Körper ward ihm fremd, er meinte eine Leiche zu berühren, wenn die eine Hand auf die andre traf . . . Lichtpunkte waren Wackenroders Briefe und die Erinnerung an seine Freundschaft.“ Das drohend Schreckliche, Grauenhafte muß für Tieck geradezu etwas Faszinierendes gehabt haben. Er wußte, was hinter solchen nervenaufpeitschenden Wagnissen auf ihn lauerte, und trotzdem zog es ihn mit allen Fasern, dämonenhaft, wie auch Wiesel auf ihn gewirkt hatte, in dieses Grausige hinein.

Balder und Lovell stehen oft unter gleichem Zwang, und besonders die Erlebnisse des ersteren sind denen Tiecks täuschend ähnlich. Auch Balder wird durch eine Lektüre fast dem Wahnsinn nahe gebracht: er liest Hamlet (Lov. I, 308 ff.). Nach solchen Ekstasen vermag er wie Tieck die Eindrücke der Außenwelt nicht mehr zu objektivieren: „Ich fahre erbleichend zusammen, wenn ich meine Hand aufhebe; wer ist der Fremdling, frag' ich erschrocken, der mir den Arm zum Gruße entgegenstreckt? — Ich greife ängstlich darnach und ergreife schaudernd meine eigne, leichenkalte Hand, wie ein fremdartiges Stück, das mir nicht zugehört“ (Lov. I, 333). Aus jenen Doppelzuständen seiner Psyche, sich in das Grausen mit wollüstigem Behagen zu stürzen, blickt der werdende Romantiker. Aus gleicher Quelle läßt sich psychologisch der Hang Williams, hinter dem also auch eigenste Erlebnisse des Dichters stehen, erklären, wenn es ihn treibt, sich der übermächtigen Natur ganz hinzugeben,

---

[1]) R. Köpke a. a. O. I, S. 141 f.

mit zitternder Lust unter Spannung seines Gefühls dem Geist, der hinter allen Wesen schweift, nahe zu kommen, obwohl er zugleich weiß, daß diese Erscheinung ihn erdrücken wird (Lov. II, 259 f.).

Solche Überreizungen ergeben so seltsame Zustände, daß der krankhaft erregte Mensch sich in ihnen über dem Gewöhnlichen erhaben fühlt, daß er in sich eine originale Kraft wittert. So entsteht in ihm der eigentümliche Wunsch, diese Macht auszunutzen, um selbst immer mehr Außerordentliches zu erfahren. Es treibt ihn über die Grenzen menschlicher Erkenntnis hinauszudringen. Danach bringt Tieck für den Ironiker aus Enthusiasmus auch starke Dispositionen von seiner Naturanlage her mit.

Wie Wackenroders Briefe auf Tieck beruhigend wirkten, so im Roman Eduard auf William und dieser wieder auf Balder.

Wie treu und mit welcher beratenden Liebe Wackenroder in der Tat die Leiden seines Freundes verfolgte, zeigen zwei Briefe, die er damals an Ludwig schrieb. Sie mögen zugleich als Kontrolle dienen, inwieweit Köpke wahrheitsgemäß berichtet hat. Jener beginnt: „. . . daß er (Tieck) verlassen sei, — daß eine düstere Traurigkeit sich wieder wie ein Staar über das heitere Auge seines Geistes gezogen hat, — daß er in Halle noch nicht vergnügt gewesen ist, — das, das hatte ich nicht erwartet . . . Tieck laß die wilden Ströme unsrer Empfindungen sanfter fließen".[1]) Nach diesem gütigen Zuspruch muß er von dem Wahnsinnsanfall Ludwigs erfahren haben. Denn er schreibt unter dem 15. Juni 1792:[2]) „Gütiger Himmel! auf welchem entsetzlichen Rande hast Du gestanden . . . bin ich Dir denn so nötig, um Dich von Verirrungen und schwelgerischen, verderblichen Ausschweifungen in den Genüssen des Geistes zurückzureißen? . . . Welch ein entsetzliches Unternehmen, zwei Bände in einem Nachmittage und einer Nacht hintereinander in einem Atem zu lesen! . . . Opferst Du einer lüsternen Begier, einem Kitzel, etwas Außerordentliches Dir selbst vorzutun, Deine Zufriedenheit auf, deren Zerstörung Du voraussiehst? . . . Ich weiß, daß Du das Leben nicht achtest, daß Du Dich als einen der Welt schon Abgestorbenen betrachtest, der in einem gleichgültigen

---

[1]) Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei. 4 Bände. 1864. Bd. IV. S. 185 u. 187;

[2]) S. 188 f.

Mittelzustande lebt, alles um sich her wie aus dem Grabe . . . ansieht". „In einem Anfall schrecklicher Melancholie würde der Gedanke, das Innere des heiligen Geheimnisses [gleich der „göttlichen Kraft, die die Welt beseelt, und deren Funken in Deiner Seele glüht"], des Lebens, zu zerstören, zu welchem die Natur allein den Schlüssel hat, er würde in einem heiteren Lichte Dich umschweben, und es würde Deinem Schoßkinde, der Phantasie, gar herzlich kitzeln, wenn sie die Vernunft wie eine weinende Bettlerin vor ihrem Thron harren sähe." [1]) „Du denkst: Ich möchte doch sehen, ob ich das Buch in einem Abend ganz durchlesen könnte, — ich möchte doch wissen, ob ich es aushielte, mehrere Nächte hintereinander oder in einer heftigen Geistesspannung zu arbeiten, — ich hätte wohl einmal Lust, in einem Tage 14 Meilen zu gehen, — ich möchte gern aus Spaß einmal in einer ganz finstern Nacht auf den Giebichensteiner Felsen an den gefährlichsten Stellen heraufklettern . . . Deinen Rückfall, was sag' ich, Dein Fortschreiten in der fürchterlichsten Schwermut, hatte ich wahrlich nicht erwartet . . ." [2]) „Schiele nicht nach dem traurigen Platz um die Kirche hin, wo Hügel und Kreuze stehn . . ." [3])

Diese beiden Briefe zeigen, wie richtig Köpke gehört hatte. Diese Sucht, seine Empfindungen und Gefühle zu steigern, zu überreizen, lag also in Tiecks eigenster Natur. Und der tiefere Grund zu dieser „lüsternen Begier?" Ich glaube, hier können wir umgekehrt von der Dichtung her das Tiecksche Seelenleben interpretieren. In der Analyse habe ich nachgewiesen, wie Balder und William nur in der letzten Angst vor völligem Pessimismus und Skeptizismus den Zuständen des Fiebers und Wahnsinns zusteuern. Die Öde, die Gewöhnlichkeit der Welt und besonders ihr eignes Nicht-Wissen-Können liegt vor ihnen. Schlecht die Menschen, verdorben sie selber. Da ist es, als ob mit elementarer Gewalt ihre besten Gefühle sich auflehnen müßten gegen dieses elende Hinvegetieren. Wie ein Schrei nach Rettung aus dem intellektuellen und moralischen Zusammenbruch tönt es in ihnen, und sie folgen dem Ruf mystisch-ekstatischer Kräfte. Tieck befindet sich nach Wackenroders Bericht in der gleichen Stimmung: „Ich weiß, daß Du das Leben nicht achtest . . ., der in einem gleichgültigen Mittelzustande lebt". Und die Ursache zu dieser Apathie: Von den Menschen seine besten Gefühle vernichtet,

[1]) Holtei a. a. O. S. 190; [2]) S. 191; [3]) S. 192.

grausam enttäuscht durch einen mephistophelischen Wiesel und auf der andern Seite Kant, wie ihn Tieck jetzt verstanden hatte,[1]) mit der Lehre: nur das Reich der Erscheinungen ist uns erkennbar. Tieck aber will mehr, alles oder nichts; den treibenden Kräften der Natur selber will er lauschen, und er versucht das Experiment und — scheitert. Das Resultat ist wie bei Balder und Lovell (Lov. II, 40 u. III, 124): Todessehnsucht. Also ist die widersinnige Lektüre nicht bloß eine Laune, sie ist nicht Selbstzweck, sie soll vielmehr ihn auf die Stufe heben, von der er einen Blick ins Jenseits tun kann.

Solch tiefen Eindruck haben die damaligen Erlebnisse auf ihn gemacht, daß sie nach Jahren in der Dichtung nachhallen. Natürlich hindert auch nichts die Annahme, daß Tieck vor der Niederschrift des Romans noch einmal die Briefsachen durchgegangen ist, um sich besser hineinzustimmen in die frühere geistige Verfassung. Dafür spricht auch das Anklingen des im Roman lebendig geschilderten Streites zwischen Gefühl und Verstand (Lov. I, 202 ff.) an das Motiv von dem neckenden Spiel, das Vernunft und Phantasie miteinander treiben, in der Frische und Anschaulichkeit, wie es Wackenroder bringt.

Aus diesen Verirrungen flüchtete der Student Tieck wieder in die Natur. „Mit doppelter Gewalt ergriff ihn jenes Gefühl unendlicher Sehnsucht, das bis zur schmerzlichsten Erregung sein Herz erfüllte, wenn er im Frühlinge durch den Wald streifte. Dann kehrte ihm jene Naturtrunkenheit wieder, eine geheimnisvolle Macht schien ihn vorwärts zu treiben.“ [2]) „Wie fern, wie rätselhaft, wie unverstanden lag die Welt vor ihm, wie einsam fühlte er sich in ihr, und doch wieder wie nah und verwandt! Ihre Leiden und Freuden, waren sie nicht auch die seinen?“ [3]) Wie eine Freundin tritt dem jungen Tieck die Natur entgegen, die mit weicher Hand die Wunden kühlt, an deren Busen sinnlose Wünsche und Begierden einschlummern. Solche beruhigende, teilnehmende Liebe widerfährt auch Balder und William, Amalie und Emilie, wenn sie fort von Menschen und Städten zu Blumen und Wäldern flüchten. Wir sehen hier recht, wie ursprünglich Tieck diese heilende Kraft der Natur erlebte.

---

[1]) Vgl. unten § 14 C.

[2]) R. Köpke a. a. O. I, S. 139; [3]) S. 140.

In gleicher Richtung wirkte auf seinen erregten Zustand ein Ereignis auf der Harzreise, die Tieck von Halle im Juli 1792 machte.[1]) Er stand allein in der freien Natur, und plötzlich brach die Sonne durch die trüben Wolken. „In ihm zerriß es wie ein Schleier; eine innere Erleuchtung war es, die ihn erfüllte ... Ihm war, als träte Gott selbst auf ihn zu, als schaue er in sein Angesicht. ‚Das ist Gottes Erscheinung!' so durchbebte es sein ganzes Wesen. Die Gewißheit Gottes, die höchste Seligkeit, ein himmlischer Schmerz durchströmte ihn. Aus seinem Herzen quoll das Gefühl unendlicher Gottesliebe. Ja, der ewige Gott liebte auch ihn!"[2]) „Es war die unmittelbarste Gewißheit Gottes, das Gefühl, mit ihm eins zu sein; an meinem Herzen fühlte ich ihn (sagte Tieck wörtlich zu Köpke). Es war eine Stätte der Offenbarung!"[3])

Eigentümlicher Weise ist von dem Geist dieser Gottesgewißheit im Roman wenig zu spüren. In vertrauendem Glauben leben nur die naiven Figuren wie Amalie, Emilie, die alten Diener; Andrea und Lovell in der Zeit ihrer Jugend. Dann aber werden auch diese beiden unsicher und unwissend, tastend und mehr ahnend, wo es gilt, in metaphysische Rätsel sich zu versenken. Den Grund sehe ich wiederum in der Einwirkung des Kritikers Kant.

Im Winterhalbjahr 1792/93 setzte Tieck seine Studien in Göttingen fort. Auch hier konnte er kein rechtes Verhältnis zur Philosophie gewinnen.[4]) „Er fühlte es von neuem, seine innerste Natur widerstrebte dem System; es mißfiel ihm, weil es System war."[5]) Den Widerwillen gegen eine fest geschlossene Weltanschauung, gegen den Rationalismus, teilen mit dem Dichter die meisten seiner Charaktere.

Köpke[6]) weist selbst auf den inneren Zusammenhang zwischen jenen Erfahrungen Tiecks und dem Roman hin, wenn er aus dem Spätherbst 1792 von dem „Abdallah" meint, in ihm „schienen sich nur die schwersten Wetterwolken entladen zu haben", und dann fortfährt: „Noch grollte der Donner in der Ferne. Kaum war „Abdallah" abgeschlossen, als die ersten Gestalten des „Lovell", welche ihm schon länger ungewiß vor der Seele schwebten, sich

---

[1]) R. Köpke, a. a. O. I, S. 142; [2]) S. 143; [3]) S. 144; [4]) S. 147; [5]) S. 148; [6]) S. 153.

festzustellen anfingen".[1]) Nicht bedeutet diese Bemerkung des Biographen schon eine Niederschrift, sondern lediglich eine Konzentration der dichterischen Vorstellungen auf dieses Thema, wie auch Haßler[2]) die schriftliche Fixierung in das Jahr 1793 verlegt.

Tieck schien damals noch nicht das innere Gleichgewicht gewonnen zu haben, welches die Darstellung eines Kunstwerks bedingt. Aus dem Januar 1793 aber meldet uns ein Brief Wackenroders, daß Ruhe und Sicherheit wieder in Tiecks Lebensführung einzukehren beginne: „Himmel, ist es wahr, daß Du nicht mehr jener Unglückselige, Melancholische bist, den die Welt anekelt . . .?"[3])

Es ist interessant, in diesem Zusammenhange zu beobachten, welche Voraussetzungen Dilthey bei Rousseau zur Gestaltung seiner „Neuen Heloise" annimmt: „Der fundamentale Vorgang war, daß er dasjenige, was ihm von Glück, von beseligenden . . . Gestalten vorschwebte, aus den verschwimmenden Nebeln der Träumerei zu greifbaren Gestalten verdichtete und formte. Dieser Vorgang ist in allen großen Dichtern mitwirkend, und auch Miranda und Hermione sind verkörperte Träume der Sehnsucht". In der Einsiedelei im Park von La Chevrette 1756 begann Rousseaus Phantasie in Einsamkeit und Ruhe zu wirken.[4]) So sind auch bei Tieck Not und Liebe die beiden Geburtshelfer gewesen, die seinem „Lovell" das Leben gaben. Die Not trieb ihn, sich durch die Gestaltung Klarheit zu schaffen, und, nachdem er all jenes Krankhafte überwunden hatte, dies noch einmal von höherer Warte aus zu betrachten, gewissermaßen sein früheres, gehetztes Ich vor seinem jetzigen, dem ruhig überlegenen, vorüberziehen zu lassen, dabei das Ungesunde als solches zu brandmarken; die Liebe zu Idealen, um nun endlich das an Freundschaft und allem Guten in der andern, poetischen Welt zu bilden, was die Wirklichkeit ihm zu genießen versagt hatte. Somit spricht auch diese psychologische Analyse des dichterischen Schaffens gegen Hayms und Haßlers Ansicht (s. oben S. 6 f. u. 10 f.).

---

[1]) Vgl. Hermann Freiherr von Friesen, Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842, II, S. 59 f., der auch auf den Zusammenhang zwischen der Dichtung und den Seelen- und Gemütszuständen des j. Tieck hinweist.

[2]) K. Haßler a. a. O. S. 6.

[3]) K. v. Holtei a. a. O. IV, S. 248.

[4]) W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. 1906. S. 178 f.

Von Ostern 1793 an studierte Tieck in Erlangen. Auf der Heimreise besuchte er in Erfurt das Karthäuserkloster. Die Gedanken, die ihm dabei kamen, zeigen einerseits den tiefen Menschen- und Seelenkenner, der Situationen im Leben anerkennt, wo die Liebe zu den Menschen in Haß und Verachtung umschlagen muß, andrerseits beweisen auch sie, wie er selbst von der Misanthropie eines Andrea, Balder und Lovell entfernt war, wenn er an seine Schwester Sophie schreibt:[1] „Die Klöster müssen durchaus nicht ausgerottet werden, hier findet der Mensch, der die Welt oder den sie von sich stößt, doch eine sichere, heilige Zuflucht; wenn der Menschenhasser auch ein armseliger, ein zum Teil verächtlicher Mensch ist (wovon ich jetzt fest überzeugt bin), so lassen sich doch Situationen und Seelenstimmungen mit Körperorganisation verbunden denken, wo vielleicht der größte Heroismus nötig ist, um der Menschenliebe treu zu bleiben und sich und seine Selbstverachtung nicht zum Menschenhaß zu flüchten".

Von Erlangen aus machte er eine Reise nach dem „Fichtelberge" mit Wackenroder zusammen. Über seine Empfindungen hierbei schrieb er an seinen Freund Bernhardi.[2] Ich hebe einige Stellen heraus, die zeigen, was ihm auffiel. Und das pflegt ja auf uns Eindruck zu machen, was sympathischen Stimmungen und Anlagen unsrer Natur entspricht. Diese Notizen zeigen wiederum Tiecks ursprüngliche Naturliebe im allgemeinen, zum andern offenbaren sie seinen Hang zum Einsamen, Melancholischen und zum Wilden, Unbekannten — Saiten, die in der Dichtung widerklingen, die ihr seinen Geist und Stil geben. Ich lasse die Berichte für sich sprechen: „. . . dabei hatte die Gegend etwas Einsames, düster Melancholisches, die so nahe liegenden Fichtelberge gaben der Gegend ein ernsthaftes, selbst majestätisches Ansehn" (V. I, 223). — Vögel schwingen sich auf zur Sonne: „. . . dabei die Empfindung der abenteuerlichen Gegend, das Einsame — es war ein göttlicher Morgen!" (V. I, 223). Einmal haben sich beide Freunde verirrt: „Ein toter, stiller Wald war um uns her, die ganze Natur wie ausgestorben, kein Laut, soweit unser Ohr reichte . . . Ich schlug ganz leise mit meinem Stock auf einen Stein, und es dröhnte tief das Tal und

---

[1]) Gotthold Klee, Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen 1793, mitgeteilt v. G. Kl. in „Forschungen z. deutsch. Phil.". 1894. S. 186.

[2]) Aus Varnhagens Nachlaß a. a. O. I, S. 194—217.

den Wald hinab und gab ein lautes Echo. Ich hätte viele Stunden mit Vergnügen so dasitzen können, einzelne zerstreute Felsenstücke um mich her, machten das Ganze noch wilder und abenteuerlicher" (V. I, 225). „Hinter Wunsiedel . . . liegen . . . große Felsenstücke verwirrt durcheinander einen Berg hinauf, es gibt der Gegend dorthin ein sehr wildes, trauriges Ansehn" (V. I, 221 f.). „Hinter Ebermannstadt reitet man immer durch ein äußerst romantisches Tal . . ., es ist eine Gegend, die zu tausend Schwärmereien einladet, etwas düster Melancholisches und dabei doch so überaus freundlich, — o die Natur ist doch an Schönheit unerschöpflich! Hier nur ist der wahre Genuß, eine schöne Gegend veredelt den Menschen, eine schlechte macht ihn kleinlaut und scheu, die erhabene stimmt ihn erhaben . . ." (V. I, 194). Dieses sympathetische Einvernehmen zwischen Landschaft und Mensch konnten wir oft bei William beobachten. Die Abhängigkeit, leichte Beeinflussung und infolgedessen viel getadelte Haltlosigkeit der Tieckschen Charaktere erklärt sich also zum Teil aus des Dichters Weichheit und seiner gefühlvollen Natur, die ihn sich schnell dem Augenblicke hingeben läßt. Hat doch Tieck den eigentümlichen Glauben, daß leblose Objekte sogar auf die physische Bildung eines enthusiastischen Menschen einwirken könnten. Ihm fallen nämlich in dieser katholischen Gegend die Frauen auf, die „fast alle blond sind, blaue Augen und einen gewissen schwärmerischen Madonnenblick haben, die Männer haben fast alle schwarze Haare und sehn aus wie die Petrus und Judas auf ihren Gemälden, (haben) einen scharfen, festen Charakter, die Bilder und Gemälde müssen gewiß viel auf die physische Bildung des Volkes wirken, da die Weiber sie täglich sehn und doch wenigstens zuweilen in eine wirkliche Begeisterung gesetzt werden" (V. I, 194). „Die ganze Natur ist dem Menschen, wenn er poetisch gestimmt ist, nur ein Spiegel, worin er nichts als sich selbst wiederfindet" (V. I, 197). Also kein Pantheismus, sondern nur Einfühlung bei gesteigerter Stimmung ist Tiecks Naturbetrachtung. Das gleiche hatte die Analyse gelehrt (s. oben S. 77). Dieser Prozeß geht ohne Hemmung vor sich, wenn die Natur nichts Gekünsteltes, nichts von Menschen Gemachtes zeigt. Tieck schildert diese Empfindungen beim Anblick eines Gartens, der auf der Straße nach Bayreuth angelegt ist: „Die großen Felspartien im Walde, das Große und Wilde, das dadurch in der Phantasie hervorgebracht wird, ein gewisser Tunnel ist äußerst schön, — aber dadurch hat der Garten auch sehr viel Einseitiges,

es ist kalt drin, . . ., in jedem Garten ohne Ausnahme geht doch immer die hohe, heilige Empfindung verloren, die die Natur in uns hervorbringt, . . . — das Rauschen eines Waldes, ein Bach, der vom Felsen fließt, eine Klippe, die im Tale aufspringt, es kann mich in einen Taumel versetzen, der fast an Wahnsinn grenzt" (V. I, 198). Befreit vom Lärm der Stadt, ledig von dem, was Menschen aufgerichtet haben, wird auch erst bei Balder, William, Emilie und Amalie (Lov. II, 68 f. 249) das Herz frei, träumt mit dem Walde, lacht mit der Sonne, reißt sich aufwärts mit dem ragenden Fels. Den gleichen Gegensatz im Erlebnis, hervorgerufen durch verschiedene äußere Situationen, verdeutlicht folgende Stelle, die deutlich im Roman (Lov. I, 230) wiederkehrt: „Wie kann mich der Klang eines Waldhorns durch die stille, monderhellte Nacht bezaubern! Dann ist es mir, als könnte ich die Geister sehen, die der wunderbare Ton aus den Wolken zieht und die über der Ferne schweben; die Vergangenheit und Zukunft steht oft vor mir, ich werde aus mir selbst hinausgezaubert! und wie kalt, wie Eichen unempfindlich bin ich in unsern gekünstelten Konzerts" (V. I, 214). Zugleich wieder ein Beweis dafür, daß die Einfühlung für Tieck nur einen Stimmungswert hat, daß sich hinter der Vergeistigung der Natur keine philosophische Theorie verbirgt.

Auch von seinem Hang, sich wilde Phantasiebilder vorzuzaubern — wiederum also ein Zeichen seiner leichten Fühlbarkeit —, hat er Gelegenheit auf der Reise zu sprechen, als er in das Bergwerk Gottesgab bei Bayreuth hinabsteigt. Dabei befällt ihn keine Furcht. Denn, bemerkt er, ich „bin mit meiner Einbildungskraft an weit schrecklicheren Orten einheimisch, sodaß ich noch nirgend eine Erreichung meiner Vorstellungen gefunden habe" (V. I, 217). Der alte Grübler kommt hier wieder zum Vorschein, der es gewohnt war, in die Nachtseite der menschlichen Natur hinabzusteigen, wie die Romantiker zu sagen pflegten. Als Kontrollstelle zu den oben zitierten Berichten Köpkes aus Halle mag hier eine Bemerkung Friesens über Tiecks seltsame Natur Platz finden:[1] „In seiner seelischen Anlage muß nämlich die Fähigkeit zu einer seltsamen Anspannung bedingt gewesen sein . . . Es geschah wohl . . ., daß ihn eine momentane Zerstreutheit oder Verwirrung aller Seelenkräfte . . . ergriff . . .; auch erlebte er mehr als einmal einen Zustand, in welchem

[1] H. v. Friesen a. a. O. II, S. 48 f.

er mit vollem Bewußtsein Erscheinungen sah, die nicht körperlich existierten ... Ich vermute, daß seine Neigung, die verschiedensten Seelenzustände mit eingehender Vorliebe zu betrachten ... mit dieser eigentümlichen Elastizität seiner Einbildungskraft im Zusammenhange stand. Dahin gehörte auch die ihm nahe liegende und bis in sein späteres Alter bewahrte Neigung zur Betrachtung der Verirrungen des Gemüts bis zur krankhaften Überspannung." Daher auch seine Mißachtung der sicheren, einfachen, unkomplizierten Naturen, die nichts erfahren, nichts erlebt haben, die nicht vor den eigenen Tiefen und Abgründen ihrer Seele einmal erschrocken sind. Aus dieser Anschauung erklärt sich weiter die „Haltlosigkeit" Williams. Er soll eben alle Stadien des Lebens durchkosten, damit er zur Erkenntnis seines Innern, des Reichtums der Individualität überhaupt komme, daß er die Grenzen der Menschen- und Weltkenntnis begreife und vorsichtig werde in seinem Urteil; er soll erfahren, wie nur das Leben zum Charakter bildet, wie nicht erprobte Tugend nur Schein ist. Dieser echt Tiecksche Charakterzug, wie er ihn seinen Romangestalten zumeist aufgeprägt hat, erhellt aus einem Urteil über seinen Freund Wackenroder.[1]) Dieser „hat sehr etwas Verschlossenes, keiner wagt sich an ihn so leicht, und bei aller seiner Bescheidenheit hat er ein sehr imponierendes Ansehen, sehr etwas Altes, weil er von je an wenig mit jungen Leuten umgegangen ist. Schlimm ist es, daß seine Solidität nicht aus Erfahrungen entstanden ist, er ist kalt und gesetzt, ohne daß dieser Charakter aus einer inneren Notwendigkeit entstanden wäre, er ist die Ideen nicht durchgegangen, die notwendig sind, um einen reellen, soliden Charakter hervorzubringen, der unerschütterlich ist, — man zeige ihm das, was er jetzt verachtet, von einer reizenden, von einer poetisch schönen Seite, und er wird schwächer sein als die, die er jetzt verachtet. Er hat von je an allen Umgang vermieden, der ihn hätte belehren können, er hat daher wirklich sehr wenig Menschenkenntnis, er haßt und verachtet, ohne sich in die Seele dessen, den seine Verachtung trifft, hineindenken zu können, Sie [= Bernhardi] werden wissen, wie schädlich eine solche Erhebung über die Menschheit ist, wie sehr sie zur schrecklichsten Intoleranz führt, zum Menschenhaß". Und Toleranz ist es, was der ganze „Lovell" predigt, worin in gleicher Weise wie in diesem Brief der Haß gegen ewigen Gleichmut lebt, die „Tugend

[1]) Varnhagen a. a. O. I, S. 206 f.

nur der Athleten" ist, um mit Kleist zu reden. Auch Tiecks Ansichten über Erziehung, wie er sie im Roman äußert, sind hier vorgedacht.

Wir haben gesehen, wie das Selbstquälerische und Dunkle, das Fieberhafte und Melancholische, die Natursehnsucht und der Systemhaß, Freundschaftskult und banges Fragen nach den letzten Dingen aus Tiecks eigner Natur herausgewachsen sind. Diese Stimmungen leben wieder auf in der Dichtung, und wir werden gut tun, bei der Forschung nach der Abhängigkeit von Zeitströmungen uns auf Grund der biographischen Skizze daran zu erinnern, was der Dichter Selbständiges und Neues aus ursprünglichen Erlebnissen in das bunte Kleid des Kunstwerks hineingewebt hat.

§ 14. Literarische Einflüsse.

Geist der Zeit.

Tieck selbst kennzeichnet richtig in der Vorrede[1]) zur zweiten Auflage seiner Werke 1813 die beiden Tendenzen, die das geistige Leben des 18. Jahrhunderts bewegten. Er spricht von seinen Dichtungen: „Sie werden ein gewisses historisches Interesse erhalten, wenn der Geist und die Stimmungen der Zeit, so wie der Kampf dagegen in ihnen zur Sprache kommt. Die erste Jugend des Verfassers fällt in jene Jahre, als nicht nur in Deutschland, sondern im größten Teil der kultivierten Welt der Sinn für das Schöne, Hohe und Geheimnisvolle entschlummert oder erstorben schien. Eine seichte Aufklärungssucht hatte sich der Herrschaft bemächtigt und das Heilige als einen leeren Traum darzustellen versucht; Gleichgültigkeit gegen Religion nannte man Denkfreiheit, gegen das Vaterland . . . Kosmopolitismus. — Ein seichtes populäres Gespräch sollte die Stelle der Philosophie vertreten, und ein krankhaftes Beobachten kränklicher Zustände, welches allen Zusammenhalt im Menschen vernichten wollte, pries man unter dem vornehmen Titel der Psychologie". Hier die alles erleuchtende, alles erklärende und wissende Macht des Verstandes, auf der andern Seite erscholl das Losungswort Gefühl, „Gefühl ist alles"; dunkel und urgewaltig wie die Natur selbst ist der Mensch im Banne dieser Kraft. Originalität, Genie, Gefühl — gesunder Menschenverstand, den jeder besitzt, das

[1]) Schr. 1828 Bd. VI, S. 3 f.

waren die Gegensätze in der damaligen Weltanschauung. In dem Kampf zwischen den „Verstandesphilosophen“ und den „Geniedenkern“ standen auf der einen Seite „als Führer die Wolffianer Reimarus, Mendelssohn und Nicolai, auf der andern Joh. Georg Hamann, Lavater, Fr. Heinrich Jacobi und Herder. Die gemeinsame Wurzel ist Leibniz“.[1])

Des ersten großen deutschen Denkers ontologisch gefaßter Begriff der Monade war ein Bündel von dunklen und verworrenen Vorstellungen. Durch eine eigentümliche Kraft, die schließlich die Monade selber ist, können die sogenannten „petits perceptions“ entwickelt werden, bis sie die Stufe des Klaren und Deutlichen erlangt haben. In dieser Verfassung kann der Mensch durch deutliche Begriffe alles einsehen, durch gründliche Beweise die Fragen nach Sinn und Zweck des Menschen und der Welt bestimmt demonstrieren und allen verständlich machen. Wie im Theoretischen, so kann auch im Praktischen der Mensch von einer niederen Art des Begehrens, dem dunklen sinnlichen Triebe, zur höheren, dem durch das Raisonnement und die klare Einsicht geleiteten Vernunftwillen, hinaufsteigen. Diese eine Seite im umfassenden System des Leibniz nahm als der Weisheit letzten Schluß sein Schüler Wolff in seine Gedankenmassen hinein. Nun erst wurde die Einseitigkeit klar und zweifellos durchgebildet, und die deutsche Aufklärung feierte ihre Triumphe.

Indessen, wie schon angedeutet, war es nicht des Meisters Meinung gewesen, die demonstrative Erkenntnisart, die beherrscht wird von allgemeinen Regeln, nach allgemeinen Regeln der Logik richtet und urteilt und alles für wertlos erklärt, was sich vor der Leuchte des Verstandes in tiefe Schatten birgt, zur allein gültigen zu machen. Diese andere Seite des Systems nach dem Gefühlvoll-Triebhaften hin bauten nun die Gefühlsphilosophen unter Einfluß von Pietismus und Mystik weiter aus. Statt jener ersten Erkenntniskraft der Vernunft setzten sie eine andere, auch aus diesen dunklen Seelenkräften der Monade erwachsend, Gefühl und Glaube. Dies Gefühl zog seine Kraft aus der persönlichen Anlage, es war sich selbst Gesetz, oder vielmehr Ausfluß eines übermächtigen, dunklen Dämons, eines Gottes, unter dessen Führung das Individium

---

[1]) K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie III. Leibniz 1902⁴. S. 624.

instinktiv den Weg der Wahrheit ging und mit der genialen Kraft der Intuition staunend die Geheimnisse des Daseins ahnte. Mit Verachtung blickten diese Geniedenker auf den Verstand, der nach ihrer Meinung alles zerlegte und zersetzte, der das persönliche Leben vernichtete und nur nivellierte, der sich anmaßte, die abgrundtiefen Kräfte der Welt in einem Schema jedem, der es fassen wollte, vordozieren zu können.

Diese kurze Erinnerung an das Geistesleben im 18. Jahrhundert soll den Maßstab bieten, um beurteilen zu können, wie weit der „William Lovell" ein Spiegelbild der damaligen kulturellen Strömungen darstellt.

A. Verstandestum.

α) Materialismus und Machtmoral.

1. Rétif de la Bretonne.

Die Aufnahme der Gedankengänge des Rationalismus in die Dichtung ist zweifellos. Abgesehen davon, daß sie in der Zeit lagen, ist Tieck durch bestimmte Literaturwerke nach dieser Richtung beeinflußt worden. Wir betrachten zunächst seine Abhängigkeit von einer Anschauung, die sich leicht aus der Verstandesphilosophie entwickeln ließ. M. Dessoir [1]) schreibt hierüber: „Als Ideal des Lebens (vom Rationalismus aus betrachtet) gilt: die auf Wissen gegründete Zufriedenheit. Indem der mit Erkenntniskräften ausgerüstete Mensch die Form des Gelehrten annimmt, sinkt die Fähigkeit, mit geistiger Volltat den tieferen Sinn des Daseins zu erfassen. Nach einem gewissen natürlichen Rhythmus verklingen Kunst, Metaphysik und Religion". Und Tieck drängt noch zu weiterer Konsequenz, wie die Analysen zeigten: Materialismus und Freigeisterei halten ihren Einzug.

In diesem Sinne hat besonders der Paysan perverti des Rétif de la Bretonne gewirkt. [2]) Tieck selbst gesteht in dem „Vorbericht zur zweiten Lieferung" des „William Lovell", daß

[1]) M. Dessoir, Geschichte der Neueren Psychologie 1902[2] I. Bd. S. 156 f.

[2]) Mit der Betrachtung der folgenden Literaturwerke beabsichtige ich nie, ihren Gehalt zu erschöpfen. Vielmehr habe ich mich bemüht, sie gewissermaßen mit Tieckschen Augen zu betrachten, auf das zu achten, was ihm nach seinen psychischen Dispositionen und nach dem, was er darstellen wollte, auffallen mußte.

zur Zeit der Abfassung des Romans „Der paysan perverti von Rétif de la Bretonne" seine Zuneigung sehr gewonnen hatte.[1])

Karl Haßler hat in seiner schon genannten Dissertation die Abhängigkeit beider Werke nach verschiedenen Seiten hin untersucht. S. 165 ff. hat er nachgewiesen, daß Tieck die adaptierte Ausgabe[2]) benutzte. Haßlers Untersuchung gipfelt in dem Satze: „Eine Vergleichung beider Romane zeigt in der Tat die völlige Abhängigkeit Tiecks von Restif" (H. S. 137). Dieses Urteil verdient Einschränkung, besonders wenn Haßler weiter ausführt, auch der Grundgedanke sei von Restif entlehnt. Gleich ihm schildere Tieck „einen jungen unerfahrenen Menschen, von ursprünglich edlem Charakter, aber sehr reizbarem Temperament, der aus der Enge seines bisherigen Gesichtskreises in den Strudel der Welt hineingerät und infolge einer planmäßigen Verführung von Stufe zu Stufe sinkt, um schließlich beim gänzlichen moralischen Bankerott zu enden" (S. 137). Das Tatsächliche scheint Haßler recht zu geben, aber das, was Tieck veranlaßte, seinen „Lovell" zu schreiben, nämlich die aus eignen Erlebnissen geborene Erkenntnis, daß ein grüblerischer Mensch aus theoretischem Nichtwissenkönnen zu fallen beginnt und in seiner Seelennot von Meinung zu Meinung springt, um wenigstens eine Überzeugung sich zu retten, hat er nicht erkannt. Und das ist grade der Gedanke des Tieckschen Lovell. Der Edmond im Paysan sinkt nur aus dem einen Grunde, weil lüsterne Menschen ihn verführen.

Haßler weist nach: Williams anfängliche Schuld, seine Liebe zu Amalie, seine Verführung durch die Blainville, der Einfluß Rosas entspreche Edmonds unschuldiger Jugend auf dem Lande, seiner Neigung zur Cousine Laurote, seinem Fall durch die Künste der Mlle Manon, seiner Abhängigkeit von Gaudet d'Arras (H. S. 138 f.). Beide sänken ständig tiefer durch den Verkehr mit Dirnen, durch Trinken und Spielen (H. S. 139 f.).

Edmond verliert seine Moralität, weil die Verhältnisse es so wollen, William aber, wie die Analyse zeigte, weil in ihm 1. ein

---

[1]) Schr. Bd. VI. Ausg. 1828 S. XVII.

[2]) Le Paysan Perverti 4 Bde. par N. E. Rétif de la Bretonne. A la Haie 1776. — Auf der Rückseite des Titelblattes: Cette Edition est adaptée à la Paysane pervertie du même Auteur. (Ich zitiere auch nach dieser Ausgabe.)

selbständiges Moment maßgebend ist, sein Gefühl, das ihn drängt. Er will selbst in die Ferne, sein Sentiment verlangt nach einer sympathischen Seele. Sein Herz muß von Enthusiasmus geschwellt sein oder er kann nicht leben (Lov. I, 23. 54); 2. weil wir nach seiner Ansicht mit unsern Erkenntnismitteln nicht erfahren können, was ist Wahrheit, was ist Tugend. Deshalb habe es nur Sinn, sich den Instinkten seiner Natur zu überlassen.

Haßler fährt fort, Lovell scheue nicht davor zurück, die unschuldige Rosaline zu betrügen ebenso wie es Edmond mit seiner Cousine Laurote tue. Doch William leitet hierbei wieder ein besonderer Glaube, nämlich im Verkehr mit Unschuldigen wieder rein werden zu können. — Lovell werde zum Verbrecher an Emilie und Eduard. Ähnlich verfahre Edmond. Er entehre seine mütterliche Freundin Madame Parangon, er ermorde die eigne Schwester. Indessen wird Edmond vollständig korrumpiert, ohne besonders über die Verwerflichkeit seines Tuns nachzudenken. William glaubt wiederum theoretisch gerechtfertigt zu sein, da er sich zu den kraftgenialischen Naturen rechnet.

S. 143 macht Haßler darauf aufmerksam, daß beide Helden an den Selbstmord denken. Doch kann diese verzweifelte Stimmung Lovells auch aus Tiecks eignen Erlebnissen (§ 14 S. 81. 86) hervorgegangen sein.

S. 145 f. erinnert Haßler an eine weitere Parallele bei dem schnellen Umschlagen von Liebe in Vergessen, von Enthusiasmus in Kälte, ohne die feine psychologische Begründung Tiecks dabei zu erwähnen, die die Analyse des Stückes ergeben hat. S. 146 f. hebt Haßler weiter bei beiden Dichtungen ähnliche Züge hervor, deren Übereinstimmung mir wieder mehr im Tatsächlichen als in der Motivierung zu beider Taten zu bestehen scheint. William und Edmond wollen ihre Schandtaten mit sophistischen Scheingründen als harmlos hinstellen (H. S. 148 ff.). Indessen hat Tieck die Begründung zu dem empörenden Verhalten Lovells der Emilie gegenüber wie bekannt (oben S. 53 f.) nicht von Restif. Hinter Williams These vom Solipsismus steckt nicht nur, wie Haßler meint, der Materialismus (vgl. oben S. 44, wonach der Grund zu dieser Ansicht Lovells auf falsch verstandener idealistischer Philosophie beruht). Die Proklamation schrankenloser Genußsucht fußt nur zum Teil auf den freigeistigen Ideen, wie sie im Paysan von Gaudet verkündet werden (vgl. unten S. 104 ff.).

Wie Haßler ferner zeigt, hat sich Tieck auch bei den Nebenpersonen an Restif gehalten (H. S. 151 ff.). Der alte Willy gleiche Edmonds Bruder Pierrot. Auch Eduard habe Züge von Pierrot erhalten. Aber Eduard vertritt abweichend von Restif Tiecks Grundüberzeugung, daß wir stets tolerant sein müssen, weil wir das Wesen des Menschen so wenig begreifen können.

In der als Diener Lovells verkleideten Blondine, die später zur Prostituierten wird, erkennt Haßler die Tienette des Paysan wieder (H. S. 154). Doch was die Verkleidung anlangt, sind die Beziehungen „Lovells" zu Richardson zu vergleichen (unten S. 117). Auch die Schicksale der Blainville stammen aus Restif (H. S. 154 f.). Das Leben der römischen Hetären Laura und Bianca sei ihren Schwestern Madelon Baron, Eglé Corhaux und anderen Dirnen nachgebildet (H. S. 155). Dabei ist es Haßler entgangen, daß auch der Name „Laura" von Restif herrührt. Wahrscheinlich hat Tieck an des Paysan Cousine Laure, auch Laurote genannt (lettres 41, 42, S. 197), gedacht.

Was die Weichlichkeit der Charaktere in Bezug auf Nachsicht gegen andre betrifft, ihre Schwachheit, ihr Grauen vor sich selbst und vor der Erkenntnis der Unmöglichkeit, den Gefahren des Lebens zu widerstehen (H. S. 155), so möchte ich diese Züge als spezifisch tieckische ansehn, die aus seinem Charakter, wie wir ihn geschildert haben, und aus seiner Überzeugung vom Geheimnis der Individualität folgen.

Wenn Haßler den Tieckschen Figuren nach den Vorbildern im Paysan Berufslosigkeit vorwirft (H. S. 155 f.), so ist Tieck hierin auch nicht abhängig, da er mit seinen Personen eine ganz andre Absicht hatte (vgl. oben S. 74). Er will nicht Menschen in ihrem Tun zeigen, als vielmehr in ihrem Denken und Grübeln, wie sie sich auf Grund ihrer Temperamentsmischung bestimmten Lebensproblemen gegenüber verhalten. Der „Lovell" ist ja keine Charakterdichtung, sondern ein Weltanschauungs-Roman.

Für die Ahnungen und Träume ist es nicht angängig (H. S. 160), Restif als unbedingte Quelle anzusetzen. Tiecks eigne gefühlvolle Natur, die in enthusiastischen oder verzweifelten Stimmungen glaubte, einen Blick in das unbekannte Land der Zukunft tun zu können, sodann seine Bekanntschaft mit der leibnizischen Philosophie und mit Klinger, lassen Restifs Einfluß hier zurücktreten.

Der Vergleich des Lebens mit dem Theater, der Menschen mit Marionetten (H. S. 161), wird teilweise aus Restif stammen.

Haßler gesteht schließlich selbst, wenigstens im Stofflichen, Tieck einiges Eigene zu. So sein Übergehen von Wollust- und Verführungsszenen des Vorbildes, die Abschwächung von Lovells Sinnlichkeit im Vergleich mit der des Paysan (H. S. 161). Und S. 162 streift Haßler auch den Kernpunkt, wenn er andeutet, daß Tieck die Handlungen seines Helden weniger am Herzen lagen als „der Philosoph Lovell". Welche Ansichten aber Tieck den Lovell vertreten läßt, darüber schweigt Haßler. Dagegen weist er auf die Einfügung Balders und des alten Burton hin (H. S. 162 f.), in denen Tieck einmal seinen Hang zum Grübeln darstellt und dann im Gegensatz zum William zeigt, wohin eine nur kalte Natur kommen muß. Allerdings bleibt der tiefere Sinn, weshalb Tieck den Balder zum Wahnsinn kommen läßt, Haßler verborgen.

Tieck geht vom Subjekt aus, Restif von den gesellschaftlichen Verhältnissen vor der französischen Revolution, Restif will die Verworfenheit der einzelnen Figuren schildern, für Tieck steht im Vordergrund die Theorie. Seine Gestalten sind um ihrer selbst willen geschaffen, um ihre Richtigkeit oder Verwerflichkeit zu erweisen. Der Paysan ist eher ein Milieustück zu nennen. Restif setzt sich höchstens einmal mit dem Materialismus auseinander. So erklären sich die Vorzüge und Mängel beider Dichtungen. Restifs Charaktere sind schärfer umrissen, Tieck ist reicher an Gedanken und tiefer bei der Erfassung von Problemen. Das wirklich philosophische Element fehlt dem Franzosen. Wenn er auch Gefühl und Verstand manchmal als gegensätzlich hinstellt und in der Einseitigkeit der Schwärmerei Gefahren sieht, so faßt er sie doch nie als metaphysische Kräfte.[1])

---

[1]) Lettre 81 S. 90 ff. Gaudet à Edmond: „Un Instituteur enthousiaste et borné, qui prenait les chimères de son imagination exaltée, pour des inspirations du Ciel a pretendu élever ses Disciples audessus de l'humanité; rendre l'homme indifférent à lui-même; l'occuper d'un bonheur idéal: Was wird die Folge solcher überspannten Forderungen sein, fragt er? Eines Tages wird sich die menschliche Natur rächen und in elementarem Ausbruch wird die Leidenschaft vernichtend hervorbrechen. Daher: „Soyons hommes et ne soyons que cela". Vergnügungen sind keine Verbrechen. — Genau so Rosa an William: I, 296 f., 299 ff. — Lettre 102 sagt Gaudet: das sei eine Schwäche unsres Jahrhunderts, daß die Mehrzahl der Jünglinge Enthusiasten

Zum Schluß weist Haßler für Andrea drei Vorbilder nach (H. S. 163 ff.). Erstens den Gaudet des Restif, dann den Hallenser Jugendfreund Wiesel und endlich den Geisterseher aus Schillers gleichnamigem Bruchstück-Roman. Doch auch hier verzichtet Haßler wieder auf eine Untersuchung der gedanklichen Ähnlichkeiten, der philosophischen Theorien, die von Andrea und im Geisterseher vertreten werden. Nach Haßler spielt mit Recht Gaudet für Edmond die gleiche Rolle wie Rosa (also auch Andrea) für William. Beide Verführer preisen den Genuß. Moral ist ein Phantom, ist Vorurteil, alles, was gefällt, ist erlaubt (H. S. 150 f.). Trotzdem aber kann ich Haßler nicht zustimmen, wenn er sagt, „die Ansichten, die er [= Gaudet] ihm [= Edmond] beibringt, entsprechen völlig den Anschauungen, zu denen sich Lovell unter Rosas Einfluß bekennt" (H. S. 150). In der Begründung ihrer Theorien weichen sie nämlich von einander ab.

Gaudets System stellt sich folgendermaßen dar. Der Grund der Welt ist Gott, auch genannt „Principe-universel", „Nature". Gott ist „l'Ame, la vie universelle, qui meut tout l'Univers" (Lettre 102 S. 193). Dies höchste Wesen hat Intelligenz, ein Bewußtsein seiner selbst: „La véritable existence, c'est la connaissance: L'Etre principe qui est tout ce qui est et dont nous ne sommes que des modifications, doit renfermer en lui-même notre connaissance" (R. S. 197). [Von einem intelligenten, selbstbewußten Weltprinzip wissen die Materialisten Tiecks nichts.] Dieser Gott ist das Prinzip des Lebens, er ist die Ordnung, die im Universum herrscht. Er ist nichts „audessus de nous et différent du Tout" (R. S. 198). [Diese Menschen und Welt zusammenhaltende Gesetzmäßigkeit finden wir auch bei Rosa wieder.] Infolgedessen ist für Gaudet der Mensch nur das erste der Tiere, er ist „un mode de la matière (l. 102 S. 200 f.), die eine körperliche (palpable) und eine geistige Seite hat. Für Willensfreiheit ist danach im Menschen kein Raum: „il est nécessité par sa première action, qui a été fortuite". Alles was wir sehen, hören

---

wären. Daraus folge nur Unbeständigkeit: „Tel est le malheur des Personnes qui ont plûs de sensibilité que de iugement; elles sont sujettes à-tout-moment à être la dupe des passions des autres" (vgl. Lov. I, 114). Solche Menschen aufzuklären, ihnen die Sachen unter dem wahren Gesichtswinkel zu zeigen: „il est des Génies privilégiés qui les voient ainsi d'eux-mêmes".

und tun „influe sur nous et change la série de nos actes". Somit gibt es kein Verdienſt und keine Vergeltung (R. S. 203 f.). Es wäre närriſch, für ſeinen Ruhm arbeiten zu wollen. „Ne songeons qu'au plaisir" (R. S. 202). Denn „des lois générales et nécessaires règlent tout, sans qu'aucun Individu puisse s'en écarter . . . Tout ce qui est, est donc bien, même le mal ou crime apparent, parce que ce mal résulte de bonnes fois" (R. S. 205). „L'homme naturel ne connaît d'autre bien que son avantage et sa conservation aux dépens de tout ce qui l'environne: c'est son droit; c'est le droit de tous les Etres vivans; la nature lui permet d'en user et ne voulut jamais le restreindre. L'homme social au contraire est environné d'entraves, assujetti, gêné par mille lois que la réciprocité doit l'empêcher de violer" (l. 102 S. 186 f.). Hiermit beginnt Reſtif ſeine eignen Wege zu gehen. Weder der alte Burton noch Roſa noch Andrea kennen die Rückſicht auf die Geſellſchaft. Zur Verdeutlichung verfolge ich Gaudets Anſichten noch hierüber. In der ſozialen Gemeinſchaft beſteht ein ewiges Verhältnis von gegenſeitiger Verpflichtung. Aus Egoismus ſchon wird deshalb niemand die Geſellſchaft zerſtören wollen, da er ja aus ihrem Beſtand für ſich Vorteil zieht. Ihr wird er deshalb gern ſeine unbegrenzte Freiheit zum Opfer bringen. [Woher mit einem Male dieſe Willkür im Menſchen kommt, da er doch nur ein Glied der großen Maſchine Natur iſt, bleibt unverſtändlich.] Nur die wahren Vergnügungen muß man aufſuchen, d. h. ſolche, die in ihren Folgen weder dem Lüſtling noch demnach der Geſellſchaft Schaden bringen. Den Maßſtab für die Moralität einer Handlung beſtimmt die Frage: „Quel mal en peut-il résulter? En quoi la nature est-elle blessée? Cela peut-il nuire à mon existance; ou seulement à l'agrément de ma vie?" Iſt man gewiß, daß aus einem Vergnügen mehr Gutes als Schlechtes folgt, ſo ſoll man ihm nachgehen ohne Rückſicht auf Vorurteile wie die der Sitte, der Tugend im religiöſen Sinne, der Ehre, des Anſtandes (R. l. 67).

Das objektive Moralprinzip von der Unantaſtbarkeit der Geſellſchaft wandelt ſich in ein ſubjektives von der Glückſeligkeit des Einzelnen. Auch iſt jenes ſchon individualiſtiſch genug, indem es ja keine ethiſche Forderung zum Ausbau der Geſellſchaft enthält, ſondern nur das verbietet, was ſie zerſtören, was dem wohlverſtandenen Intereſſe für das eigne Ich hinderlich ſein könnte.

Also wäre der Bestand der Gesamtheit schließlich doch in die Hand des Individuums gelegt.

Weiter Gaudet: der Mensch ist nur verpflichtet, wie schon angedeutet, die Gesetze zu halten, „dont la violation romprait la société". Diese Gesetze teilen sich in „lois prohibitives" und „commutatives". Zur ersten Gruppe gehört: „Ne point tuer, ni violer, ni faire aucune violance", zur zweiten: „Rendre à chacun ce qui lui est dû". Das sind notwendige Vorschriften, die aus der Natur der Sache sich ergeben. Dagegen „les lois de pure décence et de police" sind nicht absolut gültig. Denn, auch wenn man sie nicht einhält, bleibt die Gesellschaft bestehen und die Stellung des Individuums unangetastet. Solch ein Vergehen ist daher nicht von Belang, „dès qu'il est ignoré". Denn: „la décence n'est pas violée", solange die „Gesellschaft" nichts von solchem Vergehen erfährt (R. l. 102). Wozu uns die Natur treibt, sofern es die andern Menschen nicht stört, ist erlaubt. Vergreift sich aus einem naturnotwendigen Trieb ein Mann an einem Mädchen, so ist er von der Natur aus betrachtet nicht zu verurteilen, wohl aber von den gesellschaftlichen Forderungen aus: „car du bien physic il ne résulte pas toujours un bien social" (R. l. 102 S. 206). „Le bien est toujours ce qui nous fait toujours plaisir, sans nuire à Un-autre". Begeht ein Kind eine Tat aus notwendigen Gesetzen ihrer Natur heraus, so ist sie gut an sich, kann aber z. B. die Eltern kränken, weil unter den Menschen andre, nämlich die sozialen Gesetze gelten. Kann nun das Kind ihren Fehltritt vor den Eltern verbergen, so ist dieser auch vom sozialen Standpunkt aus kein Übel mehr, da jetzt niemand beleidigt wird (R. l. 137).

Der Tod ist für Gaudet nichts als Ruhe, Befreiung von individuellen Freuden und Leiden, Eingehen in das Allgemeine der Natur. Die Angst davor ist deshalb ein Phantom. Dann leben wir „avec la Nature vivant et impérissables, avec Dieu en-un-mot" (R. l. 207 S. 318). Wie wir ungeboren, unindividuell im Strom der Natur schwimmend, keine Angst und Not ausstanden, so wird es auch nach dem Tode sein: „Au lieu qu'avant de naître et après notre mort, nous jouissons de la grande vie, de la vie générale de la nature" (R. l. 207 S. 317). Diese allgemeine Anschauung kann bei Tieck nachgewirkt haben. Balder, Mortimer und der alte Lovell haben auch keine Furcht vor dem Tode, weil

sie nach ihm in einen früheren, glücklicheren Zustand wieder einzugehen hoffen. Schimmert in Gaudets Gedanken nicht Tiecks Lehre von dem Leben als einem Kreislauf durch, von dem Fluch, der auf den einzelnen lebenden Menschen lastet und von dem Glauben, daß nach dem Tode alle Schranken abfallen? Tiecks Ansicht von dem menschlichen Dasein als einem minutiösen Durchgangspunkt im Vergleich zum Ganzen der Welt scheint ferner eine Stütze in Gaudets Meinung von der Natur erhalten zu haben. Nach ihm stellt diese die Existenz der verschiedenen Modifikationen von Stoff (matière) und Leben (vie) dar. Sie ist nur ewig in ihren Elementen, in ihrem Vergehen und Wiederentstehen. Im Hinblick darauf sind wir Menschen nur „insectes éfémères“ (R. l. 102 S. 201 f.). Allerdings fehlt bei Restif ein Hinweis darauf, ob die Entwickelung nach einem vollkommeneren Ziele hin sich vollzieht (vgl. oben S. 59 f.).

Wenn die Tieckschen Freigeister nicht reine Materialisten sind, so scheint mir das zum Teil auch auf Restif zurückzugehen, dessen materialistischer Vertreter Gaudet ja auch mit den Worten Dieu, nature, connaissance, loi, ordre, matière, vie spielt, ohne sie streng begrifflich auseinander halten zu können, wie wir das auch schon bei dem Begriff der Freiheit und Notwendigkeit sahen.

2. Wielands Agathon.

Die Freigeister Tiecks sind ferner abhängig von dem griechischen Sophisten Hippias aus Wielands „Agathon“.[1])

[1]) Ich benutze die erste Ausgabe: Geschichte des Agathon 1766/67 und zitiere I, 128 = Erster Teil S. 128. Ich glaube dazu berechtigt zu sein, weil Tieck selbst keine bestimmte Fassung nennt, und dann aus einem innern Grunde. In der dritten Fassung von 1794 ist der Dialog zwischen Agathon und Archytas hinzugefügt, worin dieser eine Harmonie des Geistigen und Sinnlichen fordert: die Vernunft solle über die Triebe herrschen. Archytas zeigt sich hier durchaus als Verstandesmensch, der die Phantasieausschweifungen und Gefühlswallungen unterdrückt wissen will. Gegen diese wandte sich freilich schon Hippias, aber dieser ist als Verkünder materialistischer Gedanken negativ gefaßt. Indem jetzt aber eine positive Figur diesen Standpunkt vertritt, wird das Moralische, das Innehalten von Grundsätzen als Voraussetzung zur sittlichen Lebensführung im Agathon mehr in den Vordergrund gedrängt. Nun glaube ich annehmen zu können, Tieck würde bei einer Kenntnis dieser letzten Fassung nicht so absprechend über Wieland geurteilt haben. Vgl. unten S. 129. 131 f.

Nach Hippias Meinung erklären sich alle seelischen Vorgänge mechanisch. Die Vorstellungen stammen aus einem Spiel der Sinne ebenso wie die Vergnügungen des Herzens. Ja diese „sind die allersinnlichsten. Ein gewisser Grad derselben verbreitet eine wollüstige Wärme durch unser ganzes Wesen, belebt den Umlauf des Blutes, ermuntert das Spiel der Fibern und setzt unsre ganze Maschine in einen Zustand von Behaglichkeit, der sich der Seele um so mehr mitteilt als ihre eignen natürlichen Verrichtungen auf eine angenehme Art dadurch erleichtert werden. Die Bewunderung, die Liebe, das Verlangen, die Hoffnung, das Mitleiden, jeder zärtliche Affekt bringt diese Wirkung in einigem Grade hervor, und ist desto angenehmer, je mehr er sich derjenigen Wollust nähert, die unsere Alten würdig gefunden haben, in der Gestalt der personifizierten Schönheit, aus deren Genuß sie entspringt, unter die Götter gesetzt zu werden" (Ag. I, 87 f.). Die gleiche mechanische Naturbedingtheit des Geistigen stellt Rosa fest: „Es ist nichts in uns Festes, lieber William, mit unsrer veränderten Nahrung werden wir andre Menschen; je nachdem unser Blut schnell oder langsam fließt, sind wir ernsthaft oder lustig" (Lov. II, 264). Ähnlich materialistisch der alte Burton (II, 427) und William: „Es ist möglich, daß alle Gestalten nur in mir wandeln, alles ziehende Schattenbilder in der Höhlung meines Auges, Schwingungen meiner Gehirnfibern" (Lov. II, 327). Daß alles Geistige in Wirklichkeit sinnlich ist, betont Andrea: „Alles, was wir in uns kennen, ist Sinnlichkeit . . . Nur in der Sinnlichkeit können wir uns begreifen, und sie regiert und ordnet das Gewebe, das wir immer von unserm Geiste getrieben glauben" (Lov. II, 339). Noch deutlicher zu dieser Hippiasschen Ansicht bekennt sich Lovell: „Freilich ist nichts als Sinnlichkeit das erste bewegende Rad in unsrer Maschine . . . Sinnlichkeit und Wollust sind der Geist der Musik, der Malerei und aller Künste" (Lov. II, 18). „So ist mir der Name Amalie fremd geworden; war meine hohe, taumelnde, hingegebene Liebe etwas anders als das rohe Streben nach ihrem Besitze?" (Lov. II, 19).

Das sinnliche Vergnügen bietet daher dem Menschen auch den größten, wirklichen Genuß. Hippias ist glücklich in der Freude am Gegenwärtigen, ohne Phantomen nachzujagen (Ag. I, 65). Nach seiner Ansicht wird der Mensch nur befriedigt sein, wenn er der Stimme der Natur folgt, den Freuden nachgeht, die Schmerzen meidet (Ag. I, 84, 93). Wer hat je Götter und Geister gesehen?

„Welcher Mensch erinnert sich dessen, daß er ehemals ohne Körper in den ätherischen Gegenden geschwebt . . . habe?“ (Ag. I, 96). Was ist der Mensch ohne Gebrauch seiner Sinne? Ein wirrer Phantast (Ag. I, 97). Daher fährt er fort: „Wie töricht ist es, den Plan seines Lebens nach Schimären einzurichten und sich der Glückseligkeit, deren man wirklich genießen könnte, zu begeben, um sich mit ungewissen Hoffnungen zu weiden?“ (Ag. I, 99 f.). Ebenso spricht Lovell: „Ich bedaure die Toren, die ewig von der Verächtlichkeit der Sinnlichkeit schwatzen, in einer kläglichen Blindheit opfern sie einer ohnmächtigen Gottheit, deren Gaben kein Herz befriedigen; sie klettern mühsam über dürre Felsen, um Blumen zu suchen, und gehen betört der blühenden Wiese vorüber“ (Lov. I, 169). Er dankt Rosa, weil ihn dieser aus den Wesen herausgehoben hat, „die sich von den Schätzen der lebendigen Natur mit Verachtung hinwegwenden . . . Um den Göttern ähnlich zu werden, sterben sie, ohne gelebt zu haben“ (Lov. I, 297). Wie Hippias bedauert Rosa selbst die Phantasten: „Der Schwärmer kennt sich selbst und seine dunklen Wünsche nicht, er verlangt Genüsse aus einer fremden Welt, Gefühle, für die er keine Sinne hat, Sonne und Mond sind ihm zu irdisch: wir, William, wollen hier unten bleiben, nicht nach Wolken und Nebeldünsten haschen . . .“ (Lov. I, 300). Übermütig antwortet Lovell dem Italiener: „An dies Leben hänge ich alle meine Freuden und Hoffnungen, — jenseits, — mag es sein, wie es will, ich mag für keinen Traum gewisse Güter verloren geben“ (Lov. I, 314). So gibt auch Hippias die Möglichkeit zu, daß „Götter, Geister oder vollkommenere Wesen als wir sind“ existieren können. Aber wir wissen nichts Genaues von der übersinnlichen Welt; darum ist es ratsamer, sich den realen Genüssen der Erde zuzuwenden (Ag. I, 99).

Am raffiniertesten dient nun der Befriedigung unsrer Triebe die Vernunft. Sie macht erfahren in allen wirklichen Lüsten und unterdrückt die Phantasie, die nur eingebildete Genüsse vortäuscht. Hippias verachtet deshalb alle idealen Gefühle: „Ich müßte mich ganz mit Dir betrügen, wenn die Stimme der Vernunft, die Du noch niemals gehört zu haben scheinst, Dich nicht von einem Irrwege zurückrufen könnte“ (Ag. I, 68). „Um weise zu sein, hast Du nichts nötig, als die gesunde Vernunft an die Stelle dieser begeisterten Zauberin (= „Einbildungskraft“) und die kalte Überlegung an den Platz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu setzen“

(Ag. I, 82). „Dein Übel ... entspringt von einer Einbildungskraft, die Dir ihre Geschöpfe in einem überirdischen Glanze zeigt, der Dein Herz verblendet, und ein falsches Licht über das was wirklich ist, ausbreitet" (Ag. I, 81).

Gemäß dieser Anschauung suchen auch die Egoisten im „Lovell" die kalte, berechnende Überlegung zur herrschenden Kraft in sich zu machen: „Mich verleitet die Hitze nie", sagt der alte Burton, „mich selbst zu vergessen; ich werde durch keine Erzählung in einen Enthusiasmus versetzt, der mir schaden könnte" (Lov. II, 408). „Ich fordere von den Menschen nicht mehr, als was sie mir leisten; und dies vorher zu wissen, ist der Kalkül meines Umganges; je gewisser ich diesen rechne, je mehr kenne ich die Menschen, und das ganze übrige Wesen von Zuneigung und Wohlwollen, uneigennütziger Freundschaft und reiner Liebe, ist nichts als poetische Fiktion" (Lov. II, 409 f.). Rosa sucht Lovell begreiflich zu machen, daß er nur dann bei Rosaline zur Erfüllung seiner Wünsche kommen kann, wenn er berechnend zu Werke geht: „Je mehr alles um uns her von uns abhängt, um so sklavischer es uns gehorcht, um so höher steht unser Verstand ... Die Herrschaft des Verstandes ist die unumschränkteste, und Rosaline wird gewiß bald unter dem Gebote meines verständigen Freundes stehen, wenn er sich nicht von ihr beherrschen läßt" (Lov. II, 142), d. h. seine idealen Schwärmereien unterdrückt. Wenn Hippias diese Gedanken fortführt mit den Worten: „Dasjenige, was man die Weisheit der Sophisten nennt, ist die Geschicklichkeit, sich der Menschen so zu bedienen, daß sie geneigt sind, unser Vergnügen zu befördern oder überhaupt die Werkzeuge unsrer Absichten zu sein"; „die Kunst, über die Einbildungskraft der Menschen zu herrschen, die geheimen, ihnen selbst verborgenen Triebfedern ihrer Bewegungen nach unserm Gefallen zu lenken", ist das einzig Erstrebenswerte, weil das einzig Nützliche, um im Leben vorwärts zu kommen (Ag. I, 107), so gedenken wir der Lebensmaxime des alten Burton aus seinem Tagebuch. Seine Klugheit hat ihn gelehrt: „In der Sprache muß man sich gewisse Worte und Redensarten merken, die wie Zaubergesänge dazu dienen, eine gewisse Gattung von Leuten einzuschläfern. Auf jeden Menschen wirken Worte, nur muß man ihn etwas kennen, damit man die rechten nimmt, um sein Ohr zu bezaubern" (Lov. II, 401). Mit andern Worten sagt auch Andrea das Gleiche: „Es liegt etwas Dunkles in jeder Brust, eine Ahnung, die das Herz

nach fremden, unbekannten Regionen hinzieht. Diesen Instinkt darf man nur benutzen, um den Menschen aus sich selbst . . . zu entrücken" (Lov. III, 446 f.) und dann seinen Absichten dienstbar zu machen.

Das allgemeine Sittengesetz der Natur lautet nach Hippias: „Suche dein Bestes . . . Befriedige deine natürlichen Begierden und genieße so viel Vergnügen als du kannst". Jedes Menschen Recht ist durch nichts anderes als das „Maß seiner Stärke eingeschränkt; er darf alles, was er kann, und ist keinem andern nichts schuldig" (Ag. I, 116). In dieser präzisen Fassung übermittelt auch Andrea an William die Machtmoral. Alles dient daher Lovell nur zur Übung seiner Fähigkeiten. Es war sein gutes Recht, Emilie zu verführen, und ihre Schuld, daß sie zu Fall kam. Warum war sie so schwach? Ferner sind nach Hippias Vorbild für William ideale Verehrung und Treue nur Redensarten. Verlangt unsre Natur neue Befriedigung, und das ist doch allein der Sinn und Wert des Lebens, so soll man nicht, an Normen sich bindend, sich dagegen stemmen. „Eine immerwährende Abwechslung" ist vielmehr, so betont Hippias, „das Gesetz der Natur" (Ag. I, 127). Den gleichen Standpunkt verteidigt Rosa William gegenüber: „Sein Sie aber auch . . . aufrichtig gegen sich selbst: denn sonst entsteht am Ende eine gewisse fade Leere, die man sich mit Enthusiasmus auszufüllen zwingt . . . Man quält sich dann, das Interesse noch an denselben Gegenständen zu finden, weil es uns scheint als machten sie unsern Wert aus. Jede Illusion aber, die kein Vergnügen macht, muß man emsig vermeiden" (Lov. II, 141 f.) „Geben Sie sich und Ihren Empfindungen nach" (Lov. II, 196 f.).

Die Abhängigkeit von den Materialismusgedanken aus dem Agathon ist also sehr stark. Doch lassen sich auch Unterschiede feststellen. Wieland läßt den Hippias hervorheben, daß der Mensch nichts andres als ein Tier sei (Ag. I, 59 f.). Sodann erhält des Sophisten Freigeistmoral eine Einschränkung durch die Rücksicht auf die Gesellschaft. Alles ist erlaubt, solange es keinem Andern schadet (Ag. I, 116). Beides kennen Tiecks Egoisten nicht, obwohl auch schon Restif, wie wir wissen, diese zwei Thesen in seinem materialistischen System vertreten sein ließ. Tieck hat dagegen ein Mehr zu verzeichnen in der feineren theoretischen Begründung dieser Anschauungen.

3. Voltaire über Cromwell.

Voltaire verteidigt in einem Essay Cromwell. Dieser habe als überragende Persönlichkeit ein gutes Recht dazu gehabt, zum Betrüger zu werden, indem er seinen Enthusiasmus nach berechnender Überlegung anwandte, um die Menschen besser beherrschen zu können. Wer die Schwächen der Menschen kenne, dürfe sie ausnutzen. Voltaire sagt daher: „Man mahlet den Cromwell als einen Mann ab, der Zeit seines Lebens ein Betrüger gewesen seyn soll. Ich kann mir es kaum einbilden. Ich glaube, daß er anfangs ein Enthusiast war und sich dieser Enthusiasterey nachher zu seiner Erhöhung bediente . . . In dem großen Spiele des menschlichen Lebens läßt man sich anfangs betrügen, bis man endlich selbst ein Betrüger wird". [1]) „Cromwell hörte unter so viel Narren [z. B. Offizieren, die sich dadurch, daß sie stets das Neue Testament hinter sich auf dem Sattel hatten, als Schwärmer dokumentierten, sonst aber untüchtig waren] auf, es zu seyn, und dachte, es wäre besser, sie zu beherrschen als sich von ihnen beherrschen zu lassen". [2]) Dann schildert Voltaire ihn als Gewaltherrscher. Cromwell blieb aber lieber Protektor, als daß er den Königstitel annahm, weil die Menschen die Vorrechte eines gekrönten Herrschers kannten. „Das hieß recht die Menschen kennen, welche die Meynungen regieren, und deren Meynungen von einem Namen abhangen". „Er hegte eine sehr große Verachtung gegen die Religion, die sein Glück gemacht hatte". [3]) Zu allen Gaben des Verstandes kam ihm die Gunst der Umstände zustatten. Aber eins fehlte ihm: die Gewissensruhe. So starb er vor der Zeit. [4])

Es ist offenbar, daß Tieck, der Lessing verehrte [5]) und seine Übersetzung des Voltaireschen Aufsatzes kannte, danach den alten Burton seine Ansichten über Cromwell entwickeln ließ (Lov. II, 410—416). Beide haben die Tendenz gemeinsam, ihre sympathischen Gefühle zu unterdrücken, um den kritischen Verstand besser ausbilden und so die Menschen beherrschen zu können. Beide verachten diese zärtlichen Empfindungen und beide sterben unbefriedigt.

---

[1]) G. E. Lessings Übersetzungen aus dem Französischen, herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin 1892. S. 123.

[2]) a. a. O. S. 125; [3]) a. a. O. S. 127; [4]) a. a. O. S. 128.

[5]) Schr. Bd. VI, 1828, in der Vorrede z. 2. Aufl. 1813. S. 4.

Mit der Aufnahme dieser Cromwellfigur als Vorbild für seinen Burton und Andrea, der mir auch sicher nach Voltaires Cromwell gebildet zu sein scheint, steht Tieck in der Tradition der „betrogenen Betrüger", wie sie in der Literatur des 18. Jahrhunderts auftraten. Minor[1]) weist auf eine solche Reihe hin, in die nun auch der „Lovell" einzugliedern wäre: Wielands Peregrinus Proteus ist erst Enthusiast, dann Betrüger, ebenso Mahomet. Minor erinnert ferner an Nathans weisen Richter, der die drei Söhne als betrogene Betrüger von seinem Stuhl schickt, an die Mutter in Schillers Braut von Messina, die die Kunst der Seher für ein eitles Nichts hält: „Betrüger sind sie oder sind betrogen". Daß die Schwärmer und Phantasten zu Betrügern werden, waren „Leitsätze der Aufklärungszeit, die uns nicht nur in der Mahomet-Literatur ... begegnet sind, sondern die damals überhaupt für die Auffassung und Beurteilung ähnlicher Charaktere, ..., die maßgebenden waren" (Minor S. 47). Schließlich gehört auch William selbst hierher, der, von der Blainville hintergangen, von seinen Erkenntnisfunktionen sich getäuscht wähnend, seine ideale Schwärmerei ablegt und die Menschen zu regieren trachtet.[2])

β) Mechanismus und Determinismus.

Schillers Geisterseher.

In diesem Zusammenhang will ich auch auf den Einfluß des Schillerschen Geisterseher[3]) hinweisen, weil hier besonders der Prinz in vielen Zügen Tieckschen Figuren zum Vorbild gedient zu haben scheint.

---

[1]) J. Minor, Goethes Mahomet. Jena 1907.

[2]) Ich glaube, daß Tieck, wenn er sich in der Vorrede zu seinen Schriften als Enthüller der Lüge hinstellt, auch an solche Kraftmenschen und im besondern an Vertreter wie Burton gedacht hat, die durch Trugbeweise sich von der Schuld an ihren Verbrechen freisprechen wollen, die sich den Anschein geben, als Ehrenretter für die großen Männer der Geschichte durch psychologische Erklärung ihrer Taten auftreten zu müssen, während sie in Wirklichkeit diese Ausnahmenaturen nur zu sich hinunterziehen, um auch für kleinlich persönliche Absichten das Recht einer Machtmoral zu erweisen. Wie Burton hinter Cromwell, so sucht sich William hinter Andrea zu decken.

[3]) Schillers sämtliche Schriften, herausgegeben von K. Goedeke. Stuttgart 1868. IV. Teil.

Der Prinz wird enttäuscht, sein anfängliches Gefühl, sein Glaube erkaltet, er erkennt die Schranken menschlichen Wissens, er wird Freigeist und Determinist: ein Entwicklungsgang, wie er im „Lovell" typisch ist. Wenn Schiller von jenem sagen läßt: „Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschten in seiner Gemütsart". „Mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam. In seine eigne Phantasiewelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen". „Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen" (Schi. S. 197). „Er las viel, doch ohne Wahl . . . alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren" (Schi. S. 198), so werden wir erinnert an Balders und Williams [1]) Charakter und an des letzteren Erziehung. Der Prinz hat durch seine vernünftigen Überlegungen die Wundertaten des Sizilianers als Gaukeleien erkannt. So „kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier wie einem unerfahrenen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken läßt" (Schi. S. 264). Erging es nicht auch dem jungen Waterloo so, besagen die Mahnungen des Walther Lovell an seinen Sohn nicht dasselbe? (Lov. I, 113 f.).

Wir erfahren ferner von dem Prinzen, wie das nicht zu Begreifende auf sein Gemüt einen besonderen Reiz ausübte. So entstand eine Verwirrung in seinem Gehirn. Sophistereien wie Schwärmereien öffnete sich jetzt sein haltloser Geist. „Er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist" (Schi. S. 266). Er verkehrt jetzt in Gesellschaften, wobei sein grader Charakter und seine moralischen Gefühle verloren gehen. Er hat Glück bei allen Schönen (Schi. S. 267). „Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eignen Werte erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geiste widerfahren ließ." „Je höher man ihn gestellt hatte,

[1]) R. Haym a. a. O. S. 44, deutet einen Zusammenhang zwischen William und dem Geisterseher an. Beide fliehen nach ihm aus der „Folter endloser Zweifel", aus der „Öde der Überzeugungslosigkeit" „in den Glauben an das Wunderbare".

desto mehr hatte er zu tun, sich auf dieser Höhe zu erhalten." Woran er zuvor ernsthaft geglaubt, das verspottete er jetzt auf seiner überspannten Höhe (Schi. S. 269 f.). Sehen wir in ihm nicht William wieder, der mit Idealen auszog, von Rosa zum Sophisten gemacht wird, in der Schule Andreas sich über Menschenpflicht und Menschenachtung erhebt und seine ehemals edlen Empfindungen verspottet?

Vor allem aber werden auf das wahrheitsdurstige Gemüt des jungen Tieck die philosophischen Erörterungen des Prinzen über das Problem von Freiheit oder Notwendigkeit nicht ohne tiefen Eindruck geblieben sein. Schiller läßt diesen die Ansicht vertreten, die Welt werde getragen von ewig gültigen Gesetzen und der Mensch sei in den Mechanismus der Natur eingespannt. Er könne ihr nur „dienen", sei aber kein „mitbefragtes, mitgenießendes Wesen" (Schi. S. 287). Wir könnten uns keine Endzwecke vorstellen. In der moralischen Welt freilich seien wir gewohnt, „die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen." „Setzen Sie [= Graf v. O.] statt Mittel und Zweck Ursache und Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel sein als daß sie ihre Wirkung erfüllet? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältnis, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Principium in unsrer Seele stehet, — es ist also ein Begriff, der nur innerhalb unsrer Seele, nicht außerhalb derselben anzuwenden ist" (Schi. S. 289). Nach diesen Voraussetzungen ist dem Prinzen auch jeder Blick in die Zukunft verborgen: „Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen" (Schi. S. 293): „Das was Sie [Graf v. O.] den Zweck meines Daseins nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nichts nachhelfen, ich weiß aber und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle ... Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt" (Schi. S. 294). Da sein Kopf also nichts mehr weiß von einem übernatürlichen, helfenden Wesen, wünscht er im ersten Schmerz dieser tiefen Erkenntnis nichts als das Denken an solche Fragen zu vergessen. So gibt er sich leichtsinnigen Vergnügungen hin. Er bekennt selbst: „Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens [vernichtetes Wissen über höhere Bestimmung des Menschen und Autonomie im Sittlichen] auch mit der Kraft dazu zu zerstören" (Schi. S. 294).

In der Tat erinnern diese Ausführungen an Rosas Theorie von dem Mechanismus in der physischen Welt und von der sittlichen Determination, weshalb es also zwecklos sei, die Begriffe Gut und Böse zu verwenden. Rosas Verzicht auf überempirische Erfahrungen klingt wider. Wie dem Prinzen, so bleibt Eduard Burton und Mortimer, die ebenso die Grenzen menschlichen Wissens erkannt haben, nur der Glaube an transzendente Zusammenhänge. Wie der Prinz wird auch William durch solche Einsichten zur Freigeisterei getrieben. Auch das Bild von den „Decken" hat Tieck aufgenommen: Lov. I, 68 hindern „Schleier" den Ausblick in die Zukunft; ein „Vorhang" verdeckt das Wesen der Erscheinungen (Lov. I, 149); Lov. II, 313 ist das Sichtbare gleich „Teppichen"; William ist bitter enttäuscht, weil sein Auge „nicht durch den Vorhang" dringt (Lov. I, 86), hinter dem das Wesen der Dinge sich birgt.

Walther Lovells Anschauung, daß alles im Menschen sich um ein individuelles Zentrum drehe, daß der Mensch bei all seinem Denken und Tun nicht über seine individuellen Schranken hinaus könne, daß er glaube, von seiner subjektiven Ansicht aus das Weltbild bestimmen zu können (Lov. II, 227), finden wir in des Grafen v. O. Einwurf vorgedacht, den dieser seinem Freunde macht: „Wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß der Mensch nicht aus seinem Mittelpunkt weichen kann,[1]) woher ihre eigne Anmaßung, den Gang der Natur zu bestimmen?" (Schi. S. 292).

Wenn der Prinz ferner ausführt: „Wäre nicht alles so in sich beschlossen, . . ., so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber alles, alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt zurück und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben", und der Graf v. O. ihm entgegnet: „Sind Ihre Schlüsse wahr, so ist es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunsche über diesen Ring hinausstreben, in welchem Sie den Menschen gefangen halten" (Schi. S. 311), so klingt das nach in Lovells materialistischer These und Eduards Widerlegung: „Was ist der Mensch nach Deinen Ideen, die sich doch in sich selber widersprechen? Die nichtswürdigste

[1]) Der Prinz hatte behauptet, jeder kenne nur sein eignes „Princip", „wodurch er in seiner kleinen Welt regiert", er überschreite aber seine Fähigkeiten, indem er in „lieblichem, selbstgefälligem Wahn die Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze" unterlege.

Verbindung seelenloser Glieder, — was gibt dir denn nun diesen feurigen Enthusiasmus für deine Meinung, wenn du nichts mehr als diese verworfene Maschine bist?" (Lov. II, 92 f.).

Überhaupt scheint das Verhältnis Prinz: Graf v. O. auf das Verhältnis William Lovell: Eduard Burton gewirkt zu haben. Wie der Graf will Eduard ständig den Freund von seinen spitzfindigen Sophismen abbringen. Als jener wegen Erledigung persönlicher Angelegenheiten Venedig verlassen muß, ist er sehr besorgt um seinen fürstlichen Freund: „Der Abschied vom Prinzen ward mir schwer, aber ihm war er desto leichter . . . Sein Schicksal hatte meine ganze Teilnehmung erweckt" (Schi. S. 271). Ein Bekannter muß ihm Bericht über den gefährdeten Freund erstatten. Wir denken hierbei an die Szene, da Eduard den William nach dessen Giftmordversuch in die Nacht hinausgeleitet und vor innerem Weh über den Verlust des Freundes die Tränen nicht zurückhalten kann und ihn wirklich auch nicht aufgibt, obwohl Lovell kalt erscheint (Lov. III, 70 f.).

Schließlich ist des Prinzen Behauptung: „Es gibt nur einen Unterschied unter den Menschen — Gehorchen und Herrschen!" (Schi. S. 346) fast wörtlich von dem alten Andrea aufgenommen: es ist gewiß, daß man sich „zum Beherrscher aufwerfen oder sich beherrschen lassen muß" (Lov. III, 437).

Auf dieses Italieners Abhängigkeit vom Geisterseher hat auch Haßler[1]) hingewiesen. Wenn Andrea Verkehr mit Geistern vorgibt, einen doppelten Namen führt, so sehen wir in ihm jene Schillersche Figur, die als Armenier, als russischer Offizier und in andern Gestalten sich zeigt. Nach Haßler soll die im „Lovell" I, 277 geschilderte Physiognomie Waterloos der des russischen Offiziers (Schi. S. 207) nachgebildet sein. Besser scheint mir aber die im „Lovell" II, 294 von dem alten Italiener gegebene Beschreibung hierher zu passen: „Sein . . . abgezehrtes Gesicht, in dem jede Falte und jeder Zug eine andre Sprache redeten . . . Er ward mir so bekannt und blieb mir doch so fremd, ich mußte ihn lieben und hassen". Andrea kann die Maske eines jeden annehmen, er kann sich „in jede Meinung kleiden", da er „alle Ideen und Stimmungen des Menschen durchlaufen" ist (Lov. II, 308). Nach diesen beiden Stellen wird es deutlicher, daß die Charakteristik des russischen Offiziers auf

[1]) K. Haßler a. a. O. S. 164 f.

Tieck gewirkt hat. Denn der Prinz hat folgenden Eindruck von jenem empfangen: „Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge und so wenig Charakter, so viel anlockendes Wohlwollen mit soviel zurückstoßendem Frost in einem Menschengeiste beisammen wohnen“ (Schi. S. 207). Ähnlich äußert sich der Sizilianer über den Armenier: er ist „keines von allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen“ (Schi. S. 231). Schließlich dürfen wir bei der Gestaltung Andreas Tiecks eigne Erlebnisse mit Wiesel nicht vergessen.

Wie Lovells erregtes Gemüt durch Andreas Künste ständig in Spannung gehalten wird, so ergeht es auch dem Prinzen bei Schiller. Auch die realistische Motivierung zum Aufschwung der Phantasie in das Reich der Gespenster — finstres Gemach, Dämpfe, schwankender Vorhang, plötzliches Auftauchen und Verschwinden der ersehnten Gestalt — stammen aus dem Geisterseher. Die Schilderung der geheimen Gesellschaft unter Andreas Leitung kann der geschlossenen Gesellschaft Bucentauro aus dem Schillerschen Roman nachgebildet sein. Indessen dürfen wir nicht übersehen, daß dieses Ordensunwesen in der Zeit lag, wie die Orden der Illuminaten und Rosenkreuzer zeigen. Tieck selbst läßt Lovell darauf hinweisen: „Man sagt, daß unser Zeitalter von der Wut besessen sei, auf diese Art [in geheimen Verbindungen] seltsam und geheimnisvoll zu wirken“ (Lov. II, 302 f.).

γ) Begriffliche Moral, enge Gebundenheit.

1. Richardsons Clarissa.

Um sich in William Lovells Herz einzuschleichen, gibt sich die Comtesse Blainville als eine „so langweilige Vernunft- und Moralschwätzerin als die Heldinnen der englischen Romane ... Lovell ist davon bezaubert, er hält mich in Gedanken für ein Ideal Richardsons, für ein himmlisches und überirdisches Geschöpf“ (Lov. I, 140 f.) Karl Wilmont schreibt an Mortimer: „So muß ich in Gedanken alle deine ehemaligen Vortrefflichkeiten in dich hineinlegen, um nicht auf die Meinung zu geraten, daß ich den leibhaftigen Grandison vor mir sehe“ (Lov. III, 35). Diese beiden Beispiele zeigen, daß Tieck sich mit Richardson näher befaßt hat; in welchem Sinne, wird das Folgende erläutern.

Nach Donner[1]) ist der Einfluß Richardsons mit seiner Pamela auf Tieck im „Lovell" nur „formeller Art". Donner erinnert dann aber an Tiecks Erklärung von der „Beobachtung des Kostüms"[2]) der Engländer, wobei nach seiner Meinung „das Wort Kostüm anzudeuten scheint, daß der Dichter es nicht bloß bei Äußerlichkeiten bleiben lassen wollte, sondern daß wir auch Charaktere und Situationen nach englischen Vorbildern bei ihm wieder zu erkennen imstande sein werden. Und wenn er einmal in der Nachbildung der Form so weit ging, so ist es wohl auch möglich, daß er die Idee der ‚Enthüllung der Heuchelei' usw. einem großen Vorbilde entnahm, obwohl die Ausführung sich bei ihm ganz anders gestaltete. Wie dem sei, in Bezug auf die formelle Seite ist die Sache klar genug".[3]) Haym[4]) und nach ihm Haßler[5]) hatten als Vorbild für die Brieftechnik nur Restif de la Bretonne angenommen. Ich glaube, beide Ausländer werden Tieck in gleicher Stärke vor Augen gewesen sein bei der Wahl der äußeren Formgebung seines Romans.

Donner weist einige Stilähnlichkeiten zwischen Tieck und Richardsons „Clarissa" nach: die Briefe Lovells an Rosa bei der Verführung Rosalinens haben Gemeinsames mit denen des Lovelace an Belford.[6]) S. 5 f. findet Donner auch verwandte Situationen. Wie Lovell sich bei der Verführung Rosalinens einredet, er werde sie heiraten, so hat auch Lovelace in bezug auf Clarissa die gleiche Absicht, selbst nach der Gewalttat. Lovell verursacht den Brand von Mortimers Wohnhaus, um Amalie noch einmal zu sehen. Ebenso benutzt Lovelace eine Feuersbrunst, um Clarissa näher zu kommen. Bei beiden verläuft die Episode unschuldig. Amalie heiratet Mortimer, obwohl sie ihn anfangs nicht eigentlich liebt; ebenso Anna Howe Hinkmann. Wie Eduard für Lovell, so empfindet Belford für Lovelace nur Mitleid. Hierbei aber hat Haßler[7]) schon darauf aufmerksam gemacht, daß auch eine

---

[1]) J. O. E. Donner, Richardson in der deutschen Romantik. Zeitschr. f. vgl. Litg. X, S. 1 ff.

[2]) Schr. Bd. VI, Ausg. 1828, S. XVIII.

[3]) Donner a. a. O. S. 3.

[4]) R. Haym a. a. O. S. 41.

[5]) K. Haßler a. a. O. S. 137.

[6]) Donner S. 3; S. 4 f. führt er einige fast wörtliche Übereinstimmungen im Wortschatz an.

[7]) K. Haßler a. a. O. S. 160.

Erinnerung an Edmond aus dem „Paysan", der zwei Male als Rächer seiner Schwester auftritt, Tieck vorschweben konnte. Als letzten übereinstimmenden Zug führt Donner das „Motiv der ganzen Geschichte" an. „In der Clarissa wollen die Eltern ihre Tochter zur Heirat mit einem nicht geliebten Manne zwingen: aus dieser brutalen Handlung entspringt alles Unglück der Heldin." Ebenso wäre Lovell, wenn er Erlaubnis zur Heirat der Amalie von seinem Vater erhalten hätte, vielleicht kein Bösewicht geworden.[1]) Dies Motiv aber als bestimmend für die ganze Entwicklung Williams anzusehen, muß für verfehlt gelten, wenn man die Absicht Tiecks, die er mit seinem Helden hatte, erfaßt hat.

Ich mache ferner noch auf einzelne gemeinsame Züge aufmerksam. Die Dienerin Clarissas, Lise, ist so naiv und ungeschickt im Ausdruck wie der alte Diener Willy. — Lovelace und ein Freund halten sich verkleidet in einem Wirtshaus in Harloweburg auf, um unbemerkt in der Nähe Clarissens zu sein. Lovell und Willy wohnen in bäurischem Kostüm auf dem Lande zum leichteren Verkehr mit Rosaline. In der „Clarissa" lernt Lovelace die Wirtstochter kennen als ein schönes, sittsames Mädchen, die seit der Jugendzeit mit einem einfachen Mann verlobt ist. Wir denken an die unschuldige Rosaline und ihren Verlobten, der Fischer ist. Lovelace sagt von jener: „Ich nenne sie nur mein Rosenknöspchen" (Clar. I, 388).[2]) Hier haben wir einen Anklang an den Namen Rosaline. Rosalinens Wirkung auf Lovell ist die gleiche wie die der Wirtstochter auf Lovelace: „Seit meiner Immatrikulation bin ich noch nie eine so lange Zeit hinter einander fromm gewesen" (Clar. I, 389). Der Unterschied dieser Episode von der Tieckschen besteht darin, daß Lovelace ihre Unschuld schont.

Clarissa vergleicht Lovelace mit einem Proteus. Er sei veränderlicher als ein „Kamäleon" (Clar. III, 252). Das gleiche Bild wird von Lovell gebraucht (Lov. III, 144). Auch dessen Name findet sich in der „Clarissa". Ihr Bruder Jakob hat eine Patin, die Lovell heißt (Clar. I, 45). Ebenso stammt der Name Burton von Richardson. Den 30. Brief schreibt Clarissa an eine Dienerin Hanne Burton (Clar. VI, 199).

---

[1]) Donner a. a. O. S. 6.

[2]) Richardson, Clarissa. Neuverdeutscht von Theobul Kosegarten. Leipzig 1796—1798.

Was das Gedankliche betrifft, so wirft Donner[1]) Tieck vor, er habe des öfteren Ansätze gemacht, die hohe Sittlichkeit Richardsons zu erreichen, um von dieser Warte aus klar und objektiv Heuchelei und Weichlichkeit entlarven zu können, wie er es selbst als sein Programm angekündigt habe, sei aber durch das Vorbild des lasziven Restif ständig gehindert worden, die reine Sphäre des Engländers darzustellen. In Tieck sei ein Drang gewesen, „sich auch inhaltlich mit dem Engländer zu berühren, welcher Drang aber aus Mangel an einer festen abgeschlossenen Weltansicht zum größten Teil vereitelt wird".

Fragen wir uns vor der Entscheidung: welches war das Ideal Richardsons? Mit Behagen ergeht sich dieser in der Schilderung des kleinen bürgerlichen Kreises, wo Frömmigkeit herrscht und strenge Sitte, wo jeder weiß, was gut und böse ist, wo der Tag mit Gebet und Moralpredigen erfüllt ist. Gegen große Gefühle und starke Empfindungen wird geeifert. Die Temperamente sind lau, der Horizont ist klein. Mit Ernst spricht man von der guten Haltung bei Tisch und Fremden gegenüber, in bewundernswerter Geduld und Einförmigkeit werden immer wieder die Pflichten des Kindes gegen die Eltern erörtert, einen freien, mächtigen, selbstbewußten Trieb kennt man gar nicht. Empfindsamkeit und bewährte, fast heroische Tugend sind die Sterne, die zur Höhe weisen. Die Lebensführung wird bestimmt durch kühle Überlegung des Verstandes. Er ist fähig, Gefühl und Willen nach seinen Begriffen zu leiten.

Dagegen Tieck. Die Gruppe Lovelace, Clarissa, Anna Howe kann ihm zwar bei der Charakterisierung des Lovell, der Amalie und Emilie vorgeschwebt haben. Indessen fand sich diese Dreiteilung mit ähnlichen Zügen und individueller Zeichnung auch in Rousseaus Neuer Heloise: St. Preux, Julie, Claire. Wollen wir auch hier eine anfängliche Beeinflussung nicht verkennen, so ist das Ganze doch ein vollkommen andres. Schon jene drei Gestalten weichen voneinander ab. Bei Lovelace dreht sich alles um die Entführung und Verführung der Clarissa. Er stellt ein Experiment mit der Standhaftigkeit der Tugend an. Bei Lovell spielt die ideale und gemeine Liebe auch eine große Rolle. Daneben aber hat er ein besonderes Verhältnis zur Natur und zu philosophischen Fragen.

---

[1]) Donner a. a. O. S. 7.

Clariſſa iſt ſtets das wohlerzogene, ſittſame Mädchen, das weder dem Vater noch der Mutter zürnt, das ſich hütet, ein ſchlechtes Wort über den aufgezwungenen Liebhaber zu ſagen, weil es ſo Gebot iſt. Selbſt gegenüber der giftigen Schweſter Bella und dem habſüchtigen, tyranniſchen Bruder ſtrahlt ſie meiſt in Milde und Güte. Sie iſt die gelaſſene, makelloſe Jungfrau. Ruhig und ſachlich ſpricht ſie über ihre aufkeimende Liebe zu Lovelace. Sie bemerkt dieſe Veränderung in ihrem Gemüt mit Mißfallen (Clar. I, 104). „Züchtig", „ehrbar" und „ernſthaft", das iſt das von Anna Howe entworfene Ideal des Mannes, wie er für Clariſſa paßt (Clar. II, 4). Daneben darf der Held noch „einige anſtändige Aufgeweckтheit, einige beſcheidene Dreiſtigkeit" (Clar. II, 10) beſitzen. Wird er aber feurig, ſo verweiſt ſie ihm das „mit gebührender Empfindlichkeit" (Clar. II, 421). Indem ſie die Ode an die Weisheit ſingt, ſchwingt ſich nach ihrem Glauben gewiß die Seele „mit dieſer feierlichen Erhebung zu dem allweiſen und allgewaltigen Weſen" (Clar. II, 81) empor. Sie kennt „keine Familie, die mehr nach Grundſätzen handelt, als die Häupter der ihrigen" (Clar. II, 137). Als Lovelace ſie zur Flucht überreden will, mahnt ſie ihn: „Sie ſollen mich nicht in eine Unbeſonnenheit hineindrohen, die mein Herz verdammt. — Soll ich, um Ihre Glückſeligkeit . . . zu befördern, den Frieden meiner Seele auf ewig zerſtören?" (Clar. II, 556). „Überlaſſen ſie mich meiner eignen Einſicht" (Clar. II, 557). Sie legt großen Wert auf geſellſchaftliche Achtung: „Schon jetzt [nach der Flucht] bin ich geſtraft genug durch den Verluſt meines guten Namens, der mir ſchätzbarer als mein Leben iſt" (Clar. III, 78). „Was kann ein Frauenzimmer von einem Manne hoffen, der ſeinen Ruf nicht achtet?" (Clar. III, 185). „Gehorſam iſt Pflicht! Bruch des Gehorſams alſo Fehler" (Clar. III, 169). Daher iſt es ihr peinlich, daß Anna Howe gegen den Willen ihrer Mutter mit ihr korreſpondiert. Es ſei ein Fehltritt, der die notwendige Folge ihres erſten ſei. Die kindliche Pflicht ſei die oberſte von allen (Clar. II, 341; V, 349). So will ſie auch nicht eher an das Heiraten denken, als bis ſie ſich mit den Eltern verſöhnt hat (Clar. III, 414). Anna Howe ſchreibt an die Freundin: „Wir beide . . . werden einander nie durchaus über das, was recht und ratſam iſt, einverſtehen, obgleich wenig junge Leute, was recht und ratſam iſt, ſo gut einſehen wie wir, ſo jung wir auch noch ſind" (III, 473). Gegenüber ſolchem Übermaß von Verſtändigkeit und guter Erziehung

müssen sich Amalie und Emilie allerdings verstecken. Amalie ist weich und gefühlvoll, in ihrer Liebe zu Lovell enthusiastisch. Sie ist gut aus Instinkt. Emilie hat mit Anna nur gemeinsam, daß sie die lustige, beratende Freundin ist. Aber nur anfangs. Denn kaum ist die Leidenschaft zu Lovell in ihr wach geworden, da wird sie ernst und verliert ihre Sicherheit. Ein dämonischer Drang treibt sie dem Geliebten in die Arme. Sie muß ihm nachfolgen, eins sein mit ihm. Dabei kann sie keine Gesetze anerkennen als die, welche ihr vom eigensten Gefühl vorgeschrieben werden.

Der Grundunterschied aber, wie ihn die sich auf Richardson beziehenden Stellen im „Lovell" bereits andeuten, ist folgender. Im „Lovell" weiß man noch nicht, was gut und böse, man hat Einblick gewonnen in die Abgründe eines Seelenlebens. Daher ist das Fertige, Selbstsichere, Reflektierende und Verstandesmäßige der Figuren des Engländers Tieck verhaßt. Sein Roman ist eine Abwendung von dieser Lauheit der Empfindung und dem ewigen Tugendpredigen. „Lovell" ist reicher in den Motiven, wärmer und lebenswahrer, insofern seine Menschen tiefer in das Geheimnis des Daseins einzudringen suchen. Die Art, das Gemeine und Sophistische der Freigeisterei zu enthüllen, brauchte Tieck nicht erst von Richardson zu lernen. Mußte er doch, um das Verderbliche der einseitigen Betonung des Gefühls und der genialen Leidenschaft an den Tag zu legen, auch des Engländers entraten, da er ja solche Tendenzen überhaupt nicht in der „Clarissa" vorfand. Wie hätte in dem beschränkten Familienkreise Richardsons ein Andrea oder Balder gedeihen können! Beide hatten eben ganz verschiedene Absichten. Es rächt sich wieder, den „Enthüller" Tieck so in den Vordergrund zu stellen. Daher halte ich den inhaltlichen Einfluß auf den „Lovell" für gering, wenn auch das Hervorheben sittlicher Grundsätze im englischen Roman nicht ohne Eindruck geblieben zu sein scheint, wie die schließliche Ablehnung der Emilie und Williams zeigt. Ihr sympathetisches Gefühl als Grundlage der Sittlichkeit zu nehmen, scheint Tieck bedenklich.

2. Ben Jonsons The new Inn.

Ein zweiter Engländer hat in Kostüm und einigen Motiven auf den „Lovell" gewirkt: Ben Jonson mit seinem Lustspiel „The new inn".

Stanger hat Jonsons Einfluß auf Tieck für die erste Entstehungszeit des „Lovell", 1792, nachgewiesen.[1]) Indessen geht er mit seiner Behauptung, auch die Grundlinien des „Lovell" wiesen auf eine Dichtung Jonsons,[2]) zu weit.[3]) Ich erzähle kurz den Inhalt des Lustspieles:[4])

Lovell, der Held des Stückes, ist ernst und melancholisch, weil er die Lady Frampul nach seiner Meinung vergeblich liebt. Er hat aber bisher noch nicht gewagt, seine Neigung zu erkennen zu geben. Sein Wirt und andre Gäste wollen ihn heilen. Sie setzen dazu zwei Stunden fest, in denen nur über Liebe geredet werden soll. Es wird zum Spaß ein Gerichtshof gebildet, vor dem Lovell als Ankläger und die heimlich Geliebte, die auch als Gast in dem Wirtshaus weilt, als Angeklagte erscheinen. Nach jeder Stunde sollen beide einen Kuß wechseln. In der ersten Sitzung entwickelt Lovell seine Auffassung von der Liebe, die für ihn nur Wert habe, wenn sie platonisch sei. Die Lady stimmt eifrig bei und begeistert sich für seine Anschauung. In der zweiten Stunde spricht er ernst und gewichtig über Menschenwert. Und wieder ist die Lady ganz auf seiner Seite. Doch als der Gerichtshof das Ende der schönen Diskussion verkündet, ist Lovell wie aus dem Himmel gerissen, da durch den zweiten Kuß seine Liebe nun wirklich entflammt ist. — Der Wirt entpuppt sich jetzt als Vater der Lady, und, da er die Liebesschmerzen Lovells kennt und ihn als edlen Menschen aus seinen Reden schätzen gelernt hat, ist er gern zu Vereinigung der Liebenden behilflich. So wird aus dem traurigen Jüngling ein froher Gatte durch die Laune des Jonson gemacht.

Das soll der William Lovell des Dichters Tieck sein. Damit ist aber gesagt, daß Jonsons Stück kaum mehr als den Namen des Helden mit dem „Lovell" gemein hat. Und selbst dieser findet sich in der „Clarissa", wie wir sahen, und außerdem bei Shakespeare (vgl. unten S. 141). Stanger stützt sich einzig auf die Einführung der englischen Hauptfigur als melancholy guest. Dieser soll „dieselbe grüblerische Natur und der gleiche düstere Geist wie Tiecks

[1]) Stanger, Zu den Romantikern. Studien z. vgl. Litgesch. Berlin 1902. Bd. I, S. 182 f.

[2]) Stanger a. a. O. Bd. II, S. 230.

[3]) Das betont schon: E. Frey, Englische Studien. Bd. 32, S. 127.

[4]) Ich benutze die Ausgabe: The New Inn or the Light Heart by Ben Jonson. Yale Studies in English 34. New York 1908.

Lovell" sein. „Man braucht nur die Gedanken dieser beiden Hauptfiguren über die Hinfälligkeit und den eitlen Wahn der Liebe miteinander zu vergleichen, um die Abhängigkeit des einen Werkes vom andern sofort zu erkennen." [1])

Prüfen wir diese Behauptungen näher! Im ersten Akt, Szene vier ist Lovell ein wenig unglücklich über die Liebe, die ihm als leidenschaftlicher Drang zu schaffen macht. Akt drei, Szene zwei S. 72 f. reflektiert er mit Anlehnung an Plato über die Liebe und das wahrhaft Schöne und Gute: Geisterverbindung, nicht Körpervereinigung sei das Wesen wahrer Zuneigung; jene währe ewig, die körperliche Hülle sei dem Wechsel unterworfen. Das Schöne ziehe das sympathische Gemüt an. Es aufzusuchen und sich ihm hinzugeben sei Pflicht. Diese Gedankengänge, auf die Stanger nicht einmal hinweist, können auf die Ausgestaltung des Liebesverhältnisses zwischen William, Amalie und der Emilie eingewirkt haben. Näher liegt aber, wie wir sehen werden, der junge Wieland. Die Begeisterung der Lady Frampul bei solchen idealischen Reden Lovells erinnert an Amaliens Enthusiasmus in der Zeit, da sie William noch treu glaubt.

Akt vier, Szene vier S. 91 f. stellt Lovell „reason", „iudgement" über „passion" und ist der Überzeugung, daß verstandesmäßige Überlegung alle Tumulte des Herzens leiten könne und müsse. Hiermit würde sich der Grundgedanke des englischen Lustspiels mit dem des Richardsonschen Romans decken. Ich glaube, daß diese Tendenz, weil sie in der „Clarissa" breiter und schärfer hervorgekehrt ist und die Abhängigkeit Tiecks von dieser umfassender nachgewiesen werden kann, nicht von Jonson herübergenommen ist.

Einzelne Züge klingen allerdings an Tiecks Dichtung an. So der Vergleich des Lebens mit einer Komödie (Jonson S. 27). Wenn der angebliche Sohn des Wirtes Franke sich als Mädchen verkleidet und sich später in der Tat als weibliches Wesen, als Laetitia, Schwester der Lady Frampul, entpuppt, so erinnert das an Williams Diener Ferdinand (Lov. I, 222 f.), der in Wirklichkeit ein junges Mädchen ist (Lov. I, 365).

3. Nicolais Sebaldus Nothanker.

Durch Richardson angeregt, ist in Deutschland vor Tiecks Auftreten der bedeutsamste Vertreter der Ausbildung der Vernunft,

[1]) Stanger a. a. O. II, S. 230 f.

soweit Romanschriftstellerei in Frage kommt, Friedrich Nicolai im „Sebaldus Nothanker". Hier trägt die Herrschaft des Verstandes einen rein idyllischen Charakter.[1])

Es wäre befremdlich, wenn der Schüler Tieck nicht von seinem Meister beeinflußt worden wäre. Und in der Tat zeigen sich Tendenzen im „Lovell", die nicht nur vom englischen, sondern auch vom deutschen aufgeklärten Tugendprediger übernommen sind.

Moral, Familienleben, laue Leidenschaft und ein gut Teil Philistertum sind die Ideale des Kreises um Nothanker. Ähnliches findet sich im „Lovell". Eduard ist wahrhaft glücklich erst im sichern Port der Ehe: „Wir werden in die stilleren Freuden des Lebens eingeweiht und die Zukunft zeigt uns aus der Ferne ein großes, bis oben angefülltes Fruchthorn" (Lov. III, 373). Er ist für einen stillen, beschränkten Wirkungskreis: „Ich habe nicht jene Größe der Seele, die mich immer über die Erde und ihre kleinen Glückseligkeiten hinüberhebt. Das Leben tut sich bei mir immer enger zusammen, ich habe alle Reisen und alle meine jugendlichen Pläne aufgegeben" (Lov. III, 385). An Lovells Schicksal hat er gesehen, wie die „Sucht, etwas Besonderes zu sein", den Menschen in die große Welt und in sein Verhängnis locken kann, und dadurch ist er „gegen die Unglücklichen toleranter geworden" (Lov. III, 386). Der Italiener Francesco schreibt zufrieden, nachdem er geheiratet hat, an seinen Freund Adriano, der eben Bräutigam geworden ist: Es war besser so, „daß wir ohne vorhergegangene Verwicklung die Entwicklung erlebt haben" (Lov. III, 383). Daß auch Adriano sich nicht auf den Höhen der Menschheit wohlfühlt, wo die Stürme freilich brausen und die Kräfte eines Riesen wach sein müssen, um nicht zu straucheln, entdeckt sein Brief an den Freund: „Ich kann es nicht unterlassen, die Menschen jetzt zu verachten, die sich so ernsthaft in die Mitte der Welt hinstellen und dann verlangen, man soll sich vor ihnen entsetzen. Jeder simple Bauer, der auf dem Felde arbeitet und nachher ein Weib nimmt, ist mir bei weitem ehrwürdiger ... Will keiner den Weg zu jener Simplicität gehen, die den Menschen zum wahren Menschen macht? ... Mag mein Leben doch recht prosaisch weiter laufen, dieser Zweifel soll mich nun nicht mehr kümmern, denn ich werde es dann nur um so höher achten; mein Vater wünscht, daß ich heirate, damit er noch Enkel sieht ... Wollen wir uns

[1]) Vgl. C. Heine, Der Roman in Deutschland 1774—1778. Halle 1892.

nicht unter jene verachteten Spießbürger einschreiben lassen? Wir laufen wenigstens mit der Menge und können uns darum um so sicherer halten" (Lov. III, 356 ff.).

Die Gespräche und Schilderungen der beiden alten Diener, Thomas und Willy, atmen den Geist der Naivität, der Gebundenheit an die alten Formen, der sicheren bürgerlichen Konvention, der Plattheit, der pietistischen Frömmigkeit (z. B. Lov. II, 278 ff.).

Betty, die Tochter des alten Blackstone und zukünftige Gattin Eduards, ist der Typus des wohlerzogenen, empfindsamen Mädchens mit den ach! so sehr bescheidenen Ansprüchen (Lov. III, 245 f. u. 248).

Mortimer, der weitgereiste, philosophische Gentleman, erstickt auch beinahe in dem kleinen Kreis häuslich-alltäglichen Lebens. Heiraten dünkt ihn „die schönste Epoche", „die der Mensch erleben kann" (Lov. II, 242). „Ich lerne mich jetzt in die Reize des Landlebens und einer schönen Einförmigkeit ein, die in der Ferne oft so langweilig aussieht" (Lov. II, 244). „Ich fühle mich in der Einförmigkeit des Landlebens noch immer sehr glücklich; es scheinen mir lauter Mißverständnisse zu sein, wenn die Menschen so emsig nach ihrem Glücke suchen . . . Ich habe mich jetzt daran gewöhnt, eine eigne Haushaltung zu führen, und ich und meine Frau haben uns noch nie gestritten" (Lov. II, 365). Jedes Nachdenken über Mensch und Menschenschicksal beginnt er für eitle Überhebung zu halten (Lov. III, 204). Nur über das Schreien seines erstgeborenen Kindes zu reflektieren, scheint ihm noch würdig eines schlichten Hausvaters (Lov. III, 209).

Selbst der ewig rastlose William wünscht sich in bangen Stunden der Verzweiflung, „ewig ein Kind geblieben zu sein, der dümmste zu sein . . ., ich würde von keiner andern Heimat wissen und mich in der dunkeln, beschränkten Hütte glücklich fühlen" (Lov. III, 298). Und wirklich als Andrea, der letzte Stern, gesunken ist, will auch er für immer die Hände lassen vom „fiebernden Lustergreifen", nur Blumen und Bäume sollen sie noch aufziehen und hegen (Lov. III, 469).

Alle diese Züge finden sich vorgebildet im „Nothanker". Wie teilweis Amalie und dann besonders Betty ist des Sebaldus Tochter Marianne von ihrer Mutter her etwas romantisch empfindsam [das gleiche sagt der alte Burton von seiner Frau: Lov. II, 424] veranlagt, schlicht und feind aller Koketterie (Noth. III, 105.

106),[1]) voller Nächstenliebe. Bei ihrer Liebe zum jungen Säugling gerät sie in Schwärmerei (Noth. III, 107 f.), denkt sich heimisch in arkadischen Gefilden (Noth. III, 106). Aber über alle aufkeimende Leidenschaft siegt die Vernunft (Noth. III, 137). Sie läßt sich nichts von ihrer Liebe merken, da sie als armes Mädchen nie den reichen Mann wird heiraten können. Wie Betty in Eduard so findet aber trotzdem auch sie in dem Geliebten den glücklichen Gatten. Nun schwinden „ihre süßen, empfindsamen Phantasien", und „die von Jugend an so gern gehegten Aufwallungen der Einbildung" (Noth. III, 159). „Gespräch von Wohltun machte tätiger Geschäftigkeit Raum (wie Amalie). Sie weihte sich ganz ihren Pflichten, ward eine Landwirtin, versorgte ihr Haus und erzog ihre Kinder." „Sie merkte, daß Mutter und Hausfrau zu sein etwas mit sich führt, was keine jugendliche Phantasie ... erreichen kann" (Noth. III, 159). Säugling wird von ihr beeinflußt, legt „Kleiderputz", die „zierlichen Gesinnungen" und auch sein Dichten ab. Er „ist auch allmählich ein völliger Landwirt geworden" (Noth. III, 160).

Sebaldus Nothanker, der trotz aller Anfeindungen nicht gebrochen wird, dem die Bosheit seiner Gegner nicht das gütige und aufrichtige, immer wieder liebevolle Wesen rauben kann, erinnert hierin an Walther Lovell und Eduard, deren Vertrauen zu den Menschen auch nicht auszurotten ist. Auch sein ständiges Ankämpfen gegen die Intoleranz, Hoffart und Hartherzigkeit der orthodoxen Lutheraner scheint sich in der toleranten, bescheidenen, ständig zum Verzeihen neigenden Gesinnung eines Mortimer und der beiden eben genannten Tieckschen Figuren widerzuspiegeln.

Trotz dieser brauchbaren Motive ist der Einfluß des „Nothanker" mit seinem engen Horizont und Breittreten des Alltäglichen für das Ganze des „Lovell" nicht von Bedeutung. Und das ist gut. Denn was uns an Breite und Plattheit hier oft langweilt, hat neben dem Einfluß Richardsons seine Wurzeln dort.

Es scheint mir wertvoll darauf hinzuweisen, wie auch hier Tieck in einer literarischen Strömung des 18. Jahrhunderts steht, die zum Durchbruch durch Goldsmith kommt, im „Waldbruder" von Lenz weiter läuft und schließlich in Engels „Herr Lorenz Stark" (1795—1796), mündet.

---

[1]) Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker. 3 Bde. 1773—1776. Berlin u. Stettin b. Friedrich Nicolai.

B. Reaktion des Gefühls.

α) Schwärmerisch-sympathetische Empfindungen.

Der junge Wieland.

Mechanismus, Sinnlichkeit, Verstand waren die Schlagworte, die, von Hippias, Gaudet und ihren Genossen verkündet, auch von Tieckschen Figuren zu Idealen erhoben wurden.

Als Widerpart aber tritt im „Agathon" neben jenen Anschauungen auch die Macht des Gefühls auf den Plan. Die Geschichte des Wielandschen Haupthelden, der Schwärmerei, sympathetisches Einfühlen und intutives Erkennen als hervorstechende Eigenschaften in sich vereinigt, gleicht deutlich der Jugendentwickelung des William Lovell.

Agathon wird in Delphi, der Kultstätte einer mystischen Religion, erzogen. Seinen Träumereien überlassen, bildet er sich zu einem platonistischen Schwärmer aus. Eines Tages erblickt er mit staunendem Entzücken in einer Schar reigentanzender Jungfrauen ein schönes Mädchen, Psyche genannt. Beide erkennen, was sie fühlen, ohne zu sprechen. Denn „der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn sich die Seelen einander unmittelbar mitteilen, sich unmittelbar anschauen und berühren" (Ag. I, 15). Agathons Zuneigung zur Psyche wird eine „Liebe der Sympathie, eine Harmonie der Herzen, eine geheime Verwandschaft der Seelen" (Ag. I, 170). Das gleiche Verhältnis, auch was die reinen idealischen Beziehungen anlangt, besteht zwischen Amalie und William. Auch er glaubt an ein geheimnisvolles Band, einen übermächtigen Zusammenhang, der die Geliebten aneinander fesselt: „O ja, Amalie, Ordnung, Harmonie ist das große Grundgesetz aller unendlichen Naturen, sie ist das Wesen, der Urstoff des Glücks" (Lov. I, 70). Er bittet sie, seinen Brief mit begeisterter Liebe zu lesen. „Dann werden Sie fühlen", fährt er fort, „wie Ihr Herz klopft, wie eine unerklärbare Bangigkeit Ihren Busen zusammenpreßt, wie die Pulse rascher schlagen, wie der Geist die Hülle des Körpers zu durchbrechen strebt, um in die Umarmung des verwandten Genius zu fliegen, — o dann werden Sie empfinden wie ich, — dann zerreißen Sie das Papier und unsre Geister besprechen sich unmittelbar in einer hohen entzückenden Begeisterung" (Lov. I, 176).

Agathon kommt zur Danae. Diese weiß ihn zu fesseln, indem sie ihre natürliche Schönheit und ihre Reize nicht absichtlich zeigt,

sie vielmehr vor ihm verhüllt. Nun glaubt der Jüngling in ihr, die ihm so bescheiden begegnet, eine Idealschönheit zu sehen. In einer Pantomime spielt Danae die Daphne, wie sie von Apoll verfolgt wird. Hierbei bemüht sie sich, sich ganz in die platonischen Vorstellungen Agathons einzuschleichen. „Ihr ganzes Spiel drückte die eigenste Idee des Agathon aus, aber mit einer Anmut, mit einer Zauberei, wovon ihm seine Phantasie keine Idee gegeben hatte" (Ag. I, 159). „Niemals, däuchte ihn, hatte er in einem so hohen Grade und in einer so seltenen Harmonie alle diese feineren Schönheiten, von denen gemeine Seelen nicht gerührt zu werden fähig sind, vereinigt gesehen" (Ag. I, 162 f.). In seiner Entzückung schwindet ihm die Erinnerung an Psyche. Obwohl die erste Darstellerin der Daphne ihn an seine erste Geliebte noch durch eine gewisse Ähnlichkeit gemahnt hatte, so war jetzt sein Herz vollkommen ausgefüllt durch Danae, die das, was er sich in der Phantasie vorgestellt hatte, ideal-schön in ihrem Tanz zur Anschauung brachte. In der Nacht gaukelte ihm seine feurige Einbildungskraft an Stelle der wirklichen Danae eine noch vollkommenere vor (Ag. I, 167). „Was ist natürlicher", dachte er, „als das Verlangen, das vollkommenste und liebenswürdigste unter allen Wesen, nachdem man es einmal gesehen hat, immer zu sehen? Solche Schlüsse macht die Leidenschaft." — Seine Vernunft schwieg dabei (Ag. I, 171 f.). Danae hatte verstanden, seine sinnliche Begierde aufzuwecken, „ehe es ihm nur eingefallen war, ihr zu widerstehen" (Ag. I, 171). In seinen Augen war Danae jetzt „eine Göttin" (Ag. I, 178). Der Eindruck der Psyche wurde immer schwächer, bis ihr Bild gänzlich verschwand (Ag. I, 183). „Seine Sittenlehre wurde unvermerkt freier und gefälliger, und seine ehemaligen guten Freunde, die ätherischen Geister . . . mußten sich gefallen lassen, die Gestalt der schönen Danae anzunehmen" (Ag. I, 184). „Der kühnste Wunsch, den er zu wagen fähig war, war nur, in derjenigen sympathetischen Verbindung der Seelen mit ihr zu stehen, wovon ihm Psyche die Erfahrung gegeben hatte" (Ag. I, 185). Hatte Agathon vorher immer Leib und Seele streng getrennt und ganz verschieden gewertet, war zuvor Danae für ihn nur „eine himmlische Schönheit in einem irdischen Schleier gewesen", so vermischte er „diese beiden Wesen je länger je mehr in seiner Phantasie miteinander" (Ag. I, 186). In einer schönen Nacht, umgeben von Nymphen und Sirenen, singt ihm Danae Lieder zur Laute. „In solchen Tönen, dachte Agathon, . . .

drücken die Unsterblichen einander aus, was sie empfinden" (Ag. I, 192). Ihr Gesang atmete Verführung, die Flöten klangen wollüstig drein (Ag. I, 193). „Seine ganze Seele zerfloß in die Empfindungen, die in ihrem Gesange herrschten" (Ag. I, 194). So gibt er sich ihr im Taumel der Liebe hin (Ag. I, 208). Durch ihre Vereinigung findet eine Seelenmischung statt. Agathon wird sinnlicher, Danae geistiger (Ag. I, 216 f.). Indessen ist er anfangs ganz verwirrt, als er glaubt, in sich einen zur Lehre des Hippias Abgefallenen sehen zu müssen (Ag. I, 237). Doch verscheucht er schnell alle Reuegedanken in dem Ausruf: „Kann es ein Verbrechen sein, das vollkommenste unter allen Geschöpfen zu lieben?" (Ag. I, 238).

Genau so vollzieht sich die Verführung Williams durch die Ränke der Blainville. Auch darin erblicken wir eine Parallele, daß bei Wieland Danae durch Hippias, bei Tieck die Französin durch Rosa vorbereitet ist, wie ihre Opfer zu behandeln sind.

William sieht sogleich, wie schön die Blainville ist. Indessen noch triumphiert die Erinnerung an Amalie: „Nie wird sie [Bl.] . . . in meinem Herzen auch nur den kleinsten Sieg über jene himmlische Erscheinung davon tragen" (Lov. I, 123). Freilich der äußere Glanz vermag ihn nicht zu blenden. Aber die Blainville weiß noch andre Saiten erklingen zu lassen. Wie Danae hüllt sie sich in das Gewand einer idealen Schwärmerin, so daß Lovell von ihr berichten muß: „Auch empfindet sie wirklich tief . . . sie ist ein einfaches Kind der Natur, ohne alle Prätension und Verstellung, ich habe sie beim Anblick des Elends gerührt gesehn" (Lov. I, 123). Die Komtesse verrät selbst ihre Künste an Rosa: „Ich bin so empfindsam wie Rousseaus Julie, ein wenig melancholisch, eine kleine Teinture aus Young und eine . . . langweilige Vernunft- und Moralschwätzerin . . . Lovell ist davon bezaubert; er hält mich in Gedanken für ein . . . himmlisches und überirdisches Geschöpf" (Lov. I, 140 f.). Dann wieder schwärmt Lovell von seiner steigenden Neigung: „Es war ein schöner Abend, . . ., wir gingen lange einsam auf und ab. Balder, sie ist das edelste weibliche Geschöpf, das ich bis jetzt gekannt habe! so viel Natur und Herzensgüte" (Lov. I, 145). „Ich war hundertmal im Begriff, ihr meine Empfindungen zu gestehn, . . ., mich kühn zu ihrer Hoheit emporzureißen, — aber Amaliens Andenken hielt mich grausam ernst zurück" (Lov. I, 146). Schließlich erzählt die Blainville, wie es ihr gelang, Lovell eines

Abends von seinen erhabenen Ideen herunter zu ziehen: „Ich mußte ihm mehrere Sachen auf dem Fortepiano spielen, der Mond goß durch die roten Vorhänge ein romantisches Licht um uns her, die Töne zerschmolzen im Zimmer in leisen Akzenten. — Sie kennen ja das Gefühl, wenn die hochgespannte Empfindung uns in ätherische und überirdische Entzückungen versetzt, die doch so nahe mit der Sinnlichkeit verwandt sind; der erhabenste Mensch glaubt sich zu veredeln, indem er sinkt . . . durch alle jene Nuancen der Wollust ging Lovell; . . . ich freue mich, ihn bekehrt zu haben" (Lov. I, 166 f.). Auch wie Agathon sucht er seine Gewissensbisse zu betäuben: „Soll mir diese Liebe [zu Amalie] ein Gesetz sein, gegen jede Vortrefflichkeit unempfindlich zu sein? — Liebe erhöht die Empfindungen, veredelt sie" (Lov. I, 146 f.). Und besonders charakteristisch für die Abhängigkeit ist Lovells Verteidigung seines Tuns (I, 145): „Louise Blainville ist ein Engel, sie nicht lieben, heißt die Liebe selbst verhöhnen . . . ich wäre taub und blind für soviel Schönheit und Edelmut".

Während sich aber bei Agathon langsam der Blick für die realen Verhältnisse öffnet, ohne daß er seine Moralität ganz verliert, und sich Danae zu ihm hinaufbildet, bleibt Lovell anfangs noch der alte Phantast, der glaubt, seiner Idealwelt treu bleiben zu können (Lov. I, 170 f.). Aber doch liegt in diesem Erlebnis für ihn der Keim zum sittlichen Ruin; ebenso wie die Blainville beginnt er immer tiefer zu sinken.

So zeigt sich hier zum ersten Mal, daß Tieck nicht gewillt ist, an die gefühlsmäßig fundierte Macht des sittlichen Instinktes, wie ihn Wieland vertritt, zu glauben. Denn nach Tiecks Ansicht fehlt es dem sich an ideal Schönes hingebenden Gemüt an einem objektiven Kriterium, um nicht durch einen Menschen, der mit dem Schein von höchster Sittlichkeit auftritt, zu Fall zu kommen. Noch klarer wird es, daß dies Tiecks Meinung ist, wo das Verhältnis ein umgekehrtes ist und Lovell im lilienweißen Tugendmantel der Emilie gegenübertritt und diese nur noch in ihm, den ihr sympathetisches Gefühl in ätherischen Gefilden heimisch glaubt, aufgehen will, bis die Vernunft zu spät zur Erkenntnis der wahren objektiven Verhältnisse kommt (vgl. auch William — Blainville).

Agathon gelangt schließlich an den Hof des Dionys nach Syrakus. Er denkt jetzt, nachdem er seine ersten Erfahrungen hinter sich hat, „lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur

als ehemals; oder richtiger zu reden, er kannte den unendlichen Unterschied zwischen dem metaphysischen Menschen, welchen man sich in einer spekulativen Einsamkeit erträumt; — dem natürlichen Menschen in der rohen Einfalt und Unschuld, . . .; — und dem gekünstelten Menschen wie ihn die Gesellschaft, ihre Gesetze, ihre Gebräuche und Sitten . . . ausbilden, er kannte . . . diesen Unterschied der Menschen, von dem was sie sein könnten und vielleicht sein sollten, bereits zu gut, um seinen Plan auf platonische Ideen zu gründen" (Ag. II, 197). Durch die Erlebnisse am Tyrannenhofe „sank seine Meinung von der angeborenen Schönheit und Würde dieser menschlichen Natur von Grade zu Grade so tief, daß er zuweilen in Versuchung geriet gegen die Stimme seines Herzens . . . alles was der göttliche Plato Erhabenes und Herrliches davon gesagt und geschrieben hatte, für Märchen aus einer andern Welt zu halten". Er ahnte, „wie Leute, die in ihrem eignen Herzen nichts fanden, das ihnen eine edlere Meinung von ihrer Natur zu geben geschickt wäre, durch einen langen Umgang mit der Welt dazu gelangen könnten, sich gänzlich von der Wahrheit desselben [des Hippias] zu überreden" (Ag. II, 273). „Er dachte nicht mehr so groß von sich selbst; und da ihm nun . . . dieser heroische Stolz nicht mehr zustatten kommen konnte, so mußte sich derselbe notwendig in diejenige Art von Misanthropie verwandeln, welche sich über die ganze Gattung erstreckt" (Ag. II, 281). „Diese Denkungsart flößt uns . . . mehr Nachsicht gegen die Fehler und Gebrechen der einzelnen Personen und besonderen Gesellschaften, mit denen wir im Verhältnis stehen, ein" (Ag. II, 282).

Ähnlich beginnt auch Lovell unter den Einwirkungen des großstädtischen Lebens, je tiefer er selber sinkt, geringer von der menschlichen Natur, von seiner sittlichen Stärke, zu denken (Lov. I, 170; III, 55). Auch über ihn legt sich eine Stimmung von Misanthropie (Lov. III, 230 f. 292 f.). Auch gewinnt dadurch der Gedanke der Toleranz bei Lovell an Boden. Nur bleibt der Unterschied, daß bei ihm alles heftiger und in Extremen erlebt wird. Er sinkt wirklich zum Freigeist und gemeinen Lüstling herab. Bei ihm tobt es ganz anders, wenn er sich vermißt, den Kampf gegen Gott und Gewissen aufnehmen zu wollen (Lov. III, 294). Und wenn ihn die Verzweiflung packt, dann läßt er uns in Abgründe blicken, so daß uns selbst zu grauen anfängt. Im Leben des Agathon geht alles seinen ruhig sicheren Gang, ohne Bangen

vor einem Fall, nach dem es kein Aufstehen mehr gibt. Jenes aber ist die persönliche Note Tiecks. Und solche Stellen widerlegen auch den Vorwurf, der Roman sei blaß und matt, man könne nicht an die Wahrheit des Erlebten glauben.

Auch Agathon beginnt einmal an den Grundfesten menschlicher Erkenntnis irre zu werden. Er „fand jetzt, seitdem er mit kälterem Blute philosophierte, beinahe alles zweifelhaft; die Zahl der menschlichen Begriffe und Meinungen, welche die Probe einer ruhigen, gleichgültigen und genauen Prüfung aushielten, wurde alle Tage kleiner für ihn; die Systeme der dogmatischen Weisen verschwanden nach und nach . . . Der weise Archytas billigte zwar den bescheidenen Skeptizismus seines Freundes", aber er bewahrte ihn zugleich „vor dieser gänzlichen Ungewißheit des Geistes, welche eine ebenso große Unentschlossenheit und Mutlosigkeit des Willens nach sich zieht und eine Quelle so vieler schädlicher Folgen für die Tugend und Religion und also für die Ruhe und Glückseligkeit unsres Lebens" wird, indem er ihn auf die einfachen, sicheren Wahrheiten hinwies, „welche der Leitfaden zu sein scheinen, an welchem uns der allgemeine Vater der Wesen durch dieses Labyrinth des Lebens sicher hindurchführen will" (Ag. II, 330 f.).

In ruhig gelassenem Tone wird hier von den Zweifeln Agathons referiert, weil Wieland eben im Grunde dogmatisch von einem festen System gehalten wird. Wie anders reißt dagegen an Lovells innerstem Wesen der Gedanke, daß all unser Wissen auf schwankendem Boden steht und keine ewige Weisheit ist: „Wie alles mich immer bestimmter zu jenen Schrecken [des Wahnsinns] hinwinkt, denen ich entfliehen wollte! . . . Nebelbänke sind unser Wissen und alles, was unsre Seele zu besitzen glaubt; der Zweifel rauft das Unkraut zusamt dem Getreide aus . . . der Mensch muß denken und eben darum glauben, schlafen und also träumen . . . der Geist des Forschens ist die Erbsünde, die uns von unsern ersten gefallenen Eltern angestammt ist. Alles was ich sonst meine Gefühle nannte, liegt tot und geschlachtet um mich her, zerpflücktes Spielzeug meiner unreifen Jugend" (Lov. II, 326 f.). Und wenn er so elementar die Nichtigkeit des Daseins durchlebt hat, dann kommt tiefe Sehnsucht nach dem Tode in sein Herz. Könnte er bewußtlos sein, ein Mal all den Jammer des Lebens vergessen! (Lov. III, 123 f.).

Ich glaube, daß in jenem naiven Optimismus,[1]) eingeschlossen die Verachtung der Sympathie, der Grund liegt, weshalb Tieck sich von Wieland abgestoßen fühlte und daher ein Recht hatte zu behaupten, er sei einer der ersten gewesen, die den Kampf gegen ihn aufnahmen.[2]) Diese Selbstsicherheit, mit der die höchsten Probleme von Wieland behandelt wurden, diese Ruhe, mit der der Leser durch die dogmatische Behauptung eines höchsten allgütigen Wesens über alles Fragen beschwichtigt werden sollte, die Leichtigkeit, mit der sich nach Wielands Ansicht der Ausgleich zwischen Sinnlichkeit und Tugend vollziehen sollte, ohne daß der Mensch ernstlichen Schaden an seiner Seele nähme, diese Art schien dem in den Tiefen grabenden jungen Geiste Tiecks bedenklich, ja frivol. Ich glaube, daß er mit seiner Behauptung, gegen Heuchelei angekämpft zu haben, auch an den Agathondichter als seinen Gegner gedacht hat, dem die Maske vom Gesicht gerissen werden sollte. Zur weiteren Stütze dieser Ansicht mag noch Wielands Behandlung der Wiedersehensszene zwischen Agathon und Danae nach ihrer langen Trennung erwähnt werden. Obwohl beide einmal eine stark sinnliche Liebe verbunden hat, sind sie jetzt und besonders Danae so sicher in ihren Empfindungen, daß sie ohne Gefahr für ihre Tugend, nur in der Erinnerung noch das einstige Vergnügen genießend, nebeneinander leben, daß Danae den Jüngling bei zärtlichen Anwandlungen in die Schranken der Freundschaft zu weisen vermag (Ag. I, 345 f. 349 f.). Tieck konstruiert nun nach solchen Rezepten ähnliche Situationen. Was aber ist die Folge

[1]) Vgl. „Die Natur der Dinge" (Wielands gesammelte Schriften. Berlin 1909. I. Abt. I. Bd. S. 15—128), eine Schrift, die Tieck doch sicher auch kannte. Hier preist Wieland die Vollkommenheit seines leibniz-platonischen Systems, nach der diese Welt die beste sei. Alle Unvollkommenheiten der Welt vergehen im Hinblick auf die Harmonie des Ganzen und in dem Gedanken, daß der Mensch, das Urbild der Gottheit in sich tragend, dieser immer ähnlicher werden kann. Er ist zur Glückseligkeit bestimmt und seine Vernunft kann Tugend schaffen, vor der alle sinnlichen Triebe und alles Böse vergehen muß. Über die Möglichkeit eines Skeptizismus geht er leicht hinweg (S. 102 f.) mit Berufung auf die Notwendigkeit der Schranken endlicher Wesen, die sich wohl täuschen müssen [Leibniz], die aber doch die Fähigkeit haben, die verworrenen Vorstellungen zur Klarheit zu erheben, wenn auch in unendlicher Zeit erst.

[2]) Schr. Bd. VI, 1828. Vorbericht zur zweiten Lieferung S. XLVIII; vgl. R. Köpke a. a. O. II, S. 182; auch Stanger a. a. O. II, S. 65 über diesen Anspruch Tiecks, ohne aber zu untersuchen, was diesen von Wieland getrennt haben könnte.

nach seiner Ansicht vom Menschen? Rosaline und Emilie zerbrechen einfach bei solchen „Gelegenheiten". Auch läßt Tieck bei der Rettung Amaliens durch Lovell herauslesen, daß Amalie wohl nicht unbefleckt geblieben wäre, wenn Lovell nicht im Augenblick sich von sittlichen Regungen hätte bestimmen lassen.

Daß Agathon nie dem vollkommenen geistigen und sittlichen Ruin verfällt, begründet Wieland mit dem Gefühl des Idealen, das von Natur im Menschen liegt: „Der Instinkt und dieses am wenigsten betrügliche Gefühl des Wahren und Guten, welches die Natur allen Menschen zugeteilt hat, können uns am besten sagen, woran wir uns halten sollen" (Ag. II, 331). Tieck aber steht der Macht solchen sittlichen Triebes wiederum sehr skeptisch gegenüber. Auch Lovell urteilt: „Das Gefühl wohnt in jeder Brust, dieser Wegweiser verläßt den Menschen nie, mir scheint es natürlicher ihm zu folgen" (Lov. I, 124), statt der Vernunft. Wohin ihn Tieck unter dieser Leitung kommen läßt, wissen wir.

Vielleicht ist auch bei der Gestaltung des Andrea mit seinem Zauberspuk die Figur des Priesters Theogiton Tieck in die Erinnerung gekommen, Theogiton, von dem erzählt wird, daß er Agathons Neugierde nach übermenschlichen Wesen zu befriedigen sucht, indem er ihn in eine Grotte führt, dort durch eigentümliche Handlungen seine Seele spannt, acht Tage mit geheimen Zeremonien und Weisungen das Gemüt seines Schülers traktiert und Musik ertönen läßt, bis dieser in seiner exaltierten Stimmung glaubt, sie käme aus überirdischen Sphären, von Göttern her, und selbst erzählt: „Meine Seele schien davon wie aus ihrem Leibe emporgezogen zu werden und, lauter Ohr, über den Wolken zu schweben" (Ag. I, 270).

Ähnlich hebt die Macht des Liebesgefühls in beiden Dichtungen über das gewöhnlich Sterbliche hinaus. Wieland schreibt darüber: „Ein Liebhaber ist in diesem Augenblick mehr als ein gewöhnlicher Mensch; er ist [wie Plato sagt] von einer Gottheit voll, die aus ihm redet und wirkt; und es ist keine Vollkommenheit, keine Tugend, keine Heldentat so groß, wozu er in diesem Stande der Begeisterung und unter den Augen des geliebten Gegenstandes nicht fähig wäre" (Ag. I, 182). Lovell erbringt gleichsam den Beweis für diese Behauptung, wenn er von sich schreibt: „Ihre [der Amalie] Gegenliebe würde mich zum Gott machen" (Lov. I, 24).

„Amalie liebt mich! Dieses neue Bewußtsein hat mich . . . zum hohen Genuß eines Gottes emporgerissen . . . Ich nehme es mit der Zukunft und allen ihren Begebenheiten auf" (Lov. I, 57; ähnlich I, 70).

Jene Tieckſche Kritik Wielands durch Emiliens Schickſal, durch Andreas und Lovells Entwickelung vom Platonismus zum ſinnlichen Genuß iſt, wie ich glaube, auch noch durch die voragathoniſchen Schriften hervorgerufen. In dieſen Werken, wo nach des Dichters Anſicht vom metaphyſiſchen Urſprung der Liebe der ſinnliche Anreiz nur Bedingung und Vorſtufe iſt zum Aufſchwung der Seele nach dem Göttlichen hin, das die Liebe ſelber iſt, pries Wieland ſchwärmeriſch naiv, in ſeinen Platonismus auch pietiſtiſche Gedanken verwebend, den Liebestrieb als Motiv zur tugendhaften Läuterung und zum Aufſtieg in ätheriſche Sphären. Ich laſſe aus dem „Lobgeſang auf die Liebe" und den „Sympathien" prägnante Stellen folgen, ohne im einzelnen noch einmal die Parallelen anzumerken, die ſich in den Liebesverhältniſſen William — Amalie, Blainville, Roſaline und Emilie, ſodann in den platoniſierenden Gedankengängen eines Walther Lovell, Andrea und Mortimer finden, die von Rückerinnerung, Aufſchwung zum Göttlichen im ahnenden Gefühl und vom Leib als einer kerkergleichen Hülle ſprechen.

Im „Lobgeſang auf die Liebe" [1]) iſt dieſe göttlich, iſt „Mutter der Welten". Durch ſie werden die Liebenden dem Ewigen nahe gebracht. Aus ihr wurde das All geboren, indem ſie die Zwietracht der Weſen vertrieb und harmoniſche Schönheit ſchuf (S. 129). Die Liebe trägt die Seelen zum eignen „Urquell" (S. 136, Z. 291), zum „Schöpfer" (S. 137, Z. 292). Ähnlich in den „Empfindungen eines Chriſten": „So töne dann, mein Geſang, mit dem Himmel harmoniſch, von Liebe! von der Liebe, welche die Weſen gebahr, und ihren ſüſſen Trieb zum allgemeinen Geſeze verordnete. Du ſelbſt nenneſt dich ſo, o unſer Schöpfer; ſo nennet dich die ganze Natur, die Auslegerin deiner Gedanken". [2]) Die Liebe als Weltprinzip, „die der Schöpfung All durchklingt", durch die ſich der Menſch „zum höchſten Äther ſchwingt", welche die Harmonie in das Daſein bringt, verkündet auch William (Lov. I, 22).

---

[1]) Wielands Geſammelte Schriften. Berlin 1909. I. Abt. I. Bd.

[2]) II. Bd. S. 396, Z. 1—5.

Weiter heißt es im „Lobgesang“: unter dem Kuß seiner Doris wallt das Herz von hohen Empfindungen über, wird sich selbst zu eng, vergißt die Welt, um seine „ätherische Freude“ (S. 131, Z. 67) nicht mit irdischen zu trüben. „Der Liebe geöffnet, fühlen sie nur des Ewigen Anblick“ (S. 131, Z. 69 f.). So breitet sich auch in Emiliens Herz beim Anbick Lovells die mitleidige Liebe aus, bis ihr „armes, irdisches Herz erzittert und sich zu klein für den göttlichen Fremdling fühlt . . . das Herz begehrt zu brechen und die Seele den Flug aufwärts zu nehmen“ (Lov. III, 28).

„Göttliche Liebe! du weist es, die unsre harmonische Seelen Sich zu lieben, so zärtlich erschufst, und die himmlische Doris deinem zärtlichsten Seraph und seiner Schönheit nachahmtest. Und an der Brust der Tugend die edlen unendlichen Triebe zu vollkommener und geistiger Wonne dem Herzen einflößtest“ (S. 134, Z. 182—186). „Was für Bewegungen faßten Unsere harmonische ewig zur Freundschaft gebildete Herzen, da sie zuerst sich sahn, und von gleicher Empfindung erhoben, mit umfassenden brünstigen Armen sich schwesterlich küßten . . . Und sich ewig der Tugend und dir, o Liebe, gelobten“ (S. 134, Z. 193—198). Die Sehnsucht des Herzens zaubert dem Liebenden das Bild der Geliebten, geschmückt mit Schönheit und Tugend, vor sein Auge (S. 134, Z. 200 ff.).

Der Stoff ist unbeständig, aber der Geist ewig, jener zieht zur gemeinen Begierde hinab, dieser schafft „unsterbliche Güter“ (S. 135, Z. 244—247). Dann erfaßt den Menschen „himmlische Tugend“, die ihn „besseren Welten“, „paradiesischen Fluren“ zuträgt (S. 135, Z. 249—251). „Der himmlische Geist“ aber wallt dann „in ätherischen Gegenden“, „Selig, in Paradiesen, die du, o Liebe, beseelest“ (S. 136, Z. 273 f.). Ähnlich Walther Lovell: „Wie ein veraltetes Kleid legen wir den Körper ab . . . aber der Geist schwingt sich aufwärts und sieht mit Ruhe auf die Verwesung seines Körpers hinab“ (Lov. II, 223).

In den „Sympathien“ [1]) tritt eingangs der Gedanke auf, daß vor dem irdischen Dasein die Seelen schon in einem besseren Jenseits beisammen lebten. Nun erinnern sie sich ihrer ursprünglichen Heimat, vorausgesetzt, daß sie mit miteinander sympathisieren (S. 446).

---

[1]) Wielands Gesammelte Schriften. Berlin 1909. I. Abt. II. Bd. S. 446—495.

„. . . oft sinken sie [die Seelen] . . . in ernste Träume.“ Dann erfindet sich die Seele ein besseres Bild, „unwissend, daß dieses Bild ein Urbild hat, und daß sie sich nur wieder auf seine Züge besinnt. Wie süß ist dann das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft finden. Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander, sie schauen sich an und lieben sich immer mehr, je länger sie sich anschauen“ (S. 447, Z. 9, 13—17). Aus solcher Sympathie entspringt die Begeisterung für Tugend, Pflicht und Freundschaft. „Wenn mir anders die Gewalt der Sympathie recht bekannt ist, so wird eine geheime Stimme in diesem Augenblick deiner [der Geliebten] Seele sagen, was ich izt denke. — ‚Schöne Celia, alles sichtbare ist ein Schatten, ein Widerschein des Unsichtbaren, welches allein ewig und göttlich ist. Deine Seele ist ein Bildniß der Gottheit, deine Gestalt ein Bild deiner Seele‘“ (S. 450, Z. 17—22). „Bei jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entstehen. O Celia, wie könntest du eine Wohlthäterin der Menschen werden . . . Man würde glauben, es sey ein Engel unter den Menschen erschienen, um sie hinauf zu ziehen“ (S. 451, Z. 2—4, 11—12). Den gleichen Eindruck und eine ähnliche Wirkung Lovells auf Emilie finden wir III, 38 f. Die „Sympathien“ lehren weiter: „Auf einige Zeit“ hat Gott die Menschen in diese angenehme Wohnung [auf die Erde] gesezt, und da giebt er uns alle Tage neue Proben seiner Güte, damit wir ihn lieben und uns bestreben immer besser zu werden, auf daß er uns immer mehr gutes thun könne; denn weil er selbst lauter Güte ist, so kann er das böse nicht leiden —“ (S. 466, Z. 15—19; gleicher Optimismus S. 469. 476 f.).

Ich weise darauf hin, daß die dualistisch-idealistischen Gedanken Tiecks, in denen Gefühl gleich Sympathie als metaphysisches Erkenntnismittel eine Rolle spielt, bei Wieland ihren Ursprung haben. Allerdings gibt es für Wieland auch die Möglichkeit mit der Kraft der Vernunft durch Ausbildung klarer Vorstellungen sich zum Göttlichen zu erheben. Der „Sturm und Drang“ erkennt nur noch das sympathetisch, intuitive Gefühl an, ist aber in diesem Glauben vollkommen sicher, wie sich noch zeigen wird. Über Kant-Jacobi kommt dann Tieck zur wirklichen Romantik, wo er, die Grenzen des Verstandes erkennend, in Verzückung, Traum und Ahnung versucht, mit einem unbestimmten Transzendenten in Verbindung zu kommen.

β) Leidenschaft, Naturgefühl.

1. Rousseau.

In Wieland kündigte sich leise und unbewußt eine Reaktion gegen die verständige Aufklärung an. Nun begann man immer mehr dem andern Extrem zu verfallen. Eine neue revoltierende Generation betrachtete jetzt als das Grundelement aller Seelentätigkeiten das Gefühl.

Rousseau machte in Deutschland Epoche. Auch Tieck wurde mit ihm bekannt. Er berichtet darüber: „Rousseau lernte ich als junger Mensch zufällig auf einer Harzreise im Jahre 1792 kennen. In einem Wirtshause fand ich die ‚Neue Heloise'. Ich war von der Darstellung, von der Glut der Leidenschaft in der ersten Hälfte entzückt. Aber bald kam die Abkühlung. Die zweite Hälfte und den Ausgang fand ich höchst matt und warf endlich das Buch unwillig fort. Seitdem war ich mit Rousseau abgefunden".[1]) Aber der Geist des Genfers hatte gezündet, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir vermuten, daß Funken noch im „Lovell" leuchten.[2])

Hier fand Tieck von einer empfindungsreichen Seele den geheimnisvollen Zusammenklang von Menschengeist und Stimmung der Natur ausgesprochen. Und er brachte, wie die biographische Skizze zeigt, ein empfängliches Gemüt für solche Sprache der Leidenschaft mit.

St.-Preux schildert eine Bergbesteigung also: „Obgleich ich mich nur meinen Träumereien überlassen wollte, wurde ich doch beständig durch irgend ein neues unerwartetes Schauspiel davon abgezogen. Bald hingen ungeheure Felsen in Trümmern über meinem Haupte herab, bald durchnäßte mich der feine Staubregen hoch herabstürzender Wasserfälle, bald stürzte sich dicht neben mir ein reißender Gießbach in einen Abgrund hinab, von dessen gähnender Tiefe sich die Augen schwindelnd abwandten. Einmal verlor ich mich in das Dunkel eines dicht belaubten Waldes, dann schweiften meine Blicke plötzlich wieder beim Heraustreten aus einer Schlucht über eine saftgrüne Wiese hin ..." Ruhe zog in seine Seele unter dem Eindruck der reinen Natur ein. „Ich wunderte mich über die Gewalt, welche aller Empfindung bare Dinge auf unsre glühendsten

[1]) R. Köpke a. a. O. Bd. II, S. 225.

[2]) Zwei direkte Hinweise finden sich in Tiecks Roman: I, 75 und 140.

Leidenschaften ausüben, und gedachte mit Verachtung der Philosophie, da sie nicht einmal soviel Einfluß auf die Seele hat wie eine Reihenfolge lebloser Gegenstände" (Brief 23). Das Herz von Liebesgefühl geschwellt, schreibt St. Preux glücklich: „Mir kommt die Flur lachender, das Grün frischer und lebhafter, die Luft reiner, der Himmel heiterer vor. Aus dem Gesange der Vögel scheint mir mehr Zärtlichkeit und Liebeslust herauszutönen; das Murmeln der Bäche erfüllt mich mit einer leidenschaftlichen Sehnsucht; süßere Düfte entströmen fernhin dem in voller Blüte stehenden Weine; ein geheimer Zauber verschönt alle Gegenstände oder verblendet meine Sinne" (Brief 38). Hierbei denken wir an Lovell, der eben noch in Schwermut ging, aber beim Anblick der frohen Natur neue Lebensfreude trinkt: „Ich habe hier einige Tage in einer süßen Schwermut verlebt . . . Jetzt lacht der Himmel mit mir in seinem hellsten Sonnenscheine, die Blumen und Bäume stehen frischer und lieblicher da, das Gras nickt mir am See freundlich entgegen, die Wellen tanzen ans Ufer zu mir heran. — Nein ich will nicht verzweifeln" (Lov. I, 36 f.). Mit offner Seele hat er die „erhabenen Klippen" bei Dover auf sich wirken lassen und Ruhe und Sicherheit kommt über diesem Anblick auch in seine Brust: „Die See rauschte tief unter mir und wogte und schlug ohnmächtig an die unerschütterlichen Klippengestade, Wolken standen aus dem Meere auf und schritten durch das ruhige Blau der unübersehbaren Wölbung . . . der Wind blies über die See hin, die Dornblumen am Felsen zitterten, ich stand ruhig. Das Wogen der Flut rauschte leise herauf, — tausend Sonnen tanzten in dem wiegenden Meeresspiegel" (Lov. I, 68).

Aber ein Unterschied charakterisiert Rousseaus und Tiecks Naturgenuß. Der Franzose stellt sich meist der Landschaft als objektiver Betrachter gegenüber und reflektiert: „Hier [über den Wolken stehend] erkannte ich allmählich in der Reinheit der Luft, die mich umgab, die wahre Ursache der Veränderung meiner Gemütsstimmung . . . In der Tat werden alle Menschen die Wahrnehmung machen . . ., daß man auf hohen Bergen, wo die Luft rein und dünn ist, freier atmet und sich körperlich leichter wie geistig fröhlich fühlt" (Brief 23). Er räsonniert über den physikalisch-physiologischen Zusammenhang zwischen Luftart und biologischen Vorgängen. Der weiche Tieck taucht unter in den Geist der Natur, so daß das Lebloseste zum Symbol des Seelischen wird.

Besonders aber ist der Nachhall subjektiver Liebesleidenschaft aus der „Neuen Heloise" im „Lovell" unverkennbar. Die verzehrende Glut, der wollüstige Taumel, hastende Sehnsucht nach der Geliebten, der Wunsch nach erlösendem Tode auf der Höhe des Glückes, alle diese glühenden Gefühle, die in St. Preux's Herzen brennen (Brief 54 u. 55), mußten Tieck bei der Schilderung seiner Liebesszenen wieder vor Augen kommen.

Auch Einzelzüge, die unmittelbare Parallelen sind, fehlen nicht. Der Dreiklang Julie-Wolmar-St. Preux kommt bei Tieck wieder in dem Verhältnis Amalie-Mortimer-Lovell. Wie Julie nicht den ersten Geliebten St. Preux heiratet, sondern den ruhigeren Herrn von Wolmar, so reicht auch Amalie nicht dem Jugendfreund die Hand zum Ehebund, sondern dem gesetzten Mortimer. Beide Frauen können ihre Jugendliebe nicht vergessen, aber beide weisen Hochachtung und Pflichtgefühl gegen den Gatten auf den rechten Weg. St. Preux denkt an Selbstmord, auch William möchte, nachdem er Amalie noch einmal gesehen hat, sterben.

In der „Neuen Heloise" tritt ein Engländer, Mylord Eduard, auf. Als Freund und Berater steht er St. Preux zur Seite. Name und Stellung weisen demnach auf Eduard Burton.

Der Landbau wird von St. Preux als der erste Beruf des Menschen gepriesen. Er versetze den Geist in das geschwundene Goldne Zeitalter. Die Einfachheit der Hirten habe für ihn immer etwas Rührendes und Anziehendes. Das erinnert an Williams Sehnsucht nach der alten Griechenzeit, wo die Götter mit Menschen verkehrten, wo „in der schönen Natur der Mensch unbefangen dastand", wo Einfalt herrschte gegenüber der Verzerrung des modernen Lebens (Lov. I, 86 ff.). Es erinnert an Balders Lieblingswunsch: „Jetzt denke ich es mir so erquickend, in einer kleinen Hütte am Saume eines einsamen Waldes zu leben, die ganze Welt vergessend . . . von keinem Menschen aufgefunden . . . eine kleine Herde, ein kleines Feld, — was braucht der Mensch zu seinem Glücke weiter?" (Lov. I, 302 f.).

Auch Rousseaus These, man solle den Menschen nur nach den in ihm ruhenden Kräften erziehen und ihn nicht mit fertigen schablonenmäßigen Regeln in eine Lebensstellung hineinzwängen, wo er nicht gedeihen könne, man solle nichts aus ihm machen wollen, was er nicht sein könne, kehrt in Mortimers Erziehungsgrundsätzen wieder (Lov. III, 389). Auch Andrea schiebt alle Schuld davon,

daß er später ein Bösewicht wurde, auf die verkehrte Erziehung (Lov. III, 407. 415).

2. Shakespeare.

Neben Rousseau begann ein anderer Ausländer, Shakespeare, den empfänglichen Gemütern der Deutschen zu zeigen, was Leidenschaft heißt. Durch ihn wurde auch Tieck mit fortgerissen.

In Eschenburgs Übersetzung des Hamlet vertiefte er sich schon als Knabe mit Feuereifer.[1]) Als Gymnasiast machte er sich an die andern Bände.[2]) In Göttingen begann er 1792—1793 Shakespeare und das altenglische Theater in der Originalsprache zu studieren.[3]) Auch Varnhagen berichtet, wie er Shakespeare mit Bernhardi gemeinsam lesen will.[4])

Im „Lovell" selber wird Shakespeares Werk mit Begeisterung genannt (Lov. I, 68. 74. 88; II, 264; III, 16).

Wie bei Goethe im „Götz", so macht sich bei Tieck im „Lovell" zum ersten Male die Wucht des inneren Kraftgefühls, das in den Helden des großen Briten glühte, bemerkbar, wenn William in Verzweiflung rast oder im Enthusiasmus wie ein Gott dahinstürmt.

Auch wird Tiecks Naturgefühl im allgemeinen durch dieses literarische Vorbild gesteigert sein. I, 68 gesteht William dies selbst zu.

Der Pessimismus Hamlets geht bei dieser Lektüre auf Balder über. Er liest das Gespräch zwischen Bernardo und Marcellus, wie beiden der Geist erscheint (Hamlet I, 1), wie auch Horatio ihn erblickt, und plötzlich hat Balder selbst die Vision, als ginge ein Geist durch sein Zimmer (Lov. I, 308—310). Rosa (Lov. II, 29) erklärt sich vollkommen einverstanden mit Pucks Urteil zu Oberon über die Welt: Lord, what fools these mortals be! (Sommernachtstraum III, 2). William möchte mit Lear rufen: „Ich bin wohl recht der Narr des Schicksals" (Lov. III, 276; Lear IV, 6).

Als Tieck im Herbst 1790 in vollkommener Trostlosigkeit eines Nachts den Macbeth las, sah er gespenstisch „von außen die Gestalten auf sich zuschreiten, welche aus der Tiefe seines Innern

---

[1]) R. Köpke a. a. O. I. Bd. S. 42; vgl. auch S. 112.
[2]) R. Haym a. a. O. S. 22.
[3]) R. Köpke a. a. O. I, 151.
[4]) Aus Varnhagens Nachlaß a. a. O. I, 238.

aufſtiegen",[1]) — ein Nachbild der Erſcheinungen Banquos und der Hexen, die dem Macbeth als Verkörperungen ſeiner böſen Gedanken greifbar gegenübertreten. Dieſe Nachtſzene ſchildert Tieck nach Köpke,[2]) im „Lovell". Es werden Balders Wahngebilde gemeint ſein, die dieſer körperlich als drohende Ungeheuer auf ſich eindringen ſieht (Lov. I, 332 f.). Für ſolche Schilderungen[3]) brachte Tieck bei ſeiner krankhaften Einbildungskraft ein empfängliches Gemüt mit, wie auch ſeine Abhandlung über Shakeſpeare[4]) aus dem Jahre 1793 zeigt. Was er aus dieſer theoretiſchen Betrachtung lernte, verwertet er im „Lovell": Tieck führt das Wunderbare realiſtiſch ein, er bereitet es vor, wie es Shakeſpeare tat. Nach ſeinem Vorbild läßt er alle Zauberei ſich ſchließlich natürlich erklären.

Der Name Mortimer wird aus Shakeſpeare ſtammen. In Heinrich VI., dritter Teil, treten Sir John Mortimer und Sir Hugh Mortimer auf, in Heinrich IV. ſpielt eine Lady Mortimer, in Heinrich VI., erſter Teil, ſpielt ein Edmund Mortimer eine Rolle. Selbſt Lovell konnte Tieck [wie ſchon bei Richardſon und Jonſon] auch bei Shakeſpeare finden in Richard III. und in Heinrich VIII.

Bei ſeiner Beſchäftigung mit dem altengliſchen Renaiſſancedrama, bei ſeiner Bearbeitung von Shakeſpeares „Sturm" 1793 traten Tieck antike Vorſtellungen entgegen. Daneben wird aber die Beſchäftigung mit Wieland ebenſo energiſch in dieſer Richtung gewirkt haben.

γ) Verſtand zerſetzt, Gefühl vereinigt, iſt ſittlicher Inſtinkt.

1. Klinger.

Was Rouſſeau verkündet, was Shakeſpeare in tiefſter Tragik und realiſtiſchem Humor gezeigt hatte, hallte in den jungen deutſchen Feuerköpfen mächtig wieder. Jener Lehren trafen auf wohl vorbereiteten Boden. Leibniz' Gedanken von der Individualität, fortgebildet durch die Gefühlsphiloſophen (vgl. oben S. 95 f.) waren

---

[1]) R. Köpke a. a. O. I, S. 101; [2]) II, S. 151.

[3]) J. Ranftl, Ludwig Tiecks Genovefa. Graz 1899. S. 103 macht auf ſolche Shakeſpeareſtellen aufmerkſam.

[4]) Shakeſpeares Behandlung des Wunderbaren. Kritiſche Schriften I, 66 f. 70. 73.

Zeitgut geworden. So lernte Tieck auch aus sekundärer literarischer Quelle die Macht des Gefühles kennen. Daher ist es schwer im einzelnen zu bestimmen, von wem er dies und jenes hat. Besonders aber wirkten Klinger,[1]) Schiller und Goethe, wie sich zeigen wird.

Im „Leidenden Weib" von Klinger (1775) fand Tieck in der Figur des Franz einen Menschen, der von Kraftgefühl, das ihn durch die Welt führen könnte, strotzt. Er will den Gesetzen des Herzens folgen, die die Natur in ihn gelegt hat. Daher muß der Geheimrat ihn mahnen, er solle kälter sein.

Auch zarte Empfindungen sind ihm nicht fremd. Wenn er liebt, will er keine Worte machen, nur fühlen (Akt III, Szene 1).

Er verabscheut alles Verstandeswissen. „Der nächste Weg zum Narren zu werden, ist, sich ein System bauen zu wollen . . . Was? Weisheit? — Seifenblase, Schaum! . . . Ich will kein Buch mehr ansehen. Wenn sie doch dächten, daß es nichts ist mit ihrem Tun, daß Nebel ist und sein muß um ihr Gehirn". Er verachtet die, die „Regeln schreiben, definieren und schwatzen, und das all ohne Gefühl" (II, 3).

Er will auf das Land gehen, um einige Monate wieder sich selbst zu leben (I, 3). In der letzten Szene sind der Gesandte und Franz auf dem Acker mit Graben und Okulieren beschäftigt. Franz äußert sich sehr zufrieden: „Sie haben uns eine Last abgenommen [beide sind ihres Amtes entsetzt, weil sie sich den Hofgesetzen nicht beugen wollten], da sie uns Vermögen und Ehrenstellen nahmen. Bruder, wir leben uns". In ständiger Erinnerung an seine tote Gattin, will der Gesandte ihr jährlich einen stillen Gottesdienst weihen: „Wird's ein Jahr, und ich lebe noch, wandle ich an dem Tage an ihr heiliges Grab, und das alle Jahr, so lang meine Wallfahrt hier noch dauert! Ach meine Liebe über den Sternen" (V, 7).

Gleichen Geist finden wir bei Balder und William. Dieser kann „der Allmacht seiner Gefühle nicht widerstehen" (Lov. I, 145). Er fragt: „Mit welchen Worten soll ich die Gefühle ausdrücken, die mein Herz erweitern und zusammenziehn? Kein Zeichen entspricht der lebendigen Glut in meinem Innern; o der hat nur halb

---

[1]) Vgl. Schr. Bd. VI 1828, wo Tieck S. XXXIX von seinem lebhaften Interesse für die Werke Klingers spricht.

empfunden, der noch Worte suchte und Worte fand" (Lov. I, 108; auch 175). An seinem Lebensende möchte er für Amalie, Eduard, seinen Vater und Rosaline Denkmale errichten. „Dort will ich mich dann der stillen Betrachtung und meinen Empfindungen weihen; ich will mir einen schönen Gottesdienst errichten und so mein Herz wieder reinigen" (Lov. III, 472).

Franzens Liebe zu Julie ist keusch und schwärmerisch wie die Lovells zu Amalie. Religiös empfindsame Poesie der Klopstockschen Oden zittert hier durch. Zugleich erinnere ich an den jungen Wieland. Franz glaubt an eine mystische Seelenbesprechung der Geliebten in der Nacht beim Anblick des Mondes, wenn beide aneinander denken. Dabei fallen Worte wie „süßer Harfenklang", „heilige Nacht", „Engelstimmen", „Paradies" (III, 3—5). Ebenso ist Lovell zur Nacht in der Einsamkeit gesinnt: „Jetzt schläft sie [Amalie] vielleicht. Ich muß ihr im Traum erscheinen, da ich so innig nur sie, nur sie einzig und allein denken kann" (Lov. I, 26). Oft wird von einem „Engel" gesprochen (Lov. I, 145. 146; II, 8. 19; III, 49. 232); das Liebesgefühl versetzt Lovell in das „Paradies" (Lov. I, 168. 253). Er spricht von der „Heiligkeit der Unschuld„ (Lov. I, 170) Amaliens, von ihrem „heiligen Namen" (Lov. III, 466).

Auch das Erziehungsproblem sah Tieck von Klinger in seinem Sinne angeschnitten. (Rousseau wird auf beide gleichmäßig gewirkt haben.) Im „Leidenden Weib" hat der leidenschaftliche Louis nicht die gebührende individuelle Erziehung erhalten. Man hat ihm stets Moral in Form allgemeiner Sätze gepredigt, man wollte seine natürlichen Regungen durch den Verstand unterdrücken (III, 2).

Für Freiheit der Empfindung ist anfangs der Herr von Brand. Seine Liebe gibt ihm nach seiner Ansicht ein Recht auf die Gesandtin (I, 7), obwohl sie verheiratet ist. So Lovell in seinem Verhältnis zu Amalie als Gattin Mortimers.

Die Gesandtin eifert gegen Wieland. Durch seine schlüpfrige Lektüre verführt, habe sie sich zu weit mit Herrn von Brand eingelassen (I, 4). In den komischen Erzählungen vertritt Wieland offensichtlich solche laxe Moral. Vielleicht haben wir hier wieder einen Fingerzeig, der auf einen neuen Grund für Tiecks Abneigung dem Agathondichter gegenüber deutet.

In den „Zwillingen" proklamiert Guelfo das Recht der Leidenschaft und der gefühlsmäßigen Triebe nach hohen Zielen

Also ist Unterdrückung der Leidenschaft, „der größten Triebfeder unsres Wesens", ein Verbrechen (III, 1). Auch bei Guelfo werden reine Gluten durch verkehrte Erziehung getrübt. Der Mensch trägt, wie Klinger hier meint, in sich einen Wesenskern, den er entfalten muß. Aber in triebmäßig leidenschaftlichen Wallungen wird er sich herausbilden, nicht durch abstrakte Moralsätze.

Guelfo hat wie Lovell keinen berechnenden Verstand, um die Leute zu seinem Vorteil nehmen zu können.

Eine ähnliche Gestalt ist der Karl im „Otto". Er ist von hochgespanntem Geist, geht seinem Liebesgefühl nach. Auch William hat einen edlen inneren Trieb in die Ferne, er will seinen Geist weiten. Karl fühlt sich als Mensch mit einer Riesenseele, er hat ein vertrauensvolles Herz. Seine Gefühle spalten sich wie bei Lovell in sanfte, reine Regungen und in sinnlich leidenschaftliche Ausbrüche.

Ihm steht gegenüber Normann als Streber und kalter Rechner.

Im „Sturm und Drang" sehnt sich La Feu in das Schäferleben: „O goldne Zeit! O Herrlichkeit! ... Mein ganzes künftiges Leben möcht ich so eben, fern von allen Menschen, in einen poetischen arkadischen Traum verwandeln" (V, 3). Die gleichen Empfindungen bewegen Blasius: „Ich will Eremit werden. Ich hab' eine schöne buschichte Höhle ausgespürt, da will ich mich mit meinem noch übrigen Gefühl hinein verschließen und das Leben von neuem anfangen" (V, 4). Auch William sehnt sich nach Ruhe, nach einem neuen Leben: „Ich könnte jetzt in ein Kloster gehen, ich könnte mich in eine Einsiedelei vergraben" (Lov. III, 466). „Ich glaube, ich könnte dort manches vergessen, und in einem tiefern Traume meine vorigen unruhigen Träume begraben. Es ist mir, als könnt' ich mich freuen, als würde ich wieder wohl und gesund werden" (Lov. III, 469 f.). Ebenso La Feu: „Einen süßen sanften Traum wollen wir träumen" (V, 3).

Wild, der Hauptheld, ist erfüllt von strotzendem Kraftgefühl (I, 1). Zugleich liegt aber in ihm das Gefühl als edle Anlage: er liebt seinen Vater und ist gut gegen seine Feinde. Lovells Grundcharakter ist der gleiche.

Dazu kommt bei Wild ein zärtliches Liebesgefühl. Dieses führt ihn zu einer pantheistischen Anschauung. Die Liebe ist der Schlüssel für die Seele der Natur, die nur durch Liebe zusammengehalten

wird. Diese allmächtige Kraft wird gleich der Gottheit gesetzt: „Wohl mein Herz! Daß . . . du die Liebe wehen fühlst in der ganzen stillen Natur. Glänzet nur Sterne! ach Freunde sind mir wieder worden! Ihr werdet getragen mit allmächtiger Liebe, wie mein Herz, und flimmt in reiner Liebe wie meine Seele . . . Wenn meine Liebe mit euch sprach, drängten sich volle Tränen hervor . . . Ach, daß alles so zusammengewebt, zusammengebunden mit Liebe ist! Wohl dir! daß du wieder das Rauschen der Bäume, das Sprudeln der Quelle, das Gemurmel des Bachs verstehst! daß alle Sprache der Natur dir deutlich ist" (III, 7). Ähnlich hat auch für Lovell die Liebe metaphysische Bedeutung, indem sie Welt und Gott deutet (Lov. I, 57 f.). Sie ist das Wesen der Dinge, die Kraft, die zum Göttlichen trägt. Ihr Verlust bedeutet Ausgeschlossensein von Gottes und der Natur Teilnahme am Menschen (Lov. I, 21 f.). Ebenso Eduard: „Das Wohlwollen, das wir in uns selbst empfinden, ist die Seele der ganzen Natur, ein Strom aus dem allgemeinen Meer der Liebe, aus Gott, der sich in jedes Herz mit leisem Rieseln senkt" (Lov. II, 372). Ich weise hierfür aber wieder auf den schon konstatierten Zusammenhang mit Wieland hin und auf die Unmöglichkeit, die Priorität für diesen oder jenen Dichter mit seinem Einflusse zu bestimmen.

Wild hat auch eine drängende Phantasie, die ihm allerlei Einbildungen vorgaukelt. „Ich spring von Gedanken zu Gedanken, ich kann mich an nichts halten. Ach! dann nur, wenn es ganz rein zurückkehrt, das unendliche hohe Gefühl, wo meine Seele in Schwingungen sich verliert, in der herrlichen Ferne ihr Liebesbild erblickt . . . Und ach! wenn ich dann auf den schnellen Fittigen der Liebe hineile und es schwindet, verliert sich immer vor mir . . . Gott sei Dank, daß die Einbildung die Ferne so herrlich sieht . . . So Welt auf, Welt ab, in zauberhafter, drängender Phantasie . . ." (II, 1). Genau so empfindet der sensible Lovell: „Wie von der Hand eines Gottes angerührt steht die Natur in ihrer reizendsten Schöne da und die Phantasie verliert sich in den Gebirgen, den Grenzen des Horizonts. — Schon ist die Natur geschäftig, in fernen Landen alle meine Ideale zu realisieren, schon seh' ich jede Landschaft wirklich, die ich einst als Gemälde bewunderte" (Lov. I, 55). Er hat einen Trieb zu wunderbaren Fernen: „Mein Geist flog zur fernen Gegend hin, eine fremde Sehnsucht füllte oft mein Auge mit Tränen" (Lov. I, 230).

Wie Lovell hat auch Wild alle Berufe durchgekostet. Er war Handlanger, Ziegenhirt, „lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Rast“ (I, 1).

Wie Balder und Lovell wieder zum Kinde werden möchten, so sehnt sich auch Berkley in diese goldne Zeit zurück (I, 2). Gleich den andern enthusiastischen Figuren Klingers schilt La Feu über die ihm in seiner Jugend zuteil gewordene falsche Behandlung vonseiten kalter Verstandesmenschen: „Träumen muß der Mensch ..., wenn er glücklich sein will und nicht denken, nicht philosophieren ... In meiner Jugend war ich ein Poet, hatte glühende schweifende Phantasie, das haben sie mir so lange mit ihrem eiskalten Wasser begossen, bis der letzte Funken verlosch“ (III, 1).

Sowohl diese etwas dekadente, kulturfeindliche Stimmung aus Klingers Dramen treffen wir also bei Tieck in den Grundzügen wieder, wie auch die andre drängende Wucht des Gefühles, die in William am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Wenn Lovell das „Maß seines Elends bis oben an füllen will“ (Lov. I, 353), wenn er tobt in seinem Schmerz und „wie ein Sturmwind“ durch die Lande rasen will (I, 358 f.), wenn auch Balder „blinde Wut“ ergreifen will (I, 333), so ist die brausende Kraftfülle Geist von Klingers Geist, wie er in Franz, Guelfo und Wild schäumt.

Doch auch hier ist zu erinnern, daß Rousseau und Shakespeare voraufgingen, daß sich reinlich nie direkte und indirekte Beeinflussung feststellen läßt. Das Gleiche gilt vom Folgenden, um es vorweg zu sagen, auch von Heinse und Werther.

Wie Tieck benutzt auch Klinger das Stilmittel, Naturerscheinung und seelischen Zustand in ein harmonisches Verhältnis zu setzen. Im „Leidenden Weib“ V, 6: Todessehnsucht, Nacht, Schreien des Uhus; in „Zwillinge“ III, 1: Sturm und Nacht dienen wilden Leidenschaften als Folie; in „Sturm und Drang“ III, 7 u. 8: ruhige Nacht, stillziehende Wolken, Mond und Sterne werden zum Echo glücklichen Liebesgefühls; IV, 6: die Natur wird beseelt, teilnehmend an menschlichem Weh gedacht: „Gesegnet seist du Erde, die du dich uns mütterlich öffnest ... Laß dann den Sturm hinfahren, die Winde heulen über mir, du gibst Ruhe deinem Sohn. Gütigste Mutter, meine Pilgrimschaft ist zu Ende ... hier bin ich wieder“. Der Mensch ist also ein Kind der Mutter Natur, zu der er nach dem Tode zurückkehrt. Auch Lovell fühlt in sich diesen

mystischen Zusammenhang: „Man kann nirgend verlassen wandeln, solange man kein Bösewicht ist; dem leidenden Herzen tritt die Natur mütterlich nach, Liebe und Wohlwollen spricht uns in jedem Klange an“ (Lov. I, 37).

Auch Tiecks Neigungen, geistigen Vorgängen durch Parallelsetzen mit musikalischen Elementen einen eigentümlichen Stimmungswert zu geben, finden wir bei Klinger vorgebildet: „Leidendes Weib“ I, 4: Klavierspiel preßt das Schuldgefühl der Gesandtin hervor, reißt sie aus der Fassung; II, 3: Franz' Herz geht über, als er die Harfe hört: „Jeder Ton fand in mir das Echo“. III, 1: Musik erzeugt Gefühl. „Zwillinge“ I, 1: Klavierspiel lockt Guelfo, so daß seine Seele auf den Saiten zu schweben scheint. „Sturm und Drang“ I, 1: La Fen lauscht „lieblichen geistigen Symphonien“; I, 2: Karoline phantasiert auf dem Klavier „in süßer melancholischer Schwermut“; Berkley steht so unter dem Einfluß von Tönen, daß sie ihm traurige Gemälde oder Freudenszenen vor Augen stellen können. Er ist so weich, daß „ein reiner Ton“ aus ihm „machen kann, was er will“ (I, 2). Auch für Karoline gibt es Töne, in denen das Gefühl für einen geliebten Menschen eingeschlossen ist. Sie sind „Einklang“, „Widerhall“ ihrer „geheimen Empfindungen“ (I, 2). Ähnlich Lovell I, 166; II, 145: der Gesang zur Laute trägt „das Herz auf der Zunge“. Es schwimmt die Seele „mit dem silbernen Strome in ferne dunkle Gegenden hinunter, die leisesten Ahnungen erwachen in den Winkeln“. Die Töne haben bei Tieck sogar metaphysische Kraft. Ihnen hingegeben erinnert sich die Seele an ein früheres Dasein, fühlt die Unsterblichkeit (Lov. II, 145 f.). Bei Balder hat die Musik die Fähigkeit, in jedem Klange ihm einen Gruß der Geliebten zu senden (Lov. I, 149). Wir können also hier gegenüber Klinger eine Verfeinerung und Verinnerlichung des musikalischen Empfindens feststellen.

2. Schiller.

Aus den Schillerschen Jugenddramen, die Tieck bewunderte,[1]) konnte er bei seiner geistigen Verfassung leicht einen Gegensatz der Charaktere herausfinden, nämlich den zwischen kaltem Verstand, der zur Bosheit führt, und dem Gefühl, das die Güte des Herzens kennzeichnet.

---

[1]) Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, Bd. IV, S. 242.

In den „Räubern", die er mit großem Interesse in der ersten Ausgabe gelesen hatte,[1]) werden diese zwei Gruppen repräsentiert durch Franz auf der einen und Karl und Amalie auf der andern Seite.

Franz ist ganz Verstandesmensch. Dieser Charakter bestimmt seine sittliche Anschauung: er kennt nur sich und seinen Vorteil. Rücksichtslosester Egoismus leitet sein Handeln. Seine Seele ist vergiftet. Nichts weiß er von Liebe zum Vater, zum Bruder, zu Amalie. Alle Menschheitsgefühle scheinen in ihm ausgerottet.

Theoretisch neigt er zum Materialismus: „Ich hab's immer gelesen, daß unser Wesen nichts ist als Sprung des Geblüts, und mit dem letzten Blutstropfen zerrinnt auch Geist und Gedanke . . . Empfindung ist Schwingung einiger Saiten, und das zerschlagene Klavier tönet nicht mehr" (Schi. S. 182 f.).[2])

Er hat Pate gestanden, als Tieck den alten Burton und Williams materialistische Ansicht (Lov. II, 77 f., 124) hinstellte.

Karl ist der Typus des Helden, der in Shakespeare-Goethischem Geist von innerem Kraftgefühl strotzt. Nach seiner Ansicht ist das Leben des Alltags ein „Schauspiel . . ., das Tränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt" (Schi. S. 115). Ähnlich Lovell II, 15 und Rosa: „Wenn man die Menschen genauer ansieht, so gibt es keinen, den man bemitleiden kann, sie erschüttern nur das Zwerchfell" (Lov. II, 29).

Daneben hat Karl ein starkes moralisches Gefühl, Mitleid mit den Unterdrückten.

Zärtliches Liebesfühl ist ihm nicht fremd. Seinen Vater verehrt er.

Amalie ist schwärmerisch empfindsam. Sie glaubt: „Die Seelen (der Liebenden) versetzen sich aus dem staubigten Kerker, und treffen sich im Paradiese der Liebe" (Schi. S. 151). Sie hält treu an Karl fest. Franz stößt sie ab. „Meine Seele hat nicht Raum für zwei Gottheiten . . . Du, mein Karl, sei mein Genius wider diesen Fremdling [= Räuber Moor]" (Schi. S. 149).

Nicht nur ihren Namen, sondern auch einige Züge ihres schwärmerischen Wesens wird Amalie Wilmont von ihr erhalten haben. Daß unser irdisches Leben ein Gefängnis darstellt, ist den Tieckschen Menschen eine geläufige Vorstellung (z. B. Lov. II, 320).

---

[1]) G. Klee, Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen a. a. O. S. 185.

[2]) Schillers sämtliche Schriften. Stuttgart 1867. II. Teil.

In „Kabale und Liebe“ [1]) wird ebenso die Anschauung verfochten, daß Verstand zersetzt und Mißtrauen schafft, während Gefühl eine Eigenschaft treuer, edler Menschen ist.

Wurm hat gleichen Charakter wie Franz Moor. Entsprechend seiner schurkischen Anlage muß er fragen: „Was sollten auch die phantastischen Träumereien von Seelengröße und persönlichem Adel an einem Hof, wo die größte Weisheit diejenige ist, im rechten Tempo, auf eine geschickte Art, groß und klein zu sein?“ (Schi. S. 421 f.). Er ist der kalte, berechnende Menschenkenner: „Ich müßte mich schlecht auf das Barometer der Seele verstehen, oder der Herr Major ist in der Eifersucht schrecklich wie in der Liebe“ (Schi. S. 423). Doch Luise weiß besser Bescheid um die schwache Seite der Verstandesmenschen: „Sie sind pfiffig, so lang sie es nur mit dem Kopf zu tun haben, aber sobald sie mit dem Herzen anbinden, werden die Böswichter dumm“ (Schi. S. 474). Genau so scheitert Burtons und Andreas ausgeklügelte Intrigue an der Liebe, einem edlen Gefühl, zweier Menschen. Gleich Luise gibt Ferdinand seinem Vater in bitteren Worten zu verstehen, daß der Mensch keine Marionette ist: „Die Rechnung hatte ein Meister gemacht, aber schade nur, daß die zürnende Liebe dem Draht nicht so gehorsam blieb wie deine hölzerne Puppe“ (Schi. S. 504). Wenn Wurm den Präsidenten warnt: „Zwang erbittert die Schwärmer immer, aber bekehrt sie nie“ (Schi. S. 421), so denken wir an Lovell, dem von seinem Vater eine Gattin bestimmt werden soll und der sich deshalb ganz dem Rosa hingibt.

Ferdinand ist die vollkommene Figur des ideal gesinnten Gefühlsmenschen. Offenheit, Gerechtigkeitssinn und natürliches Liebesgefühl zeichnen ihn aus. Innere Neigung steht ihm höher als gesellschaftlicher Rang. Er rügt an Luise die verstandesmäßige Vergleichung ihres Standesunterschiedes: „Siehst du, Falsche, auf welchem Kaltsinn ich dir begegnen muß. Wärest du ganz nur Liebe für mich, wann hättest du Zeit gehabt, eine Vergleichung zu machen? Wenn ich bei dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin, und du hast noch Klugheit neben deiner Liebe? Schäme dich“ (Schi. S. 371).

Seine Neigung erhebt ihn auch wie William zu einem Gott: „Bube [= Hofmarschall], wenn du genossest, wo ich anbetete? . . . Schwelgtest, wo ich einen Gott mich fühlte?“ (Schi. S. 453).

[1]) Schillers sämtliche Schriften. Stuttgart 1868. III. Teil.

Schwärmer oder Intriganten: unter diesem Gesichtspunkte lassen sich auch im „Don Carlos“ [1]) die Schillerschen Gestalten betrachten.

Die radikal hartherzigen Bösewichter sind Alba und Domingo. Ihnen würde der alte Burton wieder entsprechen.

In der Mitte steht Philipp. Anfangs kalt, wähnt er keines Herzens zu bedürfen, die Willkür eines Gottes glaubt er zu besitzen, bis er zusammenbricht, da der eine Posa ihn verachtet: „Ich bin ein kleiner Mensch, ich fühl's“ (S. 444 Z. 5235). Ebenso unsicher ist Andrea bei allem Großtun.

Karlos und Posa sind die hervorstechenden Vertreter der heroischen Tugend. Philipps feuriger Sohn fühlt in sich die Kraft zu großen Taten: „Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm und des Gerüchtes donnernde Posaune“ (S. 203 Z. 1158 f.). Er kann von sich sagen: „Schlimm bin ich nicht . . . wenn auch oft wilde Wallungen mein Herz verklagen“ (S. 197 Z. 1054). Seinem ehrlich werbenden Herzen, glaubt er wie William, müßte der Vater vertrauen: „Zweifel? Ich will ihn tilgen, diesen Zweifel — will mich hängen an das Vaterherz . . . Bis dieses Zweifels felsenfeste Rinde von diesem Herzen niederfällt“ (S. 199 Z. 1087 ff.). Er, der Enthusiast, der keinen Blick für das Reale hat, bildet sich ein, mit seinem offenen Herzen andrer Mißtraun bezwingen zu können. Und in der Tat: „Heucheln konnt' er nie“, muß Alba von ihm gestehen (S. 249 Z. 1999). Er, der Idealist, will nicht aufhören, an das Gute im Menschen zu glauben: „Der Seligkeiten göttlichste“ ist der „Glaube an menschliche Vortrefflichkeit“ (S. 269 Z. 2370 f.). Freilich Philipp, den das Leben oft enttäuscht hat, muß Posas Bitte um Befreiung seiner Mitmenschen ablehnen: „Ich weiß, Ihr werdet anders denken, kennet Ihr den Menschen erst wie ich“ (S. 319 Z. 3293 f.). Auch Domingo, der kalte Rechner, baut auf keine innere Stimme, die an Gutes im andern glaubt: „Ein Blatt Papier fällt schwerer in die Wage als mein lebendigstes Gefühl“ (S. 248 Z. 1979 f.). Karlos aber fleht: „Gott bewahre mich vor Argwohn! [gegen Posa]“ (S. 363 Z. 3955).

Wie dieser trägt Posa in seinem inneren Gefühl den Maßstab sittlichen Verhaltens: „Mein Herz klagt mich nicht an“ (S. 389 Z. 4334). Mit diesem Bewußtsein glaubt er berechtigt zu sein,

[1]) Schillers sämtliche Schriften. Stuttgart 1869. V. Teil, 2. Band.

Spanien die Freiheit zu erkämpfen. Und ähnlich subjektiv äußert sich die Königin: „Mein Herz ... soll allein und ewig der Richter meiner Liebe sein" (S. 390 Z. 4373 f.).

Die Menschen Klingers wie die des jungen Schiller kennen ein Gefühl noch nicht: das der Unsicherheit ihrer Erkenntniskräfte. Die Macht des Verstandes wird zwar bezweifelt, aber das Herz weiß, was gut und böse ist, wozu der Einzelne bestimmt ist. In der Sturm- und Drangperiode ist der Glaube an den Wert und die Richtigkeit der Aussagen des Gefühls nicht erschüttert. Die Tugend ist als Trieb angeboren, man reflektiert nicht über Moral. Man denkt nicht daran, sich über die Frage zu zergrübeln: was bedeutet der Mensch, ist er frei oder determiniert in allem seinen Tun. Man ist religiös und fühlt sich sicher in der Hand eines höchsten Wesens. Von geheimnisvollen, peinigenden seelischen Zuständen, von Sehnen nach dem Unendlichen und von der Verzweiflung, es nicht fassen zu können, ist noch kaum die Rede. Man blickt noch mehr auf das, woran man sich erproben kann, nicht fragt man schon, ob es überhaupt zu einem Ziele führt, die Kräfte zu regen.

δ. Grübeln, Gefühl menschlicher Begrenzung im Erkennen als Zwang empfunden.

1. Goethe (Werther,[1]) Faust).

Da aber beginnt Goethe im „Werther" und „Faust" den Blick mehr in die Tiefe des Individuums zu richten und dabei seine Schranken zu fühlen.

Den „Werther" hatte Tieck oft mit seiner Schwester gelesen.[2]) Die Menschen mit ihrer verzehrenden Liebesleidenschaft und dem innigen Naturgefühl, die Melancholie der Stimmung, die über dem Roman liegt, mußte nach seiner Anlage ihn fesseln und erschüttern. Wie sympathisch ihm in der Tat Werthers Naturauffassung war, sagt er selbst.[3])

Was Tieck bei Shakespeare, Rousseau und Klinger hinsichtlich ihrer Kunst, die Natur als Hintergrund für seelische Vorgänge zu verwerten, beobachtet hatte, erhielt durch die Lektüre „Werthers"

---

[1]) E. Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe. Jena 1875, S. 77 f., weist kurz auf „Lovell" und „Werther" hin.

[2]) G. Klee, Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen, a. a. O. S. 186.

[3]) Tieck, Kritische Schriften I, 82.

seine Vertiefung. Homerische Klarheit muß der düsteren Nacht des Ossian weichen, wenn Liebesgram Werthers Seele umnachtet. So sieht auch Lovell die Natur im Liebesglück frisch und glänzend vor sich (Lov. I, 37), glaubt er aber seine Hoffnungen betrogen, so droht schwarze Nacht ihn mit seinem Jammer zu verschlingen (Lov. I, 21 ff.).

Die „melancholisch sentimentalen Nachtgedanken" Youngs und Ossians Gedichte, die „biblischen Reichtum an Bildern und Vergleichen mit Schwermut und Trauer" vereinen, die „Wolken, Nebel und Wind . . . die gespenstischen Schatten zu den kämpfenden und leidenden Helden" bilden lassen,[1]) geben Werthers wie Balders und Lovells Naturstimmung den bittern Zug des Leidens.[2])

Wie in William und Balder arbeitet in Werther ein ständig quellendes Gefühl, das ihn nicht ruhig an einem Orte duldet. An die alten Plätze der Jugendzeit sich erinnernd, spricht er: „Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung ... hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen" (S. 108).[3]) „Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah [in seinem Heimatsort als Knabe], mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse ..., bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor." „Wenn Ulyß von dem ungemessenen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnisvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sei?" (S. 110). Der gleiche dunkle Trieb in die Unendlichkeit, die die Phantasie sogleich ausschmückt, das Gefühl für romantische Dämmerung und Abscheu gegen wissenschaftliche Betrachtung der Natur lebt in Williams Herz (Lov. I, 230, 87).

In dem Verkehr mit Menschen, die stets vom steifen Zeremoniell gehalten werden, muß sich Werther unglücklich fühlen: „Wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht Einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige Stunde" (S. 96). Und jammernd blickt er in sein Inneres: „Dies Herz ist jetzt tot ... Ich leide

---

[1]) A. Biese, Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. 1888. S. 406 f.

[2]) Young wird im „Lovell" I, 48 und 140; Ossian I, 44; III, 69 genannt.

[3]) Goethes Werke. Weimar 1899. Bd. 19.

viel. Denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf" (S. 128). „Was ist unserm Herzen die Welt ohne Liebe!" (S. 55). So fühlt sich auch Lovell unglücklich mit leerem, ausgebranntem Herzen, trostlos erscheint ihm die Zukunft ohne die erfrischende Kraft des Liebesgefühls: „Wenn dieses glühende Herz nach und nach erkaltet, dieser Funke der Gottheit in mir zur Asche ausbrennt und die Welt mich vielleicht verständiger nennt, — was wird mir die innige Liebe ersetzen, mit der ich jetzt die Welt umfangen möchte" (Lov. I, 23).

Werther eifert gegen Regeln und Vorschriften, wo das Herz lieben, das Genie frei schaffen will (S. 18). Von dem Fürsten, mit dem er reist, behauptet er: „Er fühlt in der Kunst und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das garstige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre" (S. 112). Er haßt den kleinlichen Gesandten, der auf jede Partikel und jedes „Und" achtet, der keinen originalen Stil duldet (S. 91). Sein Widerwille gegen den Zwang bürokratischer Arbeit läßt sich mit Karl Wilmonts kurzer Amtstätigkeit vergleichen (Lov. III, 35 f.).

Wo nicht die ordnende Hand des Menschen die Natur verschnitten hat, fühlt sich Werther froh: „Der Garten ist einfach und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet . . ." (S. 7). Zustände, die noch den ungeschminkten Geist unschuldiger Natur verraten, ziehen ihn an. Er lobt die Einfalt der schlichten Wirtsfrau, die im Kreise ihrer Kinder glücklich lebt (S. 20). Der Gedanke an primitive, patriarchalische Lebensverhältnisse begeistert ihn (S. 40). „Wenn ich da [am Brunnen] sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie . . . die Altväter am Brunnen Bekanntschaft machen und freien und wie um die Brunnen und Quellen wohltätige Geister schweben" (S. 9). Diese Sehnsucht nach der Vergangenheit, den Abscheu gegen das aufgeklärte Wesen, gegen die Kultur, teilt er mit Balder und Lovell.

Die Leitung durch das subjektive Gefühl, das nicht an Normen sich hält, die der Verstand bietet, wird auch im „Werther" gepriesen. Werther achtet den Knecht, der aus reinem Liebesgefühl seine Herrin heiraten möchte, und er sucht für ihn einzutreten, als seine Leidenschaft diesen zum Mörder werden läßt. „Ach ihr vernünftigen Leute!

rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen!" (S. 66). Was soll Verstand, „wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen" (S. 72). Wenn Balder in einem Menschen, der taub, blind und stumm ist, die höchste Weisheit vermutet (Lov. II, 37), so erinnert das an Werthers Ehrfurcht vor jenem Wahnsinnigen.

In pantheistischen Vorstellungen ist Werthers müde Seele beruhigt und froh, wenn er nämlich die kleinen Tiere im Grase „näher an seinem Herzen" fühlt und dabei „die Gegenwart des Allmächtigen" (S. 8) ihm zur Gewißheit wird. Auch Balder ist glücklich, wenn er fern von Menschen und ihrem Wissen weilt: „Wenn man die Blumen und Pflanzen näher kennen lernt, was sie dann anders sind als man gewöhnlich glaubt, sie sind klüger als die Leute denken, und haben auch mehr Gewalt als man meint" (Lov. II, 346). Bei Klinger fehlt noch trotz allem Hang zur Natur dieses Sicheinsfühlen mit ihrem Wesen, das Bewußtsein der inneren Verwandtschaft.

Ferner kommt ein neues wichtiges Element im „Werther" auf: das Grübeln, das Resignieren wegen der Unfähigkeit menschlichen Erkennens und die daraus keimende pessimistische Stimmung.

Werther hat Stunden, wo „alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation" bedeutet (S. 14). Die Menschen wissen ja nicht einmal, „woher sie kommen und wohin sie gehen!" Wie die Kinder vermögen sie auch nicht „nach wahren Zwecken" zu handeln, sie werden regiert durch „Biskuit und Kuchen und Birkenreiser" (S. 15). Ebenso verzweifelt ist Balder (Lov. II, 30; I, 265).

„Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen?" (S. 153). „Daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsternis zu ahnen, wovon wir nichts Bestimmtes wissen" (S. 154). „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes" (S. 75). Gleich pessimistisch denkt wieder Balder vom Wesen der Dinge hinter den Erscheinungen: „Und alles stirbt und verwest; — vergissest du, daß wir über Leichen von Millionen mannigfaltiger Geschöpfe gehen, — daß die Pracht der Natur ihren Stoff aus dem Moder nimmt, daß sie nichts als eine verkleidete Verwesung ist?" (Lov. I, 264 f.).

Wenn Werther selbst dem Wahnsinn nahe war und ihn das garnicht reut, sind doch alle außerordentlichen Menschen von je für Wahnsinnige erklärt (S. 67), so deckt sich das mit Balders erschütternder Behauptung: „Es ist immer noch die Frage, ob ich beim Wahnsinn gewinnen oder verlieren würde" (Lov. I, 267). „Im Grunde bin ich wahnsinnig, weil ich nicht dumm und phlegmatisch bin" (Lov. II, 36).

Trotz aller Trostlosigkeit hält Werther eine Überzeugung aufrecht: „Nahe am Grabe wird es mir heller. Wir werden sein!" (S. 180). Ebenso glaubt auch Balder, daß nach dem Tode alles hell sein wird: „Was willst du vor der Zeit enthüllen? Den Durst nach dieser Weisheit stillen Ja Tod und Grab!" (Lov. II, 350).

Dieser Pessimismus, diese Verzweiflung ist im „Werther" mehr Ausfluß einer allgemeinen Schwermut des Gemüts, hervorgerufen durch den herben Zwang, der Geliebten entsagen zu müssen. Er weiß auch nicht, woran es liegt, daß sein Wissen vom Metaphysischen so mangelhaft ist. Im „Lovell" aber fließt diese trostlose Stimmung mehr aus einem unheimlichen Skeptizismus, der im Kopfe sitzt. Bei Tieck sind sich die Menschen wirklich bewußt, daß es Sinne und Verstand sind, die so wenig weit reichen.

Was sich im allgemeinen über das Verhältnis von „Werther" und „Lovell" sagen läßt, gilt auch von dessen Beziehungen zum „Faust".[1])

Ein Lebensstürmer, den es von Begierde zum Genusse reißt, der im Genusse nach den Idealen schmachtet, der mit seinen Gefühlen die Welt umfangen möchte, dessen Kopf sich wund reibt an den Schranken, die dem Menschen gezogen — dieser Typus eines genialen Menschen ist der gleiche im „Faust" wie im „Lovell", verkörpert in den Titelhelden.

Wenn Faust im Zauberbuch liest: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen; dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!" (S. 453),[2]) wenn er bei der Erscheinung des Erdgeistes aufschreit: „Es dampft! — Es zucken rote Strahlen mir um das Haupt" (S. 454), so denken wir an Andrea, der nicht Verstand, sondern wunderbare Ahnungen für nötig hält, um einen Blick in das Geisterreich tun zu können, der rote Dämpfe im Zimmer aufsteigen läßt, um die Erscheinung magischer zu gestalten.

[1]) R. Köpke a. a. O. I, 108 teilt Tiecks Kenntnis dieser Dichtung mit.

[2]) Faust-Fragment, herausg. v. K. Alt. Deutsch. Verlagshaus, Stuttgart.

Mephisto und Rosa (Andrea) sehen sich in ihren Absichten sehr ähnlich. Beide wollen ihre Schüler vom Spekulieren zum Genießen bringen. Doch bricht bei diesen der sittliche Instinkt immer wieder hervor. Das zeigt sich besonders im „Faust" bei der Gretchenepisode, im „Lovell" bei der Rosalinenszene. Als Faust in Gretchens Zimmer tritt, wird ihm eigen zumute: „Natur! hier bildetest in leichten Träumen den eingebornen Engel aus." Sein Gewissen fragt warnend: „Was willst Du hier? Was wird das Herz Dir schwer? Armsel'ger Faust! ich kenne Dich nicht mehr" (S. 483). Und was ihm an edlen Empfindungen zu entschwinden droht, bewundert er an Gretchen: „Ach daß die Einfalt, daß die Unschuld nie sich selbst und ihren heiligen Wert erkennt! daß Demut, Niedrigkeit, die höchsten Gaben der liebevoll austeilenden Natur —" (S. 493). Gleiche Gefühle bewegen Lovell, als er Rosaline kennen lernt: „Es ist gewiß, daß man unter unschuldigen Menschen selbst wieder unschuldig wird. Jetzt kommen mir manche meiner Ideen zu gewagt vor, die mir sonst so natürlich erschienen; ich bin hier in der kleinen Hütte demütiger, ja ich fühl' es, daß ich ganz einer von den Menschen werden könnte, die ich mir bisher garnicht deutlich denken konnte", die in enger Stube wohnen, beten und Märchen hören (Lov. II, 143). „Sie rührte mich, als sie mir die Einrichtung ihrer künftigen kleinen Wirtschaft beschrieb" (Lov. II, 147). „Sie kommt mir in manchen Augenblicken mit ihrer Unschuld wie eine heilige Priesterin oder wie eine unverletzliche Gottheit vor" (Lov. II, 149).

Wie Faust leidet Lovell unter dem Trieb, der ihn nicht ruhen läßt in dieser Eingezogenheit. „Warum bin ich nicht zufrieden und glücklich? Warum bleibt ein Wunsch nur so lange Wunsch, bis er erfüllt ist? Hab' ich nicht alles, was ich verlangte? und dennoch werd' ich immer weiter vorgedrängt und auch im höchsten Genusse lauert gewiß schon eine neue Begierde, die sich selbst nicht kennt" (Lov. II, 155; auch III, 297).

In beiden Dichtungen endet das Verhältnis tragisch. Daß Faust und Lovell die Geliebte im Stich lassen, geschieht unter Einfluß von Mephisto (S. 503) einerseits und Rosa andererseits.

Wie Rosa über Lovells Träumereien und Schwärmen in Phantasiewelten spottet, so Mephisto über Faust: „In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen, Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen, Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen, Der Erde Mark mit Ahndungsdrang durchwühlen . . ." (S. 504).

In beiden Dichtungen haben die einfachen Leute eine gefühlsmäßige Abneigung gegen Bösewichter. Der alte Willy fühlt sich abgestoßen durch Rosa (I, 163 f.). Ebenso instinktmäßig flieht Gretchen den Mephisto: „Kommt er einmal zur Tür herein, Sieht er immer so spöttisch drein ... Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt; Es steht ihm an der Stirn' geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben ... und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu" (S. 499 f.).

Wenn Faust sein religiöses Bewußtsein in die Worte kleidet: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen, Ich glaub' ihn? ... Schau' ich nicht Aug' in Auge dir! Und drängt nicht alles Nach Haupt und Herzen dir, Und webt in ewigem Geheimnis Unsichtbar Sichtbar neben dir? Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, Nenn' es dann, wie du willst" (S. 498 f.), so gleicht das Balders Gottesgefühl: „Den Namen Gottes denen nennen, Die ihn nicht mit dem Herzen kennen, Ist Missetat. Es hängen um mich Geisterchöre, Und sprechen laut, daß ich es höre; — Sie halten Rat. ‚Laß Mensch jetzt deine Zunge schweigen, Bis sich die runden Jahre neigen'" (Lov. II, 350). Bei beiden wird Gott erkannt durch ein eingeborenes Gefühl, das sich mit Worten nicht ausdeuten läßt.

Wenn der Erdgeist ruft: „Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid" (S. 455), so gebrauchen die Tieckschen Personen auch für das Äußere des Wesens der Natur Worte wie „verkleidete Verwesung" (Lov. I, 265), „verhüllendes Gewand", „Verkleidung" (Lov. I, 266).

2. Karl Philipp Moritz.

Als ein Sproß des Werthergeistes erscheint der psychologische Roman „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz (1790).

Reiser, ein begabter Jüngling, gibt sich unter dem Druck äußerer Verhältnisse seinen phantastischen Einbildungen hin. Dadurch verliert er ständig den Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Er beginnt zu grübeln und fällt einer traurigen Melancholie in die Arme. Einsamkeit und Erkenntnis der Unmöglichkeit, in fremde Wesen einzudringen, bedrücken ihn noch mehr. Freunde, die Natur und die Aussicht, ein bedeutender Dichter oder Schauspieler zu werden, stellen auf einige Zeit sein Selbstgefühl wieder her. Wirklichen Trost findet er im Aufblick zu Gott.

Vom Ringen nach letzter Erkenntnis bis zur Verzweiflung verspüren wir bei ihm nichts. Die Wonnen der Liebe lernt er nicht kennen. Wenn er keinen richtigen Standpunkt zu den realen Verhältnissen findet, so wird das stets auf die Mißachtung durch die andern Menschen geschoben. Seine Empfindsamkeiten in Gedanken und Situationen sind meist eingebildet. Der große Zug scheidet Reiser von Lovell.

Tieck kannte den Roman, wie seine Erinnerung an Reisersche Empfindungen in Erfurt zeigt.[1]) Trotz obiger Unterschiede verraten einige Züge deutlich die Verwandtschaft beider Dichtungen.

Als Knabe verkehrt Reiser mit Gott wie mit seinesgleichen. Gleich naive religiöse Empfindungen zeigen Waterloo und William. Anton kommt zu einem Hutmacher in die Lehre, der Ahnungen und Visionen hat (I, 93 f.).[2]) Durch erzwungene Gebete für seinen Meister lernt er heucheln, der alte Burton betrügen durch zwangsmäßiges Dichten und Stilübungen.

Mit Lovell teilt er die Qual der „Leerheit der Seele" (IV, 150). Beide fühlen sich nur wohl, wenn alles von einem tiefen Gefühl getränkt ist. Von Reiser heißt es: „Das Einzelne, Abgerissene und Zerstückte in seinem Dasein war es immer, was ihm Verdruß und Ekel erweckte. Und dies entstand so oft, als unter dem Druck der Umstände seine Gedanken sich nicht über den gegenwärtigen Moment erheben konnten. — Dann war alles so unbedeutend, so leer und trocken" (IV, 114).

Reiser klagt darüber, daß das menschliche Denken an Worte gebunden sei, daß er die Schranken nicht überspringen könne, die vom „reinen Denken" abhalten. Das Sein, so hat er erkannt, ist ein Grenzbegriff für die Vernunft (III, 152). Nach seiner Ansicht irren alle Menschen einsam wie in einer Wüste auf dieser Erde (III, 59). Er lernt begreifen, wie wenig der eine vom andern etwas weiß (III, 38 f.). Zu solchen Fragen ist er durch sein Studium der „idealistischen Systeme" gekommen. Moritz meint darüber: „Auf diesem bodenlosen Ufer fand er nun keinen Platz, wo sein Fuß ruhen konnte. Angstvolles Streben und Unruhe verfolgten ihn auf jedem Schritte" (IV, 171 f.). Die Beschäftigung mit dem Erkenntnisproblem, die, wie bei Tieck, eine Bekanntschaft mit Kant verrät,

---

[1]) G. Klee, Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen, a. a. O. S. 186.

[2]) Karl Phil. Moritz, Anton Reiser. Berlin 1785—90. IV Teile.

fördert den unglücklichen Hang seiner Phantasie zu melancholischen Vorstellungen. Das ist das neue, bedeutsame Moment im „Reiser" gegenüber „Werther" und „Faust": die kritische Einsicht. Und dieser Gedankenfortschritt wirkte besonders im „Lovell" nach. Indessen bewahrt den Reiser einerseits seine religiöse Anlage vor wirklichem Skeptizismus — den Glauben an den christlichen Gott verliert er nicht (III, 106, 113) —, zum andern ist, wie oben angedeutet, sein Temperament zu lau, als daß er wie Balder und William versuchte, die Schranken auf anderm Wege zu überspringen.

Gleiche melancholisch-menschenfeindliche Stimmung, wie Tieck sie beim „Sturm und Drang" nacherleben konnte, fand er auch im „Reiser" wieder. In Youngs Nachtgedanken begegnet Anton allen seinen Vorstellungen von der Nichtigkeit des Lebens (III, 36). Er beginnt die Einsamkeit zu lieben. Bei dieser Abgeschlossenheit faßt ihn eine Verachtung gegen die Menschen (III, 40 ff.). Hatte er doch erfahren, daß stets da, wo sie sind, Unzufriedenheit herrschen muß (III, 68). Werther mit seinen „Empfindungen von Einsamkeit, Naturgenuß, patriarchalischer Lebensart, daß das Leben ein Traum sei", ziehen ihn an (III, 93). In seiner deprimierten Stimmung kommt ihm das Leben vor wie ein Marionettenspiel (III, 95). So lächelt auch Balder bei seinen Pflanzen und Tieren über die Welt, die in seinen Augen einer Komödie gleicht. Reiser sympathisiert schließlich sehr mit dem Gedanken, ein Mönch zu werden. Dort will er fern der boshaften Welt mit ihren Enttäuschungen ruhig leben und sein Gärtchen bauen (IV, 122 f.). Auch Lovell sehnt sich nach dem Kloster.

Mit seiner Selbstzerfaserung und Seelenanalyse, mit der Betrachtung jedes Gefühls und Triebes, selbst des häßlichsten, gliedert sich also der „Lovell" auch in die Tradition der psychologischen Romane ein. Er ist die direkte Fortsetzung der sog. Reiserliteratur, nur mit dem Unterschied, daß er die geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts in umfassenderem Maße widerspiegelt.

3. Heinse.

Einer, der das Dogma von der Freiheit der Empfindung als Schüler des lasciven Wieland und unbedingter Anhänger Rousseaus auf eine bedenkliche Spitze treibt, ist Heinse in seinem „Ardinghello" (1786).

Ardinghello ist der Jüngling mit der Feuerseele, der nur sich kennt, der einzig das für berechtigt hält, wonach seine glühende

Phantasie und Leidenschaft trachtet. Was heißt ihm Moral, Gesellschaft, wenn die Natur spricht, wenn das Herz brennt?

In ihm lernte Tieck für seinen „William Lovell", wenn es galt die Geniemoral zu vertreten, einen prägnanten Typus kennen. Die einzige Schranke für Heinses Held ist des Menschen Kraft. „Der starke und tapfere hat zu mehrerem Recht, eben weil er weitere Bedürfnisse hat" (S. 396).[1]) Was aus der Natur kommt, ist gut, also auch jeder Liebestrieb. Deshalb wird es Ardinghello nicht als Sünde ausgelegt, wenn er eine verheiratete Frau liebt. Das ist nach seiner Anschauung etwas Natürliches; das Falsche hierbei ist nur die bürgerliche Moral, die Regeln aus andern Interessen fordert. Rosa argumentiert genau so: alle Leidenschaft ist naturnotwendig. Ihr entgegen treten hieße, wider die Natur streben. Als Ardinghello von Lucinde spricht und danach von der ersten Geliebten Cäcilia, „errötete" er „wie ein Unheiliger". Doch „wie, bin ich strafbar, daß ich mich mit dem Schönen zu vereinigen suche, wo ichs finde? Ist dies nicht der edelste Trieb unsres Geistes? In was für einer Welt bin ich, wo dies Naturlaster sein soll? Den Menschen zerrüttende bloße bürgerliche Ordnung ist es. Komm, göttlicher Plato, und stürz' alle die barbarische Gesetzgebung über den Haufen und führe deine Republik ein, wo wenigstens Mann und Weib mit ihrer Liebe heilig und frei sind" (S. 111). So entschuldigte Agathon seine zweite Liebe, zu Danae, und Lovell die zur Blainville. Lucinde wird wahnsinnig, weil sie glaubt, der Konvention gehorchen, d. h. ihrem Verlobten die Treue halten zu müssen. Ardinghello urteilt darüber, nur „die barbarische Moral, Feindin des Lebendigen" (S. 140) habe sie beinahe zugrunde gerichtet.

Diesen Voraussetzungen entsprechend, äußert er sich über Erziehung. Den Kindern muß Zeit gelassen werden, sich selbst zu bilden. „Alle Natur, wenn sie groß und herrlich werden soll, muß freie Luft haben." Das, was die Natur Gutes angelegt hat, darf man nicht verbilden, man soll es nur wecken, herausholen (S. 59). „Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes hat die wahren vortrefflichen Menschen in jedem Stand hervorgebracht" (S. 60). Das Gleiche lehrte Rousseau, dann Klinger und im ‚Lovell' ähnlich nach ihrer dreier Vorbild Mortimer.

---

[1]) Heinses Werke. Leipzig 1902. Bd. 4.

Schweifendes Phantasiegefühl, das sich in Ahnungen äußert, teilt Ardinghello mit Lovell und Balder. „Seine Seele schien zu ahnden, daß er sie nie wieder sehen sollte" (Ard. S. 24 f.). „Es war gewiß Ahnung dessen, was mir bevorstand" (Ard. S. 381). Ebenso Lovell: „Eine dunkle, ungewisse Ahnung hat mich befallen, als sei hier in diesen Momenten eine der Epochen meines Lebens" (Lov. I, 19). „Ich ahnde eine Zeit, in welcher mir meine jetzigen Empfindungen wie kindische Träume vorschweben werden" (Lov. I, 23). „Aus den Wipfeln fiel eine schwere Ahndung auf mich herab, daß ich nie dort wieder wandeln würde" (Lov. I, 54). Ardinghello blickt auf das Meer: „Mein Geist schwebte weit über der Mitte der Tiefen und fühlte ganz in unaussprechlicher Wonne seine Unendlichkeit" (Ard. S. 92). William in Genua: „Ich labte mich hier am Anblick des großen allmächtigen Meeres. Mein Geist ward in mir größer und ich fühlte mich . . . über die Natur hinausragen" (Lov. III, 346).

Bei aller Ausgelassenheit wird wie bei Lovell auf Ardinghellos guten Instinkt, auf seine gute Natur hingewiesen. „Seine Leidenschaften kümmerten mich. Jedoch verließ ich mich wieder auf seinen hellen Geist und sein edel Herz" (Ard. S. 52). Dagegen sind die Verstandesmenschen wie bei Tieck — auch der ganze „Sturm und Drang" verfährt so — Bösewichter. Das gilt von Ardinghellos Nebenbuhler, dem Bräutigam der Cäcilia, der eine „kalte Staatsperücke von widrigem Gesichte" genannt wird. Ardinghello dagegen ist ehrlich. Aus Freundschaft läßt er den Türken Diagoras frei, aus Edelmut verführt er Lucinde anfangs nicht.

Dieser bessere Trieb wird, wie bei den Tieckschen Menschen, dem Walten einer höheren Macht zugeschrieben. Der Mensch ist ein von der Gottheit Besessner. Bei Tieck heißt diese Macht „Schutzgeist" (I, 168, 334), „Genius" (I, 107, 139, 345; II, 144; III, 288, 299), oder „Dämon" (I, 69, 122), „böser Geist" (I, 306; II, 155). Ardinghello sagt von sich: „Mein Schutzgeist hat mich davon abgehalten." Nach seiner Ansicht besaß nicht bloß Sokrates solch innere Stimme. „In jedem Menschen wohnt ein Gott und wer sein inner Gefühl geläutert hat, vernimmt ohne Wort und Zeichen dessen Orakelsprüche; erkennt seinen eignen höheren Ursprung" (Ard. S. 56). Das war ja auch im „Lovell" die Meinung, daß nur die Worte hindern, das eigenste gute Wesen des Menschen zu erkennen. Überläßt sich William seinem innern

guten Gefühl, dann ahnt er den höheren, besseren Ursprung seiner Seele (Lov. III, 231).

Ardinghello braucht sich daher nicht vor dem Tode zu fürchten. Denn einst wird ihn „sein göttlich Urwesen durch alle Zeiten von der Drangsal niedriger Verbindungen . . . erlösen" (Ard. S. 74). Tod ist Befreiung vom irdischen Elend. Der alte Lovell glaubt, daß er der Gleiche geblieben ist, daß nach dem Tode sein geistiger Kern das Gefängnis des Körpers verläßt und sich in seine bessere Heimat aufschwingt (Lov. II, 222 f.). „In jedem Körper liegt die Seele wie ein armer Gequälter in dem Stiere des Phalaris" (Lov. II, 329). Das Irdische ist das Gemeine, die Seele ist wie ein „eingekerkerter Engel" (Lov. II, 340). Sie repräsentiert auch nach Andreas Meinung die Urverfassung, die aus göttlichen Sphären stammt (Lov. II, 341).

Wie Lovell hat sich Ardinghello mit philosophischen Fragen beschäftigt. Und er ist zu gleichem Resultat gekommen wie jener: „Der Mensch ist ein sonderbares Wesen und voller dunklen Gefühle, die kein Philosoph aufklärt" (Ard. S. 381). Wie die Menschen im „Lovell" ahnt er dunkel die Schranken menschlicher Erkenntnis, ohne aber über die besonderen Bedingungen empirischer und metaphysischer Erfahrung zu reflektieren. Wenn er sich auch des Simonides Meinung anschließen will: „Metaphysik hat Gott allein, sie ist sein Ehrenamt" (Ard. S. 332) — eine feste Überzeugung im „Lovell" —, so spielt er doch ebenso gern mit Ansichten antiker Denker, die über Transzendentes Aussagen machen. Er hört mit Ernst auf Platos These, wonach den Gestirnen der höchste Verstand zukomme. Die Strahlen der Sonne sollen weiter das belebende Prinzip in der Materie sein (Ard. S. 278). Diese können sich aber, nachdem sie in Körperliches eingegangen sind, wieder von dem Einzelnen lösen „in Rückerinnerung der alten überschwenglichen Wonne". Ähnlich sagt Euripides: Der unermeßliche „Äther, der die Erde mit frischen Armen rund umfängt, das ist Gott". Und Aristophanes: „Unser Vater Äther, heiligster, aller Lebensgeber!" (Ard. S. 279).

„Alles kehrte zurück, wo es herkam; was von der Erde entsproß, zur Erde: das Himmlische wieder in die luftschwebenden ätherischen Zärtlichkeiten" (Ard. S. 280). Denn alles Getrennte will zu seinem einigen Urgrunde zurück. Es ist klar, „daß uns entweder der Tod mit diesem vereinigt oder doch nähert; oder nach mancherlei Durchwanderungen von Körpern wieder dahin bringen muß (Ard. S. 280 f.).

Aus diesem Gedankenkreise, in dem zugleich vieles vom jungen Wieland steckt (vgl. oben S. 134 ff.) — war ja doch Heinse auch dessen Schüler —, wird Tieck geschöpft haben bei des alten Lovell Kreislauftheorie (Lov. II, 222 f.), bei der Ansicht von der Präexistenz der Seele (Lov. III, 282), bei der Anschauung, daß Kinder größere Weisheit hätten, weil sie noch nicht so lange Zeit getrennt vom Urgrunde lebten und deshalb die Funktionen des Körpers diesen Kern noch nicht hätten verbilden können (Lov. II, 268 f., ähnlich 336). Ausdrücke wie „erinnernder Anhauch einer früheren Bekanntschaft" (Lov. I, 53), „die Erinnerung ihres [der Seele] vorigen Zustandes" (Lov. I, 332), „die Seele badet sich im reinsten Glanze des Äthers" (Lov. I, 299), „ein Ätherglanz ist auf mich herabgefallen, ein Gott hat meine Seele angerührt" (Lov. I, 57), durch die Macht der Liebe schwingt der Mensch sich „zum höchsten Äther" (Lov. I, 22), werden, gleichfalls angeregt durch die Lektüre der „Sympathien" ɔc., durch Beschäftigung mit „Ardinghello" lebendiger in Tiecks Gedächtnis geblieben sein.

Hier dürfte die Gelegenheit sein, um Edgar Ederheimers[1]) Ansicht entgegen zu treten, daß schon 1792 im „Abdallah" Tieck von dem Mystikerphilosophen Jakob Boehme beeinflußt sei (Ed. S. 3 f.).

Dem stehen 1. äußere Daten entgegen. Köpke[2]) berichtet: „In der Zeit, wo er [Tieck] Jakob Boehme ergriffen hatte, fand Tieck auch Novalis". Dies war im Sommer 1798.[3]) Als Tieck an der Genoveva arbeitete (1799)[4]), betrieb er, wie Köpke weiter mitteilt, das Studium Jakob Boehmes mit Eifer.[5]) Ebenso findet nach Ranftl[6]) Tieck erst 1798 die „Morgenröthe". Bis dahin hatte Tieck noch nichts von dem merkwürdigen Manne gesehen.

2. widerlegen innere Kriterien Ederheimers Behauptung. Es wäre höchst verwunderlich, daß Tieck 1792 den rettenden Anker in seinen philosophischen Zweifeln gefunden haben sollte, ohne daß man bei den positiven Figuren im „Lovell" etwas von der neuen religiösen Gewißheit spürte. Denn was Ederheimer als Boehmesches Gut im „Abdallah" nachweisen zu können glaubt, müßte sich doch auch in dem nachfolgenden Romane finden. Lassen sich nun aber hier die vermeintlich Boehmeschen Einflüsse aus der Literatur der kurz

[1]) E. Ederheimer, Jakob Boehmes Einfluß auf Ludw. Tieck. Diss. Heidelberg 1904.

[2]) R. Köpke a. a. O. I, 247; [3]) I, 248; [4]) II, 296; [5]) II, 172.

[6]) Ranftl, Tiecks Genovefa als romant. Dichtung. Graz 1899. S. 115.

vorhergehenden Zeit ableiten, so hat das auch für den „Abdallah" zu gelten. Damit behielte Köpkes Mitteilung ihre Richtigkeit.

Tieck hat nach Ederheimer von Boehme die „Grundlehren von der Allgegenwart und dem ewigen Weben des göttlichen Geistes, vom Lichte oder Sohn als dem Herzen Gottes, von der Zerbrechlichkeit und ihrer Überwindung, von der noch im Glast in uns lebenden Erinnerung an das Paradies, die Ätheridee und den Gedanken von der Musik als paradiesischem Nachklang" entlehnt (Ed. S. 26). Dagegen läßt sich sagen: von der Allgegenwart Gottes sprechen Werther und Faust, Ardinghello fühlt in sich ständig eine göttliche Stimme, den Äther als Abkömmling des ewigen Urwesens, der Gottheit, finden wir bei Heinse, zudem lag das, was mit dem himmlischen Lichte und ätherischen Sphären zusammenhing, dem pietistisch-Wielandischen Kreise nahe. Die Genannten sehen auch das Körperliche als minderwertig, zerbrechlich an, das nur vorhanden ist, damit es überwunden werde, daß man an ihm seine sittlichen Kräfte erprobe. Die Erinnerung an ein ehemals höheres Wesen ist ebenfalls Wielandisch-Heinsisch, auch dem „Sturm und Drang" nicht fremd, das Musikalische als paradiesischer Nachklang entwickelte sich, angeregt durch Wieland und Klinger, aus Tiecks eigner feiner Phantasie, die überall Töne und Stimmen vernahm. Wollen wir denn schließlich der eignen dichterischen Erfindung und Weiterbildung alle Selbständigkeit nehmen? Waren nicht vielmehr diese schattenhaft klingenden Elemente für den Phantasten Tieck am passendsten, um eine Verbindung mit einem unsichtbaren göttlichen Reiche in ihnen ahnen zu lassen?

Selbst die Macht der Phantasie soll Tieck erst durch Boehme kennen gelernt haben! Ederheimer schreibt: „Unter diesem heiligen Geiste aber, der das Buch des Mystikers entstehen hieß, lernte Tieck beim Weiterlesen bald die alles durchleuchtende Phantasie verstehen. Und nun vollzog sich in seinem Geiste eine ungeheure Veränderung. Aus dem Aufklärer wird der Romantiker" (S. 1 f.). Daß Tieck zu jener Wandlung nicht Boehmes bedurfte, zeigen, von den Lebensbildern angefangen, die vorhergehenden Ausführungen. Zudem dürfte sich Phantasie nicht einem Andern abgucken lassen.

Ferner will Ederheimer den Gedanken im „Abdallah", daß Gott nur Gutes geschaffen habe, auf Boehme zurückführen. Dort heißt es: „Wenn der Ewige auch nach seiner Güte das Laster zuläßt, so ist er es doch nicht selbst, der den Lasterhaften führt, das hieße ihn

aus seinem Wesen hinausschalten, denn er ist ja das Gute selbst" (Abd. S. 36).[1]) Abgesehen davon, daß das christlich-dogmatische Anschauung ist, hatte auch Leibniz Gott als den allergütigsten gefaßt und das Böse als metaphysisch notwendig angesehen. Das Endliche muß nach seiner Ansicht unvollkommen sein.

Auch folgende Anschauung aus „Abdallah", die Ederheimer (S. 27) für Boehme in Anspruch nehmen will, ist in der damaligen Literatur bekannt: „Dem Weisen verstummt das dumpfe, verworrene Getöse der Zeitlichkeit, er vernimmt den Gang der ewigen Naturgesetze, die Kleidung fällt von der Endlichkeit ab, und er sieht mit anbetendem Schauder die unendlichen Kräfte durcheinander weben und die Räder im ewigen Schwung sich drehen" (Abd. S. 60). Daß die Natur eine Verkleidung des Urwesens ist, war bereits als Ansicht Fausts nachgewiesen. Und selbst das sinnfällige Bild von den Rädern finden wir schon bei einem andern. In Herders „Gott"[2]) wird die Notwendigkeit der Veränderung im Naturgeschehen also betont: „Hemmen Sie nun Ein Rad in der Schöpfung und alle Räder stehen stille". Ein träger Punkt würde die „Räder der ganzen Schöpfung hemmen" (S. 564).

Daß Tieck Herder kannte, scheint mir z. B. auch aus seiner Art der Kunstbetrachtung hervorzugehen. Die soll nach Herder in der Begeisterung und gemütlichen Erfassung des Geistes eines Kunstwerkes bestehen. Im künstlerischen Objekt soll Eine große Seele sich offenbaren wollen. So ist auch die Ansicht bei William und Eduard Burton, denen tändelnde, verstandesmäßige Zusammenstoppelung verhaßt ist (Lov. I, 40, 85, 87 ff., 229).

4. Schillers Juliusbriefe.

Der Gedankenfortschritt, den wir beim Erkenntnisproblem im „Reiser" gegenüber „Sturm und Drang" konstatieren konnten, zeigt sich ebenso deutlich in den Juliusbriefen von Schiller. Als dieser 1785 nach Dresden kam, fand er Körner gerade mit der Lektüre Kants beschäftigt.[3]) Der reifere Körner suchte nun den enthusiastischen Jugendfreund zur kritischen Besinnung[4]) zu bringen, so daß dieser

[1]) Tiecks Schriften. Reimer 1828. Bd. VIII.

[2]) Herders Werke, Bd. 16. Berlin 1887.

[3]) J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke, II. Bd., S. 485.

[4]) Ebenda S. 490. Durch Betonung der Schranken der Vernunft weist Körner deutlich auf Kant.

zwischen einem naiv gefühlvollen Optimismus und dem bedächtigen Königsberger Philosophen verzweifelt hin und her zu schwanken beginnt. Den Gehalt ihrer philosophischen Diskussionen wollten sie in einem Briefroman niederlegen, wobei Schiller als Julius in Erinnerung an Anschauungen aus der Jugendzeit ein phantastisch-metaphysisches System verteidigen, während „Raphael-Körner" auf die Grenzen der Vernunft hinweisen sollte.[1]) Als Fragment erschienen schließlich diese „philosophischen Briefe" 1786 und 1789 in der „Thalia".

Die Parallelen zwischen Julius und der schwärmerischen Anschauung des Andrea, William und Balder einerseits, sodann der beiden letzteren und des Julius Fall in Pessimismus andrerseits, nachdem dieser durch Raphael, jener durch Rosa und eigne Besinnung auf die Unmöglichkeit der Erkenntnis transzendenter Werte durch die Vernunft aufmerksam gemacht ist, zeigen sich so offenbar, daß eine Bekanntschaft Tiecks mit dieser Schillerschen Abhandlung mir sicher erscheint. Ich lasse einige prägnante Stellen aus den „Philosophischen Briefen" folgen, die den niederdrückenden Eindruck bei Tieck, den er hinsichtlich metaphysischer Erkenntnisse durch Beschäftigung mit Kant erhalten hatte, verstärken mußten.

Julius schreibt an Raphael: „Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkner." „Ich *empfand* und war glücklich. Raphael hat mich *denken* gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen" (S. 34).[2]) „Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab." Er beginnt an Gott zu zweifeln: „Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung." „Glaube niemand als Deiner eignen Vernunft, sagtest Du weiter." „Meine Vernunft ist mir jetzt alles, meine einzige Gewährleistung für Gott, Tugend, Unsterblichkeit" (S. 35). „Ich fühle mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne ... die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen" (S. 36; vgl. Lov. I, 320 ff.). „Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Ödipus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste" (S. 37).

---

[1]) J. Minor, Schiller a. a. O. II, S. 486 u. 619 der Anmerkung zu 486,1.

[2]) Schillers sämtl. Schriften, herausg. v. Goedeke. Stuttgart 1868. 4. Teil, S. 31—60.

Die Theosophie des Julius gleicht Lovells Liebestheorie (Lov. I, 22), wie sie Tieck auch schon beim jungen Wieland und dem „Sturm und Drang" entgegen getreten war: die Liebe ist „das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung", sie ist „nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft" (S. 45). Der Liebende nähert sich der Gottheit. „Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit" (S. 47). „Die ganze Summe von harmonischer Tätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt." Das vereinigende Band dieser Trennungen ist die Liebe (S. 49). Sie ist die „Leiter, worauf wir emporklimmen zu Gottähnlichkeit" (S. 50).

Raphael dagegen ist „abgehärtet in der strengen Schule der Resignation" (S. 38). Er will Julius auf den Wert des Selbstdenkens aufmerksam machen, ihn befreien von Autorität und Träumen der Phantasie. Er will dessen Erfahrungen bezüglich der Schranken der Vernunft beschleunigen (S. 57). „Erst muß Dir [Julius] der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Wert ihrer freyesten Äußerung schätzen kannst" (S. 59). Wie Rosa dem William, so rät Raphael dem Julius, nicht im Streben nach einem unerreichbaren Ziele seine Kräfte zu verschwenden. Davor warnt oft auch Mortimer. Raphael will den Freund überzeugen, daß manche Forderungen an unsere Erkenntnisfähigkeit überhaupt ungerechtfertigt sind (S. 59).

C. Kant.

Der Philosoph, der Verstand und Sinnestätigkeiten auf die Welt der empirischen Erfahrung beschränkt hatte, der die gesamte äußere und innere Erfahrung durch apriorische Gesetze zu einem streng kausal und notwendig verknüpften Ganzen rationalisierte, der das Gebiet menschlichen Wissens an die Anschauungsformen von Raum und Zeit gebunden sein ließ, war Kant.

Ihn hatte Tieck, wie das Lebensbild gezeigt (S. 82), studiert und nach seinem Erlanger Reisebrief disputierte er mit einem Prediger aus einem Dorfe bei Jena über die Kantische Philosophie.[1])

Wie die meisten seiner Zeitgenossen begriff er Kants Welt der Erscheinung als Welt des Scheins. Dies Mißverständnis ließ in

[1]) G. Klee, Tiecks Reise a. a. O. S. 183.

Kants Lehre einen Skeptizismus sehen, der nahe zur Verzweiflung führte. Man verstand nicht, daß Kant die Erfahrung gerade sichern wollte. Der Schein kann wohl aufgehoben werden, lautete seine tiefsinnige Weisheit, aber die Welt der Erscheinung nie, sie ist eben unsere Welt, wie sie ewig sein wird, bedingt durch die Kategorien und Anschauungsformen.

Für Tieck und seinesgleichen schien nun infolge ihres Mißverständnisses Kants ein Fluch auf Verstand und Sinnen zu lasten. Waren es nach ihrer Meinung doch diese, die den Menschen hinderten, mit dem Wesen der Dinge in Verbindung zu treten. Sie glaubten daher, alles objektiv Gültige in Wissenschaft, Sittlichkeit und Religion sei unmöglich zu erfassen.

Tieck unterscheidet sich, wie schon des öfteren angedeutet, bei seiner Verachtung jener Erkenntnisfunktionen vom „Sturm und Drang". Auch dessen Vertreter verwerfen den Verstand, aber weil sie glaubten, er sei es, der einengende Regeln vorschreibe, der aus den Menschen kalte Rechner, Bösewichter mache, eine Anschauung, die Tieck neben jener anderen auch teilt. An der Kraft des Gefühls zweifelten sie aber keinen Augenblick. Dieses hatte für sie absolut sicheren moralischen und religiösen Erkenntniswert. Sie zweifelten nie an der Unsterblichkeit ihrer Seele. Ihr Gefühl sagte objektiv Wahres. Die prinzipiellen erkenntnistheoretischen Probleme waren ihnen noch nicht aufgegangen. Daß man erst fragen müsse, wie ist Erkenntnis überhaupt möglich, in wieweit sind gegebenenfalls Gefühlserfahrungen allgemein gültig, daran hatten sie noch nicht gedacht.

Der „Lovell" ist daher eines der ersten literarischen Produkte — nachdem Moritz, Heinse, Schiller leise vorgearbeitet hatten —, das jene Einsicht ausspricht und bei dem diese eine bis dahin noch nie so deutlich gezeichnete Wirkung auf Lebensgefühl und Lebensführung hervorruft: Pessimismus und sittlichen Verfall. Der „Lovell" ist der erste Roman, in dem diese Stimmung und der sittliche Verfall aus dem Bewußtsein der Schranken menschlichen Wissens folgt, während sich im Werther und Reiser, ausgenommen die Juliusbriefe und wohl auch der „Geisterseher", der Pessimismus mehr aus einer Melancholie des Gefühls ergibt.

Einige Stellen im „Lovell" lassen, wie ich glaube, direkten Zusammenhang mit Kant erkennen. William schreibt: „Wir können nicht die wahre Gestalt der Dinge erkennen" (Lov. I, 314). Denn „alles, was ich außer mir wahrzunehmen glaube", kann „nur in mir

selber existieren. Meine äußeren Sinne modifizieren die Erscheinungen, und mein innerer Sinn ordnet sie und gibt ihnen Zusammenhang. Dieser innere Sinn gleicht einem künstlich geschliffenen Spiegel, der zerstreute und unkenntliche Formen in ein geordnetes Gemälde zusammenzieht" (Lov. I, 320). „Mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursache und Wirkung ist, findet alles in genauestem Zusammenhang, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann" (Lov. I, 321). Rosas Gedanken bewegen sich in gleicher Richtung: „Mögen die Dinge außer mir sein wie sie wollen" (Lov. I, 316). „Alle unsre Gedanken und Vorstellungen haben einen gemeinsamen Quell — die Erfahrung" (Lov. I, 317). Der menschliche Geist „versuche es doch einmal, die Unordnung und das Chaos zu denken . . . Es ist ihm unmöglich. Unser Geist ist an diese Bedingung geknüpft; in unserm Gehirn regiert der Gedanke der Ordnung und wir finden sie auch außer uns allenthalben" (Lov. I, 318). Auch Balder ist von den Grenzen menschlicher Einsicht durchdrungen: „Unsre Vernunft . . . darf nur auf der Erde wandeln; noch keinem ist es gelungen, über Ewigkeit, Gott und Bestimmung der Welt eine feste Wahrheit aufzufinden" (Lov. I, 268).

In der Kritik der reinen Vernunft[1]) fand Tieck selbst oder durch Vermittlung andrer diese Gedanken. Ich führe einige auffallend ähnliche Sätze an: „Vermittelst des äußeren Sinnes, . . ., stellen wir uns Gegenstände als außer uns und diese insgesamt im Raum vor. Darinnen ist ihre Gestalt, Größe und Verhältnis gegen einander bestimmt oder bestimmbar. Der innere Sinn, vermittelst dessen das Gemüt sich selbst oder seinen inneren Zustand anschaut . . ., ist . . . eine bestimmte Form, unter der die Anschauung ihres inneren Zustandes allein möglich ist" (S. 78). „Der Raum ist nichts anderes als nur die Form aller Erscheinungen äußerer Sinne, d. i. die subjektive Bedingung der Sinnlichkeit, unter der allein uns äußere Anschauung möglich ist . . . Wir können demnach nur vom Standpunkte eines Menschen vom Raum, von ausgedehnten Wesen ꝛc. reden" (S. 82).

„Dieses Prädikat [räumliche Ausdehnung] wird den Dingen nur insofern beigelegt, als sie uns erscheinen, d. i. Gegenstände der Sinnlichkeit sind." Wir können wohl sagen, „daß der Raum alle Dinge befasse, die uns äußerlich erscheinen mögen, aber nicht alle

[1]) Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft, herausg. v. Kirchmann. Leipzig 1901[8].

Dinge an sich selbst, sie mögen nun angeschaut werden oder nicht, oder auch von welchem Subjekt man wolle. Denn wir können von den Anschauungen anders denkender Wesen garnicht urteilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden seien, welche unsre Anschauung einschränken und für uns allgemein gültig sind" (S. 83).

„Der transzendentale Begriff der Erscheinungen im Raume ist eine kritische Erinnerung, daß überhaupt nichts, was im Raume angeschaut wird, eine Sache an sich, noch daß der Raum eine Form der Dinge sei, die ihnen etwa an sich selbst eigen wäre, sondern daß uns die Gegenstände an sich garnicht bekannt sind und, was wir äußere Gegenstände nennen, nichts andres als bloße Vorstellungen unsrer Sinnlichkeit sind, deren Form der Raum ist, deren wahres Korrelatum aber, d. i. das Ding an sich selbst, dadurch garnicht erkannt wird, noch erkannt werden kann, nach welchem aber auch in der Erfahrung niemals gefragt wird" (S. 85).

„Die Zeit ist eine notwendige Vorstellung, die allen Anschauungen zum Grunde liegt" (S. 86).

„Wir werden zwar den Regenbogen eine bloße Erscheinung bei einem Sonnenregen nennen, diesen Regen aber die Sache an sich selbst, welches auch richtig ist, sofern wir den letzteren Begriff nur physisch verstehen ... Nehmen wir aber dieses Empirische überhaupt und fragen, ohne uns an die Einstimmung desselben mit jedem Menschensinne zu kehren, ob dieses auch einen Gegenstand an sich selbst (nicht die Regentropfen, denn die sind dann schon als Erscheinungen empirische Objekte) vorstelle, so ist die Frage von der Beziehung der Vorstellung auf den Gegenstand transzendental und nicht allein diese Tropfen sind bloße Erscheinungen, sondern selbst ihre runde Gestalt, ja sogar der Raum, in welchem sie fallen, sind nichts an sich selbst, sondern bloße Modifikationen oder Grundlagen unsrer sinnlichen Anschauung; das transzendentale Objekt aber bleibt uns unbekannt" (S. 98; vgl. Lov. I, 87, wo sich gleichfalls das Regenbogenbeispiel findet).

„Es ist um nichts befremdlicher, wie die Gesetze der Erscheinungen in der Natur mit dem Verstande und seiner Form a priori, d. i. seinem Vermögen das Mannigfaltige überhaupt zu verbinden, als wie die Erscheinungen selbst mit der Form der sinnlichen Anschauung a priori übereinstimmen müssen. Denn Gesetze existieren ebenso wenig in den Erscheinungen, sondern nur relativ auf das Subjekt, dem die Erscheinungen inhärieren, sofern es Verstand

hat, als Erscheinungen nicht an sich existieren, sondern nur relativ auf dasselbe Wesen, sofern es Sinne hat. Dingen an sich selbst würde ihre Gesetzmäßigkeit notwendig, auch außer einem Verstande, der sie erkennt, zukommen. Allein Erscheinungen sind nur Vorstellungen von Dingen, die nach dem, was sie an sich sein mögen, unerkannt da sind. Als bloße Vorstellungen aber stehen sie unter gar keinem Gesetze der Verknüpfung als demjenigen, welches das verknüpfende Vermögen vorschreibt" (S. 173 f.).

„Nun sind alle unsre Anschauungen sinnlich, und diese Erkenntnis, sofern der Gegenstand derselben gegeben ist, ist empirisch. Empirische Erkenntnis aber ist Erfahrung. Folglich ist uns keine Erkenntnis a priori möglich, als lediglich von Gegenständen möglicher Erfahrung" (S. 175).

Es ist „nur dadurch, daß wir die Folge der Erscheinungen, mithin alle Veränderung dem Gesetze der Kausalität unterwerfen, selbst Erfahrung, d. i. empirisches Erkenntnis von denselben, möglich; mithin sind sie selbst, als Gegenstände der Erfahrung, nur nach eben dem Gesetze möglich" (S. 226).

D. Jacobi.

Derjenige Philosoph, der über Kant hinausweisen wollte und zur Ergänzung der Verstandeserkenntnis auf Glaube und Gefühl als unmittelbare Erkenntnisfunktionen hinwies, war Fr. H. Jacobi. Außer dieser Glaubensphilosophie lernte Tieck aus Jacobis Briefroman „Allwill" noch einen Vertreter der Geniemoral und, was wichtig ist, zugleich dessen Ablehnung[1]) kennen.

Die Menschen sind verschieden nach ihrem angeborenen Charakter, sagt Allwill. „Jedes Wesen ersprießt in seiner eignen Natur", der Ruchlose wie die „schöne Seele" (S. 189).[2]) Der Gedanke vom individuell präformierten Charakter spielt auch im „Lovell" eine große Rolle.

Allwill fordert für seine Natur mit edler Anlage freies Gewährenlassen: „Überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt,

[1]) Vgl. H. Schwartz, F. H. Jacobis „Allwill". Bausteine VIII. 1911, dessen Ergebnisse ich nicht mehr benutzen konnte.

[2]) Da Tieck keine Fassung nennt, benutze ich die Wiederholung der neu bearbeiteten Ausgabe von 1792, nämlich: Fr. H. Jacobis Werke. Leipz. 1812. I. Bd. Allwills Briefsammlung. Vgl. Goedeke im Grundriß IX. Bd. 1. Abt. 1891², S. 273.

daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse." Er weiß, er wird noch oft fallen, aber dadurch um so besser gehen lernen (S. 192). Will er doch kein „Bildchen sittlicher Heiligkeit" werden (S. 81). Ebenso blickt Lovell mit Verachtung auf die, die kein Sturm in ihrem Innern erschütterte: „Meilenweit stehen jene Armseligen ... von der Menschheit zurück" (Lov. III, 266). Ihm dagegen ist „keine Menschenklasse mehr fremd", er hat viel erfahren, aber auch viel „gelernt" (Lov. III, 259).

Allwill spottet über Grundsätze. Nur aus innerem „Triebe" heraus, der auch des Gefühls nicht entbehrt, sollen wir zur Tugend gelangen (S. 188 ff.). Ein Idealtypus dieser Art tritt uns in Amalie entgegen. Sie weiß nichts davon, daß sie alle Gebote hält, sie hat gar keine „vollständigen Begriffe, gar keine eigentliche Moral". Sie ist ein „echtes Gottesgeschöpf, in Gesundheit und natürlicher Wohlgestalt; auferzogen ohne Künstelei" (S. 70 f.). Amalie Wilmont geht auch wie eine solche Schlafwandlerin durch das Leben, sie verläßt sich auf ihr Gefühl. Die Stimme des Herzens ist der richtige Führer. Wie Lovell läßt Allwill sich deshalb auch von allem, was ihm in schöner Form entgegenkommt, fesseln und — hintergehen. Luzie warnt ihn, er empfände „alles Schöne so lebhaft, daß jeder Eindruck davon Sie berauscht, Ihnen für die Zeit alle weitere Besinnung raubt. Nur ein Tropfen Nektar an des Bechers Rande, und Sie verschlingen, ohne es zu merken, das abscheulichste Getränk" (S. 210 f.). Hier hat Tieck von Luzie gelernt, als er mit sicherem Instinkt aus gleichen Gründen Agathons Moral ablehnte, wie er sich, was später noch deutlicher wird, überhaupt an Luzie gehalten hat. Und paßt die Charakteristik, die diese von Allwill entwirft, nicht genau auf Lovell, der mit seinem maßlosen Enthusiasmus sich bald an dieses, bald an jenes Objekt verliert, aber so, daß er alles andre darüber vergißt, daß er ganz in ihm aufgeht, wenn sie sagt: „Könnte ich nur jedes liebe unschuldige Geschöpf aus Deinem Bann entfernen ... Gutes Mädchen, das sage ich nicht, daß er Dich nicht liebt ... liebt gerade alles wahrhaft Schätzbare an Dir, gerade das, worin Deine gute Seele ihre angemessenste Tätigkeit, ihre eigenste Wonne fühlt"? (S. 211). „Er ist immer seinem Gegenstande ganz; morgen vielleicht — dem Ehrgeiz; einem vortrefflichen Manne; einer Kunst; vielleicht — einer neuen Geliebten. — Sieh, dieser Allwill — der Unglückliche! muß unstät und flüchtig sein; er ist verflucht auf Erden — aber gezeichnet mit dem

Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an ihn zu legen wagt" (S. 212). „Ein sehr außerordentlicher Mensch sind Sie wahrlich. Wer Sie durchaus kennt, dem muß es oft wunderbar vorkommen, daß Sie nicht ein Engel an Tugend oder ein Satan an Laster geworden sind. Die Ungereimtheit Ihres Wesens widersteht allem Begriff. Unbändige Sinnlichkeit und stoischer Hang; weibische Zärtlichkeit, der äußerste Leichtsinn — und der kälteste Mut und die festeste Treue; Tigers Sinn — und Lammes Herz" (S. 202). Die gleichen Extreme vereinigt William in seinem Innern.

Das Ruchlose in Allwill „ist nicht sein Eigenes, und niemand wird froher sein als er selbst, diesen bösen Gast los zu werden" (S. 137). Bei Lovell bricht immer heftiger der Wunsch nach Reinheit und Ruhe durch (Lov. I, 170 f., 145 f., 242 ff.; III, 121, 123 f., 130 f., 230 f., 297 f., 465 f.). In Phantasien und wunderbaren Ahnungen will er den Schmutz seiner Seele von sich streifen. Ebenso spricht Luzie im Hinblick auf Allwill: der bare Egoismus muß schwärmen, damit er nicht vor Ekel an sich selbst vergehe (S. 234).

Wie die Ideale Tiecks, Eduard und Mortimer, für Maß, Harmonie und gesunde Vernunft eintreten, so wendet sich mit gleichen Anforderungen Luzie gegen Allwill (S. 214). Nach ihr gehören Grundsätze und „standhafte Begriffe" zur Menschheit eines jeden Menschen (S. 217). Allein aus sich selbst kann die Seele nicht alles Gute bilden. Denn der menschliche Charakter ist gleich einer flüssigen Materie [im „Lovell": es ist nichts Festes in uns II, 214], „die nicht anders als in einem Gefäße Gestalt und Bleiben haben kann" (S. 216).

Neben diesen ethischen Problemen aus dem „Allwill" konnte Tieck weiterhin, wie schon angedeutet, aus der Jacobischen Erkenntnistheorie und Metaphysik platonisch-leibnizische Gedanken entnehmen, die ihm den Weg über Kant hinaus finden halfen.

1785 schrieb Jacobi an Hamann: Mit Plato glaube ich „an ein göttlich wahr- und weissagendes Wesen in mir, das ich meine Seele nenne, die bessere, die unsterbliche. Sie verkündet und offenbart das höchste Wesenhafte und Wahre (das τὸ ὄν) und ist deswegen angewiesen zu säen auf den Geist, in Hoffnung" (Jac. I, 404). Und 1791 an Erhard: das Knochengebäude ist das Fundament der menschlichen Gestalt. „Inhalt und Bekleidung" gibt ihr „etwas Lebendiges in einem Lebendigen. Der Anfang war eine Begierde, die heftig wirkte, ohne sich selbst zu verstehen — Gabe der Weis-

sagung. Plato nennt es, etwas mystischer, Wiedererinnerung" (Jac. I, 242 f.).

In seinem Aufsatz „David Hume über den Glauben" (1787)[1]) wirft Jacobi in betreff der Monaden die Frage auf, ob alle Vorstellungen angeboren seien, ob diese latent in jenen schlummerten, oder ob sie Einwirkungen von außen empfangen könnten. Er stellt sich schließlich auf den Standpunkt, daß die Monaden durch die Sinnlichkeit affiziert werden können. Er fordert eine Zentralmonade, die das wesenhaft vereinigende Band aller einzelnen Eindrücke sei (In der Vorrede). „Dieses Etwas nun [die Zentralmonade, die aus der Vielheit der Einwirkungen eine wahre objektive Einheit macht], das unmöglich etwas nicht Reales ist, wird von Leibniz die substanzielle Form des organischen Wesens, das vinculum Compositionis essentiale oder die Monade genannt" (S. 256). Leibniz selber freilich hatte gelehrt, die Monade habe keine Fenster. Wenn Rosa und Eduard (Lov. I, 317 u. II, 217) nun Einwirkungen behaupten, so zeigt das, Tieck hat die Jacobische Version gekannt. Den festen Mittelpunkt als vereinigendes Band und vom Körperlichen unabhängiges Wesen behaupten Balder, Mortimer, Andrea.

Der Gefühlsphilosoph Jacobi betont auch des Leibniz Lehre von der Individuation. „Alle wahrhaft wirkliche Dinge sind Individua oder einzelne Dinge, und als solche, lebendige Wesen, principia perceptiva et activa, und außer einander."[2]) Auch Tieck verteidigt die These, jeder Einzelne stelle eine bestimmte Individualität vor und ihr Sein sei Leben. Für Lovell ist dies die einzig notwendige Überzeugung: „Genug, daß ich selbst bin" (Lov. I, 314).

Inwiefern die Kantische Philosophie nach seiner Ansicht unzulänglich ist, setzt Jacobi selbst in der Vorrede zu „David Hume über den Glauben" auseinander. Das Gespräch über Idealismus und Realismus wirft der Kritik der reinen Vernunft vor, „daß sie zum Nihilismus führe . . .

Daß jede Philosophie, welche — dem Menschen ein der sinnlichen Anschauung nicht bedürfendes höheres Wahrnehmungsvermögen absprechend — allein durch fortgesetztes Reflektieren über das sinnlich Anschaubare und die Gesetze der Einbildung desselben in den Verstand, sich von dem Sinnlichen zu dem Übersinnlichen, von dem Endlichen zu dem Unendlichen zu erheben unternimmt . . .

[1]) Fr. H. Jacobis Werke. Leipz. 1815. Bd. II.
[2]) Ebenda S. 261.

sich nach Oben wie nach Unten zuletzt in ein klares und bares Nichts der Erkenntnis verlieren muß: diese Einsicht" gab ihm den Mut, „seine ganze Philosophie auf den aus einem wissenden Nichtwissen unmittelbar hervorgehenden, in Wahrheit mit ihm identischen festen Glauben zu gründen".[1])

Kant habe beweisen wollen, „daß ein nur Begriffe bildendes, nur über die Sinnenwelt und sich selbst reflektierendes Vermögen, der Verstand, wenn er über das Gebiet der Sinnlichkeit hinausgreife, bloß ins Leere, nach seinem eignen, sich ins Unendliche nach allen Seiten hinausdehnenden — Schatten greifen könne".[2])

Die gleiche Auffassung von Kant hatte Tieck, wie wir sahen. Wenn er gegen den Verstand als nur mittelbares Erkenntnismittel und die Sprache als dessen Ausfluß eifert, so fand er sich teilweis durch „Sturm und Drang", in diesem spezifischen Sinne aber durch Jacobi bei seinem Kampfe gefördert. Im „Allwill" heißt es: „Immer hat die tiefer liegende Wahrheit das Wortgewebe wider sich." Obwohl Clerdon von dem „Dasein uneigennütziger Liebe, eines Wohltuns ohne den entferntesten Gedanken an Ersatz, einer alles überwiegenden Treue" durch seine Kinder überzeugt ist, wäre es vielleicht doch möglich, durch sophistische Worte diese Tatsachen wegzuräsonnieren.[3]) Dem alten Burton gelingt das. Er betet deshalb auch Verstand und Sprache an. Auch Sokrates habe schon nach Allwill die Unzulänglichkeit des Wortes behauptet: „Worte können nur an schon Bekanntes erinnern; und alles ist totes Wort und sinnloser Buchstabe, ohne den Geist der Deutung, der in unmittelbarer Anschauung und Erkenntnis sein Wesen hat und der alleinige Geist der Wahrheit ist" (S. 146).

Die verstandesmäßige Tätigkeit ist das trennende Element im Verkehr der Menschen. Die Willkürlichkeit der Verbindungen von Vorstellungen, Urteilen und Begriffen ist die Ursache, „weßwegen auch nie ein Mensch durchaus einerlei Meinung mit einem andern Menschen werden kann" (S. 280). Ähnlich Balder II, 349 und Eduard Burton: „Unser Sprechen besteht darin, daß wir ganze Haufen von Ideen als eine Idee [Ausgabe 1828: ganze „Massen von Gedanken und Bildern als einen Begriff] hinstellen, wir

[1]) Jacobis Werke, II. Bd. S. 19 f.; [2]) Ebenda S. 21.
[3]) Jac. W., I. Bd. S. 87.

nahmen die Phantasie zu Hülfe, um der fremden Seele zu erläutern, was uns selbst nur halb deutlich ist; und auf diese Art entstehen Gemälde, die dem kälteren Geiste, der nicht gespannt ist, Mißgeburten scheinen . . . Die Sprache ist ein tödliches Werkzeug, das uns wie unvorsichtigen Kindern gegeben ist, um einer den andern zu verletzen" (Lov. III, 207).

Was wir sehen, ist eine nicht mit dem Verstande zu deutende Erscheinung, wir haben höchstens eine Ahnung von ihrem Wesen. Das Sein ist etwas Letztes, schlechthin Gegebenes, das im Lebensgefühl erfaßt wird. In diesem Sinn sagt Luzie: „Schein und Schatten umgeben uns. Nicht einmal das Wesen unsres eignen Daseins erkennen wir. Alles prägen wir mit unserm Bilde, und dies Bild hat eine wechselnde Gestalt; jenes Ich, das wir unser Selbst nennen, eine zweideutige Geburt aus Allem und aus Nichts: die eigne Seele nur Erscheinung . . . Doch eine der Wesenheit sich nähernde Erscheinung! Selbsttätigkeit und Leben offenbaren sich in ihr unmittelbar. Darum ist uns der Seele reines Gefühl, Urbild des Seins von allem; ihr reines Sinnen, von allem die bildende Kraft; ihr reiner Trieb, das Herz der Natur. So erfüllt das Unendliche ein lebendiger, sehender, ordnender, bestimmender Geist. Vertieft in diese Gesichte gleicht der staunende Forscher jenem Beherrscher Assyriens, der nur wußte: Es lag ihm ein Traum in der Seele, ein Traum, den er nicht auszubilden, viel weniger zu deuten imstande war" (Jac. Bd. I S. 231 f.). So vermutet auch Lovell in den feinsten, unbestimmten Schwingungen der Seele die höchste Wahrheit, auch nach ihm ist diese von einem unendlichen Geist hervorgerufen, die bewußt wird im Gefühl, aber der Mensch unfähig, sie begrifflich zu erfassen: „Wenn ich manchmal in der Abenddämmerung sitze und über mich sinne, da ist es manchmal, als schwingt sich in mir etwas im Herzen empor, ein Gefühl, das mich überrascht . . . ich greife dann mit dem Gedächtnis, wie mit einer Hand danach, um es mir selber aufzubewahren. Aber sonderbar, Rosa, es ist in mir, und verschwindet mir dann doch gänzlich wieder . . . Alle meine Gedanken stehn mir zu Gebot, alle meine Erinnerungen und Anschauungen; aber dies ist ein Gefühl, das feiner und geistiger ist als alles übrige; aber was es ist und woher es kommt und wohin es geht, wenn es nicht mehr in mir bleibt?" (Lov. II, 267). „Wer weiß was es ist, was uns regelt und regiert, welcher Geist, der außer uns wohnt und nur allmählig und

unwiderstehlich in uns hineingreift" (Lov. II, 267 f.) „Vielleicht ließe sich in dieser Ahndung der Wahrheit (denn das sind gewiß immer diese Spiele der Phantasie) ein sehr tiefer Sinn erforschen, wenn meine Beobachtung ebenso fein wäre, als der Sinn, der diese Erscheinung hervorbrachte, wenn ich nicht von den Armen des Irdischen zu festgehalten würde, . . ., wenn ich mich in einer ebenso glücklichen Himmelsverklärung, in einem ähnlichen Traume kommentieren könnte" (Lov. II, 269 ff.).

Jacobi sagt, diese Gedankenrichtung weiter führend: „Der Weg zur wirklichen Erkenntnis ist ein geheimnisvoller Weg . . . — kein syllogistischer — kein mechanischer" (Bd. I S. 402). Außer den Sinnen und der Denkkraft besitzen wir nämlich noch ein andres, höheres Erkenntnisvermögen, das dem, was jene wahrscheinlich zu machen suchen, erst Wahrheit verleiht. Es ist die Unmittelbarkeit der Ahnung. „Das Vermögen der Gefühle, behaupten wir [= Jacobi], ist im Menschen das über alle andern erhabene Vermögen." Es unterscheidet ihn spezifisch vom Tier, es ist „mit der Vernunft Eines und Dasselbe . . . Es gehet uns das, was wir Vernunft nennen und über den bloßen, der Natur allein zugewandten Verstand erheben, aus dem Vermögen der Gefühle einzig und allein hervor. Wie die Sinne dem Verstande in der Empfindung weisen, so weiset ihn die Vernunft im Gefühle" (Jac. Bd. II S. 61 f.). „Es erheben und vereinigen sich aber wider die Lehre von den Vernunftanschauungen oder den reinen Gefühlen und ihrer Objektivität alle diejenigen, die ein für allemal nicht wissen wollen von einem gewissen Geiste, der unmittelbar in alle Wahrheit leite, sondern nur von einem gewissen Buchstaben, ohne welchen der Geist überall nichts nütze sei und der, in seiner Vollkommenheit, den Geist sogar entbehrlich mache, oder den eigentlich allein gewissen Geist erst erzeuge und dann auch eingebe. Diesen Buchstaben nennen sie die Wissenschaft" (Jac. Bd. II S. 63).

Über dem theoretischen, mittelbaren Wissen baut sich also der unmittelbare Glaube an eine letzte, nicht begrifflich zu erfassende Gewißheit eines höheren Vermögens auf, das der verstandesmäßigen Erkenntnis, dem System des Wissens erst seine Grundlage gibt.

Zugleich ist der Glaube das Instrument zur Erkenntnis des Unbedingten. Nach diesem, nach einem Unsichtbaren hat jeder Mensch ein instinktmäßiges Bedürfnis.[1]) Luzie sagt ausführlicher: „Es liegt

[1]) Jac. Werke, Bd. III, S. 216 f.

in der Natur des endlichen, nur mittelbar, das ist sinnlich erkennenden Wesens, daß ihm Wahrheit, daß ihm eigentliches Dasein und Leben, so wenig ganz aufgedeckt als verborgen sein kann. Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren ist Glaube. Je mehr Sinn jemand für das Unsichtbare in der Natur und im Menschen zeigt, je wirksamer und tätiger aus dem Unsichtbaren in ihm selbst er sich beweist, für desto vortrefflicher müssen wir ihn achten." [1])

Jacobis Unsterblichkeitsglaube gründet sich auf das Bewußtsein: „J'existais trop pour craindre de cesser d'être." [2])

Diese Apotheose des Gefühls und Glaubens, der den Systemen erst ihren Halt gibt, der sich äußert in dem Hang zum Unsichtbaren, woraus die Überzeugung von der Unsterblichkeit entsteht, die in dem Bewußtsein von der lebendigen Seele noch ihre Stütze erhält, finden wir, von William ausgesprochen, genau im „Lovell" wieder: „Die verschiedenartigsten Meinungen der Menschen, zwischen denen ungeheure Klüfte befestigt scheinen, vereinigen sich wieder im Gefühle . . . Die verschiedenen Gedankensysteme der Menschen sind nur zufällige Kunstwerke . . . alles sind nur die Außenwerke des Menschen, das Gefühl ist er selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist, die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes; tote Zeichenschrift, wenn der Mensch sich nicht am Ende über alle Philosophie und Systeme, selbst über das System der Systemlosigkeit erhebt. Dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um, es sucht und bedarf keiner Worte, sondern befriedigt sich in sich selbst, und der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgend einem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins" (Lov. II, 256 f.). „Und wenn es kein Gefühl in uns geben kann, das uns nicht auf Wirklichkeit hinweist, das nicht mit dem wirklichen Dinge gleichsam korrespondiert, so läßt sich aus dem Hange zum Wunderbaren gewiß weit mehr folgern, als man bisher getan hat. Das Bewußtsein unsrer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in ferne, unbekannte Regionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz garnicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Dasein der Seele so wie für ihre Fortdauer" (Lov. II, 258).

[1]) Jac. Werke, Bd. I, S. 245 f. [2]) Ebenda Bd. IV, S. 204.

IV. Kapitel.

Romantische Elemente.

Bei dem großen An- und Mitempfinder Tieck systematische Gedanken herauszusuchen, ist eine schwere Aufgabe, meist ist sie unlösbar. Diese Unmöglichkeit zeigt sich z. B. auch, wollte man versuchen, den „Lovell" als eine bewußt romantische Dichtung zu interpretieren, abgesehen davon, daß mindestens in gleich starker Potenz in ihm Aufklärung und „Sturm und Drang" steckt. Aber das macht die Beschäftigung mit diesem Roman so interessant, daß man an ihm, der die ganze unmittelbare Vergangenheit enthält, nun beobachten kann, wie sich selbständig bei Tieck Anschauungen loslösen, die über die Generation der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hinausweisen.

Tieck kennt mit Fr. Schlegel, doch unabhängig von ihm, das Vernunftgebot im kantischen Sinne als Grundtrieb nach den ewigen Wahrheiten, nach den kantischen Ideen. Die Vernunft ist es, die die Antinomien aufdeckt. Hier unterscheidet Tieck sich prägnant vom „Sturm und Drang", wie Walzel scharfsinnig hervorgehoben hat.[1]) Die Vertreter beider Tendenzen haben in faustischem Drang ein metaphysisches Bedürfnis. Aber die alte Zeit weiß noch nicht, daß die Vernunft gerade dieses hervorruft. Für sie ist das einzige metaphysische Organ das Gefühl. Sie und in gleicher Weise auch Tieck verwirft oft — noch im Zeichen des Überganges — im „Lovell" mit dem von der Aufklärung angebeteten Verstand auch die Vernunft. An einer Stelle aber ist sich Tieck des Bedürfnisses der Vernunft bewußt:

[1]) O. F. Walzel, Deutsche Romantik. Teubner, Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 232 S. 4.

sie gibt den vereinzelten Verstandeserkenntnissen erst ihren Zusammenhang, forscht nach ihrer systematischen Einheit und will Gott, Freiheit [bei Tieck „Bestimmung der Welt"] und Unsterblichkeit [bei Tieck „Ewigkeit"] ergründen (Lov. I, 268). Der Romantiker Tieck hat der Vernunft wieder zu ihrem Recht verholfen, zugleich aber auch nach obigen Ausführungen Kants kritische Besinnung nicht vergessen, die in der Idee der Zweckmäßigkeit als Idee allein ein regulatives Prinzip sehen kann.

Im „Lovell" zeigt sich in einem zweiten Punkte der Gedankenfortschritt von Genieperiode zur Romantik. Der Stürmer und Dränger-Tieck eifert gegen die Sprache, weil sie nicht die feinsten Nüancierungen des Gefühls wiedergeben kann, der Romantiker, weil sie zu der Welt der Erscheinungen gehört, der Stürmer und Dränger-Tieck verachtet den Verstand, weil er zersetzend wirkt und argwöhnt, ja zum Materialismus führen kann, der Romantiker, weil er nur ein mittelbares Erkenntnisvermögen ist (Lov. I, 144, 358; II, 224. 349. 401 f., oben §§ 2/4. — I, 332; II, 228. 403; III, 29, oben S. 32 wird der Unterschied angedeutet).

Ferner entwickelt sich selbständig bei Tieck der Gedanke von der Ironie im romantischen Sinne. Der Ausgangspunkt ist wieder Kant. Nach ihm kommt durch die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit und durch die Kategorien Form und Zusammenhang in das Dasein der Dinge; die Welt wird durch ein aktives Moment des Subjekts *seine* Welt. Rosa sagt, wir „modifizieren die Erscheinungen" (Lov. I, 320). Mit dieser Erkenntnis geht Hand in Hand, wie auch das Beispiel Rosas und nach ihm Lovells zeigt, eine Mißachtung der Außenwelt. Betonen nämlich beide das gestaltende Prinzip etwas stärker, so zerfließt die Wirklichkeit dieser Außenwelt und das Ich triumphiert über dem Nicht-Ich. Alles wird ein Spiel, selbst das eigne Geschaffene. „Die Wesen *sind*, weil wir sie *dachten*" (Lov. I, 321). „Die Tugend *ist* nur, weil wir sie *gedacht*" (Lov. I, 322; auch I, 323). Die Möglichkeit ewiger Schöpfung und Selbstzerstörung ist theoretisch erwiesen. Auch in des alten Burton Forderung, man dürfe selbst von seinen eignen Anschauungen nicht abhängig sein, stets frei über sich selbst schweben, steckt unbewußt die Theorie der romantischen Ironie in einer Definition, wie sie sich mit Tiecks eigner, später ausgesprochener Ansicht deckt, über die er erst im Verkehr mit Solger Klarheit gewonnen hatte.[1])

[1]) R. Köpke a. a. O. II, 173 f.; vgl. auch Walzel a. a. O. S. 18 f. und 149 f.; J. Budde, Zur romantischen Ironie bei Ludwig Tieck. Bonner Diss.

William versucht sich auch praktisch als Ironiker: „Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprüche versucht, um die Gegenstände um mich her in andre zu verwandeln" (Lov. II, 41). In gleicher Verfassung zeigt er sich, wie die Analyse schon ausführte, in der Emilienepisode (Lov. III, 49 ff.).

Diese Fähigkeit, die Schranken, die sonst den Menschen gezogen sind, zu überspringen, bringt eine Erweiterung der menschlichen Kräfte. Darauf hat es der Romantiker abgesehen. Der Hamannsche Gedanke der Totalität kommt hinzu. Jener Widerspruch zwischen Bedingtem und Unbedingtem soll sich zu einer Harmonie vereinigen. Nicht auf direktem Wege, sondern indem der romantische Mensch aufbauend und zerstörend vorgeht, nähert er sich seiner höheren Einheit und dem Ideal von der Bereicherung der Persönlichkeit. So ist William stolz, wenn er „tausend Widersprüche in sich selber" findet. „Alle Töne schlagen in ihm an, und er bildet aus allen eine reiche Harmonie" (Lov. II, 236). Auf einem steten sich Steigern beruht des Menschen Würde und — der Genuß des Lebens. William gesteht selbst: „Vielleicht ist es eine Notwendigkeit, daß der Mensch unaufhörlich mit seinem Wesen wechselt, wenigstens liegt darin ein großer Genuß seines Lebens" (Lov. III, 23). In einem Trauerspiel will er sich darstellen, frei über sich selbst stehen, seiner eignen poetischen Seele spottend (Lov. III, 291 f.). Mit Vorsatz versetzt er sich in einen „Taumel der Phantasie", in einen „gewissen poetischen Rausch", um einmal „alle Gegenstände anders zu sehen und zu fühlen" (III, 326). Er wird wandelbarer als „Proteus oder ein Kamäleon" (Lov. III, 144), und es bildet sich ein andrer Ironiebegriff, der in der Sucht besteht, in jedem Erlebnis den Kontrast aufzusuchen. Man glaubt sich reicher, wenn man kein Gefühl rein in sich ausklingen läßt. Der Gegensatz zwischen gerührtem Mitempfinden und sich sogleich wieder Herausschnellen aus einer empfindsamen Stimmung ist romantische Eigenart, die gleichfalls im „Lovell" sich durchbildet (Lov. I, 237; II, 30. 323; III, 55. 86). Ich glaube, daß zu solchem Erleben starke Dispositionen schon in Tiecks Natur lagen, wo Liebe und Haß nebeneinander lauerten (Lov. II, 240). Tieck scheint ein Mensch gewesen zu sein, der an grausigen Situationen, wie die biographische Skizze zeigte, eigentümliche Freude empfand.

1907, nach dem ebenso die Möglichkeit der Ironie auf geistiger Freiheit den Gegenständen gegenüber beruht (S. 26).

Ich habe mehr andeutend vom Ironiegedanken gesprochen, weil F. Brüggemann[1]) ihn bereits einsichtig und weitläufig im „Lovell" verfolgt hat. Indem Br. lediglich vom Standpunkte der Ironie aus die Handlungsweisen Balders und Williams betrachtet, wird die psychologische Deutung ihrer Denkweise in wertvoller Weise gefördert. Doch kann ich nicht in allen Punkten Br. beistimmen.

Die Entwicklung Williams ist nicht so einheitlich auf die Ironie hin angelegt, wie Br. annimmt. Fast zufällig wird er ironischer Enthusiast, und selbst dann verharrt er in diesem Zustand niemals rein, sondern Gedanken der Jugend kehren immer wieder, wie die Analyse zeigte. Br. ist zu konstruktiv im Sinne seiner Termini. William will nicht aus seiner „Passivität" herauskommen, um die Menschen beherrschen zu können (Br. S. 395). Der Enthusiast Lovell will nur gefühlsmäßig in andern aufgehen. Er selbst empfindet jenen Zustand nicht einmal lästig. Nur die andern bringen ihm diese Ansicht bei: Blainville, Rosa und sein Vater. Daß der Zustand der unabhängigen Selbständigkeit besser sei, dieser Gedanke wird ihm einfach aufoktroyiert. Im Grunde glaubte er nie an die Güte solch verstandesmäßigen Verhaltens. Wenn er kalt sein will, so geschieht das aus Trotz, nicht weil er das für ein Ideal hält. Auch Tieck tut das nicht, obwohl Br. glauben machen will, die Haupttendenz des Romans läge „in einer von jeder Beziehung unabhängigen Selbständigkeit, einem absoluten Auf-sich-selbst-stehen" (Br. S. 463). Nicht der „romantische Reiz, . . ., die Menschen durch die Herrschaft zu einem Gegenstand des unwirklichen Spiels zu machen" (Br. S. 396) treibt Lovell in die Rosalinentragödie, vielmehr ist das Aufglimmen seines idealischen Feuers das bestimmende Motiv. Die Grundlage seiner Natur ist sein gutes Gefühl. Die ironische Betrachtung und Behandlung der Umwelt setzt erst ein, nachdem er zu wissen glaubt, er habe als Vertrauter Andreas teil an einer transzendenten Welt. Wenn er Rosaline doch regiert und mit ihr spielt, so ist diese Wendung auf Konto Rosas zu setzen (Lov. II, 141 f.). Br. gesteht schließlich selbst, daß die Ironie nicht ständig in Lovell tätig ist (Br. S. 444), daß also sein Entwicklungsgang sich nicht völlig unter diesem Gesichtspunkt betrachten läßt. Weil er nur zwei Personen

[1]) F. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment; vgl. dazu folgende Rezensionen: R. M. Meyer, Euphorion Bd. XVII, S. 436; L. Geiger, Deutsche Rundschau 36 (1910) Heft 12; A. Köhler, Deutsche Literaturzeitung 1911 Nr. 17 Sp. 1056 ff.

näher behandelt, konnte er leichter zu der Ansicht verführt werden, der Roman sei ein romantischer, mußte also Tiecks Tendenz mißverstehen.

Daß Br. zu dieser Meinung gelangt, liegt ferner daran, daß er, wie ich glaube, den Begriff der Ironie zu weit faßt. Nach seiner Definition ist schließlich jeder Enthusiast oder Materialist Ironiker, wenn er einmal das Leben mit einer Komödie oder einem Marionettenspiel vergleicht. Ebenso läßt sich aber zeigen, daß dieses Bild mit den mechanistischen Ansichten zusammenhängt, wie sie Restif und Schiller ausführen. Wenn Lovell und Balder die Eindrücke der Umwelt und der eignen Gefühle nicht objektivieren können, so ist doch das einfach geistige oder körperliche Aphasie. Freilich kann man es auch „Symptom passiver Ironie“ ‚nennen‘ (Br. z. B. S. 399).

Eduard ist nicht, wie Br. S. 403 meint, in der Einseitigkeit der idealistisch-pathetischen Empfindsamkeit stehen geblieben (vgl. Lov. I, 101 ff.). Deshalb halte ich auch die Erklärung Br.s von Lovells „niederträchtigem“ Brief, als habe damit die „Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge“ enthüllt werden sollen, für gezwungen, besonders da William in diesem Moment vollständig negativ gesehen werden muß. Worauf sich jenes Gericht bezieht, habe ich auseinandergesetzt. Somit bin ich auch nicht der Ansicht, daß dieser destruktiven Antithese, der nur die Synthese fehlen soll, Tieck sympathisch gegenüberstehe.

Die Beschränkung auf zwei Analysen rächt sich abermals, wenn Br. eine „Entwicklungslosigkeit“ wieder als „Moment passiver Ironie“ im Lovell erblicken zu können glaubt (Br. S. 472). Denn dem widerspricht die Analyse der Anschauungen Mortimers und Eduards. Da Br. einseitig sein Augenmerk auf William und die enthusiastisch romantischen Elemente gerichtet hat, kann er weiter fälschlich annehmen, daß Tieck vollkommen das Gelassenheitsideal verachtet habe (Br. S. 477). Den Abfall vom Ideal der Leidenschaft und des empfindsamen Enthusiasmus wertet Tieck vielmehr positiv, indem er ihre verderblichen Folgen grell beleuchtet. Deshalb kann nach meiner Ansicht auch das Ideal Mortimers und Eduards nicht verlogen genannt werden. Tieck traut selbst noch nicht den treibenden Kräften in Lovell und Balder. Er rechnet in umfangreicherem Maße mit der voraufgegangenen Epoche ab, als daß er schon ganz Romantiker wäre. Er schielt nach den neuen weiterführenden Gedanken, bedenkt sich aber noch, ihnen offen ins Auge zu blicken. Ihm kommt es mehr darauf an, die Tragweite von Verstand und Gefühl gegen-

einander abzuwägen. Darin besteht die Einheit des Romans, die Br. auch nur, da er, wie oben schon angedeutet, mit seinem Ironiegedanken Haupt- und Nebenhandlung nicht verbinden kann, in dem Verfasser sehen will (Br. S. 477). —

In dem Ironiegedanken liegt der Hang zur Universalität. Dieser hat aber eine schlimme Seite. Denn er führt zum Lebensdilettantismus. Bei dem ständigen sich Überspringen-wollen gerät alles in Fluß, der innere Halt geht verloren. Und ebenso findet sich kein festes Verhältnis zur Außenwelt mehr, nachdem sie vor der freien Willkür des Subjekts sich in Nebel hat auflösen müssen. Damit erhält die Lebensführung etwas Phantastisch-Unsicheres. Wenn es nach Ricarda Huch Zeichen eines romantischen Charakters ist, keinen Charakter zu haben, so gehört wieder William Lovell mit dieser Anlage in die neue Zeit um Fr. Schlegel. Dieser erkannte scharf im Athenäum-Fragment 418, daß das Wesen des Tieckschen Romans in dieser Richtung lag. Er fand in ihm einen „Kampf der Prosa und der Poesie, wo die Prosa mit Füßen getreten wird und die Poesie über sich selbst den Hals bricht". Von Lovell selbst sagt er: Er ist „ein vollkommener Phantast in jedem guten und in jedem schlechten, in jedem schönen und in jedem häßlichen Sinne des Wortes". William beklagt selbst diese Sucht nach Universalität: „Seit langer Zeit hab' ich mich bestrebt, das Fremdartige, Fernliegende zu meinem Eigentum zu machen, und über dieser Bemühung habe ich mich selbst verloren" (Lov. III, 465). Dieser problematische Charakter Williams wirkte auf Jean Pauls „hohe Menschen" ein. Walzel weist in diesem Zusammenhang auf die Lebensdilettanten im Wilhelm Meister, auf Goethes Eduard, Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" (1815) hin.[1])

Die romantische Philosophie ist idealistisch, hinter den Erscheinungen liegt das Absolute, Ewige. Mit dem Verstande ist ihm nicht beizukommen, aber die Sehnsucht bleibt. Fichte faßt diese als einen „Trieb nach etwas völlig Unbekanntem, das sich bloß durch ein Bedürfnis, durch ein Mißbehagen, durch eine Leere, die Ausfüllung sucht, und nicht andeutet, woher? — offenbart".[2]) Diese romantisch metaphysischen Gedanken, die ebenfalls Tieck im „Lovell" bewegen, sind bei diesem eine Resultante aus seiner metaphysikbedürftigen

[1]) Walzel, Deutsche Romantik a. a. O. S. 150 f.

[2]) Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre. 1794. S. 303. (Zitat nach Walzel a. a. O. S. 23.)

Phantasienatur,[1]) aus Wielandischem Platonismus,[2]) „Sturm und Drang",[3]) Kant und Jacobi. Wieland mit seiner dualistischen Anschauung trennte, wie wir sahen, das Körperliche vom Reich der Geister. Ein Abbild davon ist die menschliche Seele, durch Sympathiegefühle kann sie den Leib durchbrechen und in ihre Heimat eingehen, wo sie die letzten Geheimnisse anschauend erkennt. Die Stürmer und Dränger hatten darauf hingewiesen, daß das Gefühl eine höhere Erkenntniskraft ist als der Verstand, daß nur mit seiner Kraft man sich zum Transzendenten aufschwingen kann, ohne daß sie sich allerdings schon bewußt gewesen wären, wo die Grenzen beider Funktionen des Gemütes liegen. Kant begrenzte endlich deutlich den Erkenntnisumfang von Verstand und Sinnlichkeit: sie herrschen nach ihm nur im Reiche des Bedingten. Er machte durch Trennung von Erscheinung und Ding an sich den Dualismus für Tieck noch augenscheinlicher. Zugleich steigert er in Tieck die Sehnsucht, einen neuen Zusammenhang mit dem Wesen der Dinge zu stiften. Da kommt ihm Jacobi, im Gegensatz zu „Sturm und Drang" gleichfalls die Schranken menschlicher Vernunfterkenntnis berücksichtigend, mit seiner Gefühls- und Glaubenslehre zu Hilfe. Nun besitzt Tieck in der gefühlsgespannten Ahnung ein neues Instrument, sich dem Absoluten zu nähern. William glaubt: „Vielleicht löst ein Aufschluß alle Rätsel in und außer uns, unser Gefühl und unsre Phantasie reichen vielleicht mit unendlichen Hebeln da hinein, wo unsre Vernunft" zurückbleibt (Lov. II, 313). Weil er das erkannt hat, liebt er die „großen Gefühle, die den Geist in die Unendlichkeit drängen und uns aus unsrer eignen Natur herausheben" (Lov. I, 54). Es liegt in ihm ein innerer Zwang, sich frei zu machen von der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen. Er will sich mit dem hinter den Erscheinungen streifenden unbekannten, doch verwandten Geist vermählen (Lov. I, 230). Was ist sein Werben um Andreas Gunst auch andres als die Sehnsucht nach absoluter Wahrheit, nach Vereinigung mit den letzten Geheimnissen? Der Schrei nach mehr als Menschenwissen hallt aus seinen Worten: „Ich möchte in manchen Stunden von hier reisen und eine seltsame Natur mit ihren Wundern aufsuchen" (Lov. II, 328). Da er weiß, daß der Verstand nicht in ein solches Reich eindringen kann, macht er als

[1]) Vgl. oben S. 81. 85 ff. 92. [2]) Vgl. oben S. 136.
[3]) Vgl. oben S. 151.

echter Romantiker, der sich zum Unbedingten aufschwingen muß, eigenartige Experimente: „Ich errege oft jene geheimen unbegreiflichen Gefühle in mir, in der Nacht, oder in der Einsamkeit, jene seltsamen, schauernden Ahnungen, die uns unwiderstehlich wunderbaren Mächten entgegen drängen" (Lov. III, 6). Die unmittelbare Erfassung des Ewigen vollzieht sich eben in jenem von den Romantikern bestaunten Unterbewußtsein. „Während ... Kant unter Genie stets nur das künstlerische Genie verstand, übertrugen die Romantiker seine Genielehre auch auf die Philosophie. Das Unbewußte, vom Verstande Unabhängige, dem Denker Unbegreifliche im Schaffen des genialen Künstler-Philosophen gewährleistete ihnen die Wahrheit seiner Träume. Weil die dichterischen Ahnungen plötzlich auftraten, ohne daß sie gerufen wurden, weil ihr Kommen und Gehen nicht im hellen Lichte des Bewußtseins sich abspielte, darum hielten sie dieselben für Boten aus dem Reiche des Jenseits, für Offenbarungen, ließen sich durch sie von den Grenzen des Wissens zum Reich des Glaubens tragen."[1]) So hält auch Lovell plötzlich in ihm aufsteigende Stimmungen für zukünftige Weissagungen: „Oft wehte mich wohl aus einem stillen Walde oder aus einem Tale herauf das schreckliche Gefühl an: ‚Daß ich eben hier wieder wandeln würde, aber elend und von der ganzen Welt verlassen . . .' Ich betrachtete dann die Gegend genauer, um sie in diesem unglücklichen Zustande wieder zu erkennen" (Lov. I, 240). Wenn er einsam sinnt, erheben sich in seinem Innern mit einem Ruck Gefühle, die Kunde zu bringen scheinen aus einer höheren Welt (Lov. II, 267). Nach heftiger innerer Erregung, wenn die Nacht ihn umgibt, ist es ihm manchmal, „als wollte sich das Rätsel in uns selber aufschließen, als sollten wir plötzlich die Anwendung aller unsrer Empfindungen und seltsamen Erfahrungen kennen lernen" (Lov. II, 283). Er versteigt sich zu der Behauptung: „Ach, meine Träume sind mehr wert als die Wirklichkeit" (III, 233). Ebenso glaubt Balder, daß die ahnende Seele seiner Kindheit das geheimnisvolle Wesen der Töne aufdecken könnte (Lov. I, 331). Ähnlich denkt er in späteren Jahren bei der Frage nach dem Sinne des Daseins: „Ich sehe ein, daß ich jetzt ebenso mit ahnender, ungewisser Seele vor dem Rätsel meiner Bestimmung und der Beschaffenheit meines Wesens stehe" (Lov. I, 331).

---

[1]) W. Hans, Kant und die Romantik. Euphorion XIII, S. 506.

Ganz romantisch wie bei Justinus Kerner tritt im „Lovell" die Ansicht auf, daß man auch durch den Wahnsinn sich dem Wesen der Dinge nähern könne. Als in krankhaften Träumen Balder schreckliche Gesichte aus unbekannten Regionen sieht und die Ärzte das als Ausfluß von Fieberhitze bezeichnen, kann er über solche Meinung nur lächeln: „Die Narren! weil ihre Sinnen erblindet und betäubt sind, so halten sie den für töricht, der mehr sieht als sie. — O ich höre recht gut das leise schauerliche Rauschen von den Flügeln meines Schutzgeistes" (I, 334). „Kündigte sich nicht oft der innerste dunkle Genius durch einen Ton an, dem ich eigensinnig mein Ohr verstopfte? — Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig!" (Lov. II, 36), d. h. für ihn: hellsehend. Und offen tritt er mit seiner Erzählung von dem Freunde Wildberg für den Wahnsinn als höchstes Erkenntnismittel ein (Lov. II, 268 ff.). Gleiche Gedanken bewegen auch William (Lov. II, 313 f.).

Auch die Liebe, gefaßt als platonischer ἔρως, findet bei Tieck in Erinnerung an Wieland, Klinger und Heinse zur Stillung des metaphysischen Triebes Verwendung. Unter dem Liebesgefühl, auch wenn es in der Abart des Mitleids auftritt, erschauert die Seele, das Herz will brechen und Sehnsucht ergreift das Innere, sich mit dem Wesensgrunde zu vereinigen (Lov. III, 28 f.). Ähnlich vollzieht sich auch bei Novalis der Prozeß der Vereinigung mit dem Absoluten in den wundervollen Hymnen an die Nacht. Auch Eduards schwärmende Phantasie glaubt durch Gedenken an die geliebte Schwester, durch Sehnsucht nach ihr, sie könnte ihm wieder erscheinen und beruhigende Kunde aus der jenseitigen Welt bringen (Lov. III, 200). Daß im Liebesgefühl das Bewußtsein der Ewigkeit durchbricht, daß Liebe zum Unendlichen erhebt, sagt Lovell von sich: „Fühl' ich es ja doch, daß ich noch lieben kann, mein erstorbenes Innere beherbergt noch Strahlen der Ewigkeit, die wieder durchbrechen wollen . . . Bin ich reiner geworden, darf ich auch zum Ewigen selbst, zur unvergänglichen Liebe meine Hoffnungen wieder erheben. Stieße er mich in den tiefsten Abgrund, so soll doch mein Sehnen, mein Liebeverlangen zu ihm hinaufreichen" (Lov. Bd. VII, Ausg. 1828. II. Teil S. 331 f.; ich führe diese Stelle an als Beispiel dafür, wie richtig Tieck seine im Keim liegenden Anschauungen der ersten Ausgabe beurteilte, wenn er hier noch deutlicher romantische Bahnen einschlägt).

Ein letztes mystisches Erkenntnismittel ist für Tieck die Musik. Selbständig hat sein feinempfindendes Ohr ihm diese neue meta-

physische Kraft gezeigt. Die Töne der Laute bringen William z. B. diese Offenbarungen: „Die Seele kann nur diesen stillen Gesang so recht aus dem Grunde genießen, hier schwimmt sie mit dem silbernen Strome in ferne dunkle Gegenden hinunter, die leisesten Ahnungen erwachen in den Winkeln und gehen still durch das Herz und Rückerinnerung eines früheren Daseins, wunderbares Vorgefühl der Unsterblichkeit rührt die Seele an" (Lov. II, 146). Bei dem Mädchen, das anfangs als Bedienter Rosas auftritt, tut Musik die gleiche Wirkung: „Alle meine Erinnerungen aus der Kindheit ruhen auf Lautentönen aus, alle meine Empfindungen, mein ganzes Leben ist aus diesen wunderbaren Tönen herausgeflossen . . . Fromme Ahndungen und Gefühle schweben leise von dort herüber und ziehn langsam an meinem Herzen vorbei, es ist, als wenn mich einer ruft, dessen Stimme ich nicht kenne, den ich nicht verstehe . . . Wenn ich jetzt manchmal in der tiefen, einsamen Nacht Lautentöne höre . . . — mein Herz wollen diese Töne aus mir herausreißen (Lov. III, 331).

Dieses unbewußt Geheimnisvolle, diese mystischen Offenbarungen in die Sphäre des Bewußten zu erheben, bezeichnet Ricarda Huch als einen weiteren Zug romantischen Geistes.[1]) Auch davon lassen sich Anzeichen im „Lovell" erkennen, wenn William sich seine wunderlichen Träume und die dabei aufsteigenden Erinnerungen deutlicher und haltbarer machen will (Lov. I, 239). Er wünscht, seine gefühlsmäßig, traumhaften Ahnungen begrifflich deuten zu können (Lov. II, 269 f.). Sich im Traume zu kommentieren, ist auch Balders Sehnsucht. „O was würden die Menschen in der Nacht erblicken, wenn sie plötzlich in ihren Träumen aufwachen könnten . . . Ich war einmal krank und sah alles mit Augen und griff es mit diesen Händen . . . Da hielt ein jedes Wunder ordentlich stand und ich lachte über die andern Menschen" (Lov. II, 347 f.). Mortimer ist gleichen Gedanken zugetan, wenn er sagt: „Jedesmal wenn wir ernsthaft werden, ohne zu wissen warum, erinnern wir uns vielleicht dunkel eines besseren ehemaligen Zustandes. Dem Schwärmer ist es vielleicht gegönnt, diese flüchtigen Erinnerungen festzuhalten" (Lov. III, 211; ähnlich Rosa II, 263).

[1]) Ebenso Oskar F. Walzel, Romantik, Neuromantik, Frauenfrage. Archiv für das Studium der neueren Sprachen. 107, S. 253—276. Zugleich stellt er in diesem Streben ein neues Unterscheidungsmerkmal zwischen Romantik und „Sturm und Drang" fest.

Wenn Walzel im allgemeinen sagt: „Die romantische Naturphilosophie steht wie jede idealistische Philosophie auf dem Standpunkte, die uns umgebende Sinnenwelt sei eine Scheinwelt"; „Verlebendigung der Natur, Gleichsetzung von Natur und Menschengeist ist das Mittel, ins Innere der Natur zu dringen",[1]) so wird diese Mythologisierung der Natur aus gleichen Voraussetzungen auch im „Lovell" betrieben. Menschliche Gefühle und Natur verschmelzen sich mit einander (Lov. I, 37). Die rauschenden Bäume wollen dem trauernden Andrea entgegen rücken, und er möchte sie mit seiner Liebe umfangen (Lov. III, 413). „Wer sich freuen oder wer weinen will, ziehe sich ja zu Blumen und Bäumen zurück" (Lov. III, 30). Balder berichtet aus seiner Eremitage: „Es ist alles hier um mich lebendig und voll Freundschaft; die Bäume grüßen mich, wenn ich aufwache ... Wenn man die Blumen und Pflanzen näher kennen lernt, was sie dann anders sind als man gewöhnlich glaubt, sie sind klüger als die Leute denken, und haben auch mehr Gewalt als man meint. Die Menschenwissenschaft kennt nur einen Teil ihrer geheimen Kraft" (Lov. II, 346). „Blumen sind uns nah befreundet, Pflanzen unserm Blut verwandt, Und sie werden angefeindet, Und wir tun so unbekannt. Unser Kopf lenkt sich zum Denken Und die Blumen nach dem Licht" (Lov. II, 347). Zugleich wieder der Gedanke, daß in dem unbewußten Fühlen eine höhere Kraft ruht. „In der freien Natur ist alles mit der Seele verwandt und auf einen Ton gestimmt" (Lov. II, 348).

Jene gepriesene Kraft der Natur ist aber dem Menschen nicht immer heilsam. In der Natur lebt auch Dunkles, Dämonisches und sucht den Menschen zu berücken. „Die Blumen und Kräuter, die Pflanzen, von denen sich der Mensch nährt, kommen mir vor wie verführerische Winke", sagt Eduard, „wie bunte Nichtswürdigkeiten, die aus der finstern kalten Erde ein boshafter Dämon emporstreckt, um uns wie Kinder zutraulich zu machen; wir folgen nach, argwöhnen nichts und werden so in unser schwarzes, enges Grab gelockt (Lov. III, 67). Während Novalis im Heinrich von Ofterdingen als Symbol des menschlichen Gemüts die hellen durchsichtigen Kristalle nennt und umgekehrt in dem Wesen der Natur nur das Erleuchtende, Befreiende des menschlichen Geistes erblickt, legt sich auf die Tieckschen Menschen die Seele der Natur oft wie ein verdüsterndes, erstickendes

[1]) O. F. Walzel, Görres' Stil u. seine Ideenwelt. Euphorion X, S. 795.

Ungeheuer. „Ich erinnere mich aus meiner Kindheit", erzählt William, „daß uns die weite Natur mit ihren Bergen in der Ferne, mit dem hohen, gewölbten, blauen Himmel, mit den tausend belebten Gegenständen wie mit einem gewaltigen Entsetzen ergreifen kann; dann streift der Geist der Natur an unserm Geist vorüber und rührt ihn mit seltsamen Gefühlen an, die wankenden Bäume sprechen in verständlichen Tönen zu uns, und es ist, als wollte sich das ganze Gemälde plötzlich zusammenrollen und das Wesen unverkleidet hervortreten und sich zeigen, das unter der Masse liegt und sie belebt; wir wagen es nicht, den großen Moment abzuwarten, sondern entfliehn" (Lov. II, 259 f.). In der großen schweigenden Einsamkeit liegt für den Romantiker Tieck eine ähnliche düstere Macht. Der pantheistische Mystizismus ist auch etwas Ursprüngliches in ihm, wie die biographische Skizze zeigte. Diese seine Erlebnisse schildert er im „Lovell" und gewinnt damit dem Naturgefühl einen neuen Ton ab.[1]) Eduard schreibt, als er William zur Flucht verhilft: „Stillschweigend gingen wir nun wieder den Fußsteig im Walde hinab, . . ., alle Bäume sahen seltsam aus. In einzelnen Momenten grauste mir vor der Einsamkeit, mein Herz zitterte" (Lov. III, 69). William wünscht: „Ich möchte mich in die grauenvolle Nacht hinuntertauchen, aus der die Schauder emporsteigen, die so gewaltig das schwache menschliche Herz ergreifen und es beinahe erdrücken" (Lov. III, 102). Auf seiner Reise von Chambery fürchtet er sich vor solchen unheimlichen Mächten: „Ein wüster Rauch lag auf den fernen Bergen, und eine grauenvolle Dämmerung machte die tiefen Abgründe noch furchtbarer. Mit gewaltigem Schrecken ergriff mich das Gefühl der Einsamkeit, es war als wenn mich die Gebirge umher mit entsetzlichen Tönen anredeten" (Lov. III, 279). Ähnlich sein Bangen zur Nacht, wo der Wind in der Einsamkeit rauscht und dichte Schatten beim Mondlicht von den Bergen fallen: „Es ist, als wollten wohlbekannte Stimmen aus der Wand herausreden und ich entsetze mich vor jedem Schalle" (Lov. III, 284). Er gibt selbst eine feinsinnige psychologische Analyse und Begründung jenes sich Verlierens in die Nachtseite der Natur: „In der Einsamkeit liegt eine Bangigkeit, die unsre ganze Seele zusammenzieht; wir entsetzen uns vor der großen, ungeheuren Natur, wenn kein Sonnenschein die große Szene beleuchtet und unser Blick und unsre Auf-

[1]) Vgl. auch Walzel, Deutsche Romantik S. 137.

merksamkeit auf die einzelnen Partien richtet, sondern die Finsternis alles zu einem unübersehlichen Chaos vereinigt. Dann gehen wir völlig im wilden, ungeheuren Meere unter, wo Wogen sich auf Wogen wälzen und alles gestaltlos und ohne Regel durcheinander flutet. Nirgends kann man sich festhalten; unsre Welt sieht dann aus wie eine ehemalige Erde, die soeben in der Zertrümmerung begriffen ist — und wir werden unbemerkt mit verschlungen" (Lov. III, 285).

Ferner ist es Eigentümlichkeit der Romantiker, die Musik nicht bloß als metaphysisches Erkenntnismittel, sondern auch als Stilmittel zu gebrauchen. Sie wollen nicht seelische Vorgänge durch Vergleichung mit Greifbarem, Geschautem plastischen Halt und Deutlichkeit geben, ihre Kunst geht vielmehr darauf aus, Stimmungswerte zu schaffen. Sie verzichten auf Bildlichkeit des Ausdrucks. So auch Tieck im „Lovell". Bei Klinger bezweckte Klavierspiel nur die Auslösung eines Gefühls. Tieck bedarf garnicht mehr des realistischen Agens. Er suggeriert sich selbst Töne, um eben seinen schweifenden inneren Vorgängen, die etwas Musikalisches an sich gehabt haben müssen, ihren äquivalenten Ausdruck zu verleihen.

Wenn er darum mit seinen Sinnen in die Natur hineinlauscht, so antworten ihm Stimmen. Andrea berichtet: „Heilige Stimmen liefen oft durch den Wald, wenn ich allein dort lag, alle Wipfel vereinigten sich dann zu einem leise brausenden Chor" (Lov. III, 401 f.). In seiner Brust wallten oft Empfindungen, „die wie eine sanft wechselnde Musik in meinem Herzen auf- und niederstiegen" (Lov. III, 403). Aus seiner Liebeszeit erzählt er: „Meinem Ohre gab die ganze Natur jetzt nur einen einzigen Ton an, es war als wenn die Poesie mit himmelbreiten Flügeln über die Welt hinrauschte und Sonne, Mond und Sterne anrührte, daß sie tönten: alles Volk stand unten und staunte aufwärts,[1]) vom neuen Glanz, von der nie gehörten Harmonie betäubt und verzaubert" (Lov. III, 409). William sagt: „Ich behorchte in mir leise die wehmütige Melodie meiner wechselnden Gefühle" (Lov. I, 37). Balder sucht den Prozeß dichterischer Schöpfung also zu „verdeutlichen": „So werd' ich jetzt gezwungen, nach einem gewissen Klange zu reden, der wie ein Wasserfall in meiner Seele auf- und niedersteigt" (Lov. II, 344). „Wie Harfensaiten zittert und klingt alles um mich her, und ich singe innerlich Gesänge, ohne daß

[1]) Eigenartige Ähnlichkeit mit Situationen aus Ibsens Baumeister Solneß.

ich es weiß" (Lov. II, 344 f.). Seine geistige und körperliche Apathie stellt er unter folgendem Bilde dar: „Zu allen meinen Empfindungen und Ideen führten gleichsam keine Tasten mehr, die sie anschlagen konnten, sondern eine unbekannte Hand fuhr über den Resonanzboden auf den gespannten Saiten umher und gab nur dunkle, verworrene und einsilbige Töne an" (Lov. III, 348 f.). Lovell beschreibt einen Weltuntergang in Tönen II, 269. Seine melancholische Stimmung drückt er so aus: „Es reichen süße Stimmen über alle Abgründe zu mir herüber und nennen sehnsuchtsvoll und anlockend meinen Namen" (Lov. III, 232). —

Der „William Lovell" hat sich uns dargestellt als ein großartig entworfenes Gemälde der literarischen und philosophischen Tendenzen, die im 18. Jahrhundert mit einander rangen. Die Ergebnisse und Ansichten, die die Periode der Aufklärung und des „Sturm und Dranges" verkünden, werden eingehend erörtert. Indem Tieck die Schlacken der Vergangenheit von sich stößt und nur das Lebenswerte zu behalten strebt, geht er sogleich einen Schritt weiter und beginnt eine neue Überzeugung zu proklamieren. Der Genius Tiecks zerbricht die Fesseln, die ein enges Verstandestum und eine teils genialische, teils verzweifelte Zeitstimmung um ihn legen wollten, und es strahlt hervor seine tiefe Phantasienatur, die ihn ursprünglich und eigenständig zum Romantiker unter den Dichtern bestimmt sein ließ.

Berichtigungen.

S. 10 Z. 7 v. o. lies: konnten sich unmöglich
„ 6/8 v. u. lies: Zusatz sind, der 17 Jahre später in . . . 1813, II, 311 ff. vgl. . . . 275 ff., gemacht worden.
S. 32 Z. 6 v. o. lies: nachdem die kritische
S. 116 Z. 15 v. o. lies: Formgebung
S. 126 Z. 7 v. u. lies: intuitives
S. 135 Z. 1 v. u. lies: daß sie miteinander

Da das Lovell-Exemplar der 1. Ausg. (für mich je einmal in Berlin und Göttingen vorhanden) mir nur schwer und für längere Zeit überhaupt nicht zugänglich war, kann in der buchstäblichen Zitierung wohl hier und da ein Versehen untergelaufen sein. Ich bitte daher um Nachsicht.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

BINDING SECT. JUL 2 - 1968